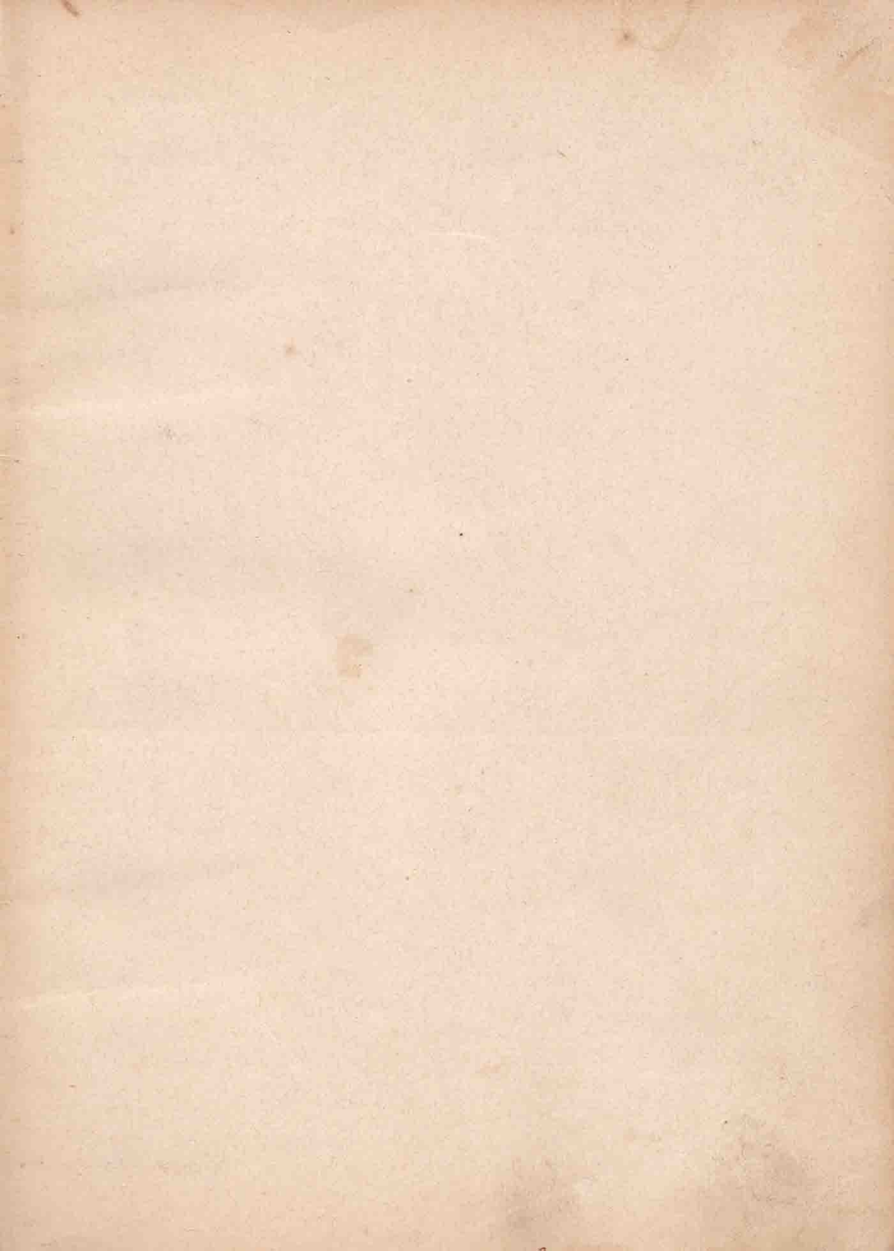
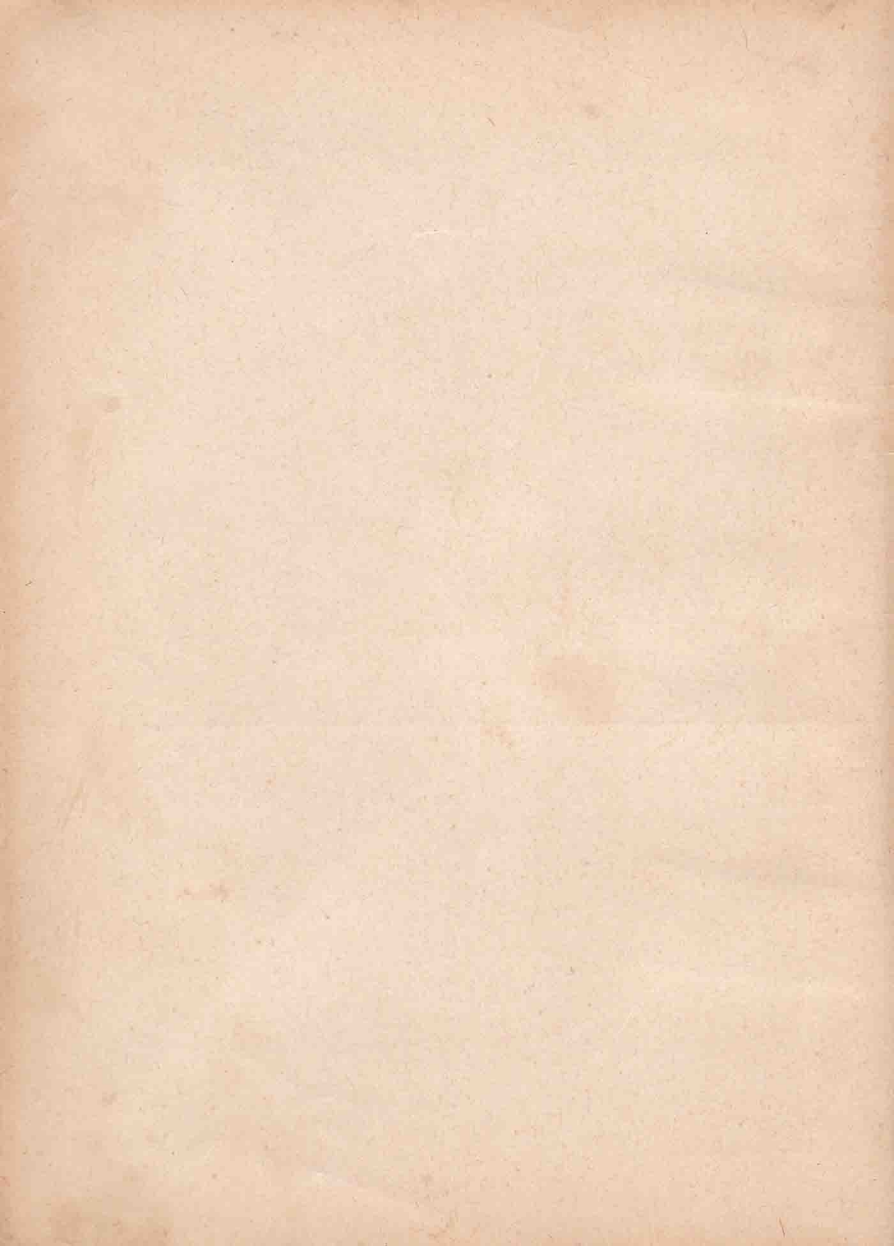








2142

Schweizerische

Familien-Bibliothek.



Gratis-Beilage

zur

„Schweizer-Chronik.“

Thun.
Druck und Verlag von Niklaus Dürrenmatt
1890.

Aes Stück Schulmeisterlebe.

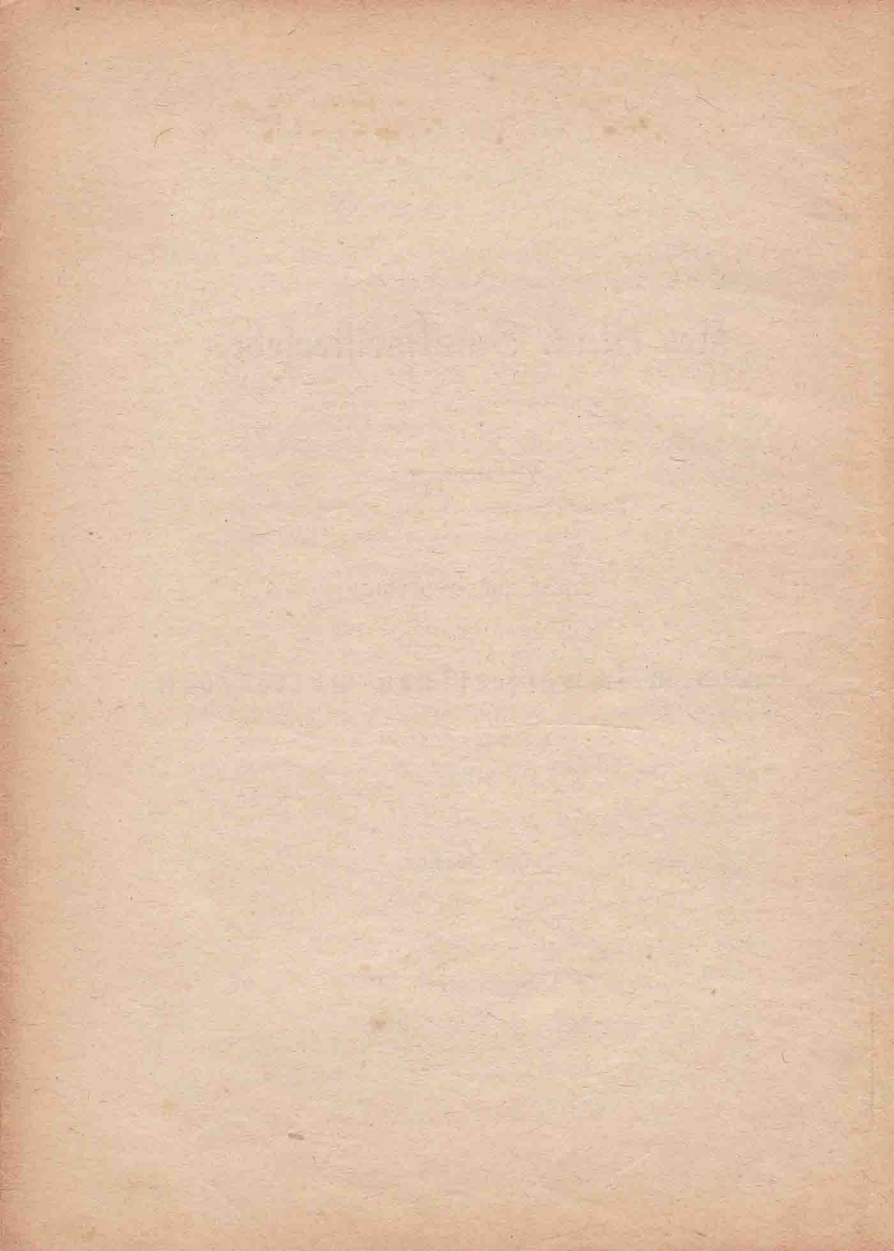
Bilder und Geschichten

aus dem schweizerischen Volksleben

von

Joseph Joachim.





1. Kapitel.

Deheim by dr Muetter.

My Name ist Melchior Füchslein.

Und my Muetter, by der ig mi einisch dorüber beklagt ha, het si ordli etschuldiget und gseit: „Cha nüt drfür, Chind! die Näme werde eim bi dr heilige Tauf bygleit, gwöhnlig em Götti z' Ehre. Und wül dyne, dr Schachemüller, grad Melk gheiße und ne prächtige Taufchueche mitbrocht het und ne funkelneue Brabänter drin —“

„Dä Chueche, Muetter, wo isch dä Chueche?“

„Du guets Chind, da hei sie gässe bim Taufmohl —“

„Und dä glitzerig Brabänter?“

„Ach, wie du au frage mahsch — bi so arme Lüüte! Dä Brabänter isch mit andere, suurverdiente Batze uusgä worde für's täglig Brot, für d'Huuschöste, für d'Zinsli!“

„O i gseh's scho,“ han i gflennet, „Alls het me gessen und verbruucht, nume dä wüescht Name nit, dä het me mr gloh, aß si mi chönne drmit ärgere, 's Wagners Buebe, 's Röcklischnyders, 's Muusers: „Melk! Melk!“ — — Und ha nit emol elleini ne Namestag, mueß 'n mit Zweene theile, mit 'm Chasper und mit em Balz — au das het mr dr Schnyder fürgholte, nonit lang!“

„Dr Schnyder, dä sell zersch̄t für i h n sorgen und syni hungerige Buebe, öb 'r a Andere sy dummi Witz uusloht!“ het d' Muetter balget. „Chaspar, Melchior und Balthasar,

das si jo die heilige Dreikünige gsi, wo us 'm wyte Mohre-
land cho sy, für 's Heilandchindli az'bete —"

„Und Füchsli, Füchsli — — o wien i das ungern höre!"

„Los, Chind du bisch ungrecht, gar ungrecht und uverstän-
dig — — Wege dym Gschlechtsname — da hesch bi de ab-
solut und ganz und gar nüt z'schäme, nei gwüß nit! Dyni
Vorfahre hei dä Name mit Ehre treit, dureweg, so wyt me
weiß! Dy Aehni isch Hatschierer gsi bim Gnade Landvogt
im Schloß; dy Großätti Chammerdiener bim Herr Oebrist
Spieß, i französische Dienste, und erst wo dä umcho isch —
i weiß nit i welem Chrieg — isch au er heicho i sys Heimet,
won 'r du Sigrist worden isch. Und vo dym Aetti selig
z'rede — en brävere, ufrichtigere Ma as dä, het's keine gä
unter dr Sunne! — — Und het jung müeße sterbe! Am
Heiligobe, grad währed 'm Gottesdienst het 'n 's hitzig Fieber
apackt — — o ig armi, armi Frau, wenn ig dra denke!"

Alli Mol, wenn mys Muetterli het aso briegge, da isch
's halt uusgsi mit mym Zanggen und Mungge. Und därung
het sie scho gar nit wellen uufhöre, het gschluchzet und dr
Chopf i d' Scheuben abe gha, zum verbarme. Aß ig eren
um e Hals gfalle bi und gseit ha, es syg mr leid und au
ig well Hatschierer werde und Chammerdiener und Oebrist
oder gar Sigrist, en groże, ryche, fürnehme Ma, und Geld
heibringe ganz Hüüffe, aß sie, d' Muetter mit de Hände nume
zum Fenster uus werfe und lebe chönn wie däi Prinzessi
im Gschichtebuech — — und han ere d' Hand und d' Scheube
vo den Augen eweg zoge und hulfe Thräne abtröchne und nit
nohgloh, bis sie wieder gläch let het und mi küßt und wieder
ihre lieb chlei Schlingel gheiße het, ihres Melchiörli!

Druuf het sie gseit: Hatschierer und Lybdiener channsch

nümme wohl werde, Büebli, die Zyte si vrgange. Ehnder Sigrist, wenn's Gottswillen isch und dä jetzig stirbt — — Aber 's git süscht no viele Lebesarte, wo dys guet Uuskumme finde channsch, Hamberch und Astelligen und Aemtli allerhand, won ig und du nit emol dr Begriff drvo hei. Thue du nume flyßig lehren i dr Schuel und folg schön em Schuelmeister und em Vikari, denn wird dr Roth vorem sälber che was sellisch und chönnisch werde.

Was ig einisch sell und chönn werde — dem han i grad druuf wieder bluetwenig nohgsinnet. Bi diffig gsi und ha Ernst gha i dr Schuel, da'sch wohr, drneben aber bin i mit dene Bueben und Meitschene umenander gfäcklet hüst und hot, Dorf uuf und ab, im Winter go schlyffen und Schlitte fahre, im Sommer go Heu- und Erdbeere lese, go singen und haseliren und dr Geiß lauben i Wald.

Drwyle het d' Muetter deheim Lynigs gwobe vo Morge früeh bis z' Obe spot, jo teuf i d' Nacht ine, i dr füechte Webstube unte. Und wenn ig schlofe gange bi, het sie erst no myni Hösli afo plätze und Strümpf vrsteche und Hemmeli und Nastüecher wäschen und glette. Und ha nit die lysisti Ahnig gha, wie grüsli aß sie si het müeßen astrenge, schier umenschlig, die gueti armi Frau!

Und wenn mr gesse hei — de Morge s'Mehlsüppli, z' Mittag d' Möckli und 's Gaffee, z' Obe 's Mues — ha 's lang nit gmerkt, mängs Johr nit, aß sie gwartet und nume so gmöffelet het, bis ig gnue gha ha und erst denn z' grechtem het afo esse, was no do gsi isch — — und flyßig zsäme gha und z' Ehre zoge het, keis Brösmeli lo gschände, keis Räiftli Brot, keis Herdöpfelschindeli, keis Tröpfli Milch, keis äsigs Bitzeli. Und ali Fäckli Züüg, jede Näthlig Fade, 's chlynst

Restli Schnuer, s' eifältigisch Chnöpfli oder Häftli hübsch dänne tho het — — so en Süferligkeit und Husligkeit, wien ig keini gseh ha wyt und breit!

Und wo dr Vikari gseit het, ig chönn cho minstriere i d' Chilche, i syg jetz groß gnue — wie het sie doch ne göttligi Freud gha, as wär is die größti Ehr wiederfahre! Und mr hulfen uswendig lehre 's Confiteor und 's Suscipiat und d' Responsali, mit großer Müeih, und si gmeint, am wyße Sunntig, won ig s' erst Mol das roth Chorröckli ha chönnen azieh! Und mr ne Pfanntätsch gmacht selb Mittag, vo den erste Eiere, wo 's Mutzhuehn gleit het selb Früehlig!

J han eren au müeße spuele.

Wie 's aber d' Chinder hei: sie wei gwöhnlig lieber mache, was sie nit chöi oder nit sette — bin i, so bheng d' Muetter dr Rügge kehrt het, gflingg uf e Weberbaum use kléderet und ha afo Schiffli schieße dur dä wyß Zettel dure, und mit myne chlyne Beinlene no dr Trette glängt und druuf los gwobe bis dr Fade grisse het oder ghürschtet isch. Denn, wenn d' Muetter cho isch het sie erschrocke gseit: „Du Hagelsbüebli, was machsch mr do! Lueg do das Weberneſt! Und so weni zsäme gschlage, d' Hüehner chönnte Haber fresse drdur — was werde die Bure säge!

Mit dr Zyt aber, ganz gly, han i 's scho ordli los gha, das Webe, und bold mehr möge, i dr chlyne Zyt, as sie selber, das heißt, wenn dr Zettel agstreckt und Alls ghörig ygrichtet gsi isch, denn das mueß gar guet vrstande sy. — — Und ha 's selber ghört, wie sie 's gseit het zue dr Gottebase: „Dä lehrt 's! das git e Weber us em ff, wo cha Bildets mache, die schönste Figure, wie dr Hänel im Ried! Brucht nume ne gschickte Lehrmeister z' treffe. — — Jä nes

diffigs Büebli isch 's, potz tuusig! schloht halt em Vater noh, het dä glych guet Chopf!"

Dr Dokter aber, wo myni Drüese gheilet het, het gseit: „'s Webe i dr füechte Webstuben inn, isch däm Bürschtli wie Gift. Löiht ech das gseit sy!"

2. Kapitel.

Bi dr Muetter und bim Vikari.

So si die Jöhrli, isch mi Schuelzyt umegange.

Und einisch, am Charsamstig Nomittag, won ig vom Exame hei chume, vom letschte, hocket e große schwere Ma hinter em Tisch und het ne längi Fuehrmegeisle zwüsche de Beine. Und d' Muetter seit zuemer: „Lueg do, di Götti! Dank 'm au für das schöne Guetjohr!"

Und zum Müller seit sie: „Jetz lueget en selber a! — — Und dr müeßt mr gwüß Recht gä: für settig schweri Arbet, zum Burewesen und Müllere, isch 'r halt viel z' gring! Lueget nume syni Gliedli a, wie rahn und gsprenzelig!

„Wird si scho usenander loh, bim Schaffe, bi dr Bure-choft!" meint dr Müller.

„I zwyfle dra, öb 'r das wird!" antwortet d' Muetter. „Er selber cha halt nüt drfür, isch halt vo Chlynem uf nes grüsli leids schwächligs Gschöpfli gsi — dir wüsset 's jo wohl, Götti, vom Taufe noche! Kei Mensch het glaubt, ig selber nit, aß 's drvo chöm; het gserblet zweü drü Johr und kei Doktor het 'm chönne helfe. Bis i einisch, am ene Maje-frytig, uf Wangen abe gwohlfahrtet bi zum Gallegrab, — druuf het 'r de Chnopf nes Bitzli ufthue, isch gwachse wie nes Rohr — Aber i möcht ech ömel gwüß nit höhn mache,

Götti! Wenn Dir dr Bueb absolut weit — öppe so im ene Jöhrli zwöi, wen 'r si e chli zweg gloh het — me cha jo wieder luege und brichte!"

Das het sie, wien i gmerkt ha, nume gseit, für dr Götti abzschüssele — —

Und won 'r furt gsi isch, han i au my Meinig gseit, ganz küehn: „Vrsprich nume nüt, Muetter! Mehlseck träge, das mag i nit, ma gar nit müllere, no buure! Jo wenn i mit de Rosse chönnt fahre, mit dr länge Geißle chlöpfe und z' Sattel ryte — das wär anders!"

Mörndrisch, wo dr Pfarrer spaziere gangen isch 's Gäßli uus, bi eusem Hüüsli vrby, isch 'm my Muetter a Paß gstande und het em 's klagt, 's Begehre vom Müller-Götti, ihri eigene Bedenke und Gedanke wege mir. Wie sie gmeint heb, i sett ne geschickte Lynweber gäh und nit unter de Buure umegstoße werde, so nes zimpfers schwächligs Bürschtli. Au my Aetti selig hätt gwüß öppis anders us mer lo werde. Sie chönn vor luuter Stuune schier nümme schlopfe z' Nacht!

Druuf het dr Pfarrherr gseit: „Buurechneten und Mühlicharrer — dere müeße 's halt au sy uf dr Welt, ebe so guet wie Muurer und Steibrecher und Pechbrönner und Holzer. Jungi chächi Lüüt, wo zu nüt anders fähig si — nu, die selle zuegryfe! Wie mr aber dr Vikari seit, isch Eue Jung en bsunderbar glehrsame, heitere, eine vo de Beste i dr ganze Schuel, wo nit grad dr Best. Do läßte si scho öppis anders mache, as Mühlichnecht!" — — Lynweber, schwindsüchtig werde — weit dr das? Denket a Eue Ma selig, viellicht — doch, was will mr säge, 's ist halt so Gottswille gsi! — — do wege dem Junge — will drübr noche denke!"

Und am Tag druuf scho chunnt Bricht, i sell i Pfarrhof.

Und dr Pfarrherr frogt: Gfiel dr das Schuelmeisterwerde, Melchior?“

Hätt 'r gfrogt: Gfiel dr das Künig- oder Kaiserwerde oder gar Bischof — 's hätt schier die glychi Würkig uf mi gmacht!

Schuelmeister werde, mit dr Brüllen uf dr Nase, 's Buech i dr Hand und dr Stecken unter em Arm d' Schuelstuben uuf und ablaufe, und gförchtet z'sy und grespektiert! O die müeßte mr folgen uf 's Tüpfi, Chly und Groß, dä Tatzestecke wett ne um d' Büggel und um d' Ohren ume gä do i 's Seilers Buebe, i 's Schmied's, i's Chrummenachers und em Hühlischuemacher syne, wo mi eisder föppelen und helche — die wett i dressiere! Müeßten i 's Schandeggli chneue uf e dreieggig Stecke, mit uusgspannten Armen, zwo, drei Stund lang, en Tag, ne Wuche, bis sie zahm wäre und mr thäten abbete dr tusiggottswille — —

„Jo, das Schuelmeisterwerde, das gfiel mr nit übel,“ hani i gseit.

Und druuf het dr Bscheid gluutet, i sell's dr Muetter au mittheile, und wenn si 's zfriede sig, wieder cho brichte. Au müeß i denn e Rung cho Stunde näh zum Herr Vikari, aß ig mit Ehre chönn ytrete i dä Kurs.

So bin i denn all Tag i d' Stund gange, z' Obe am Vieri.

Zerscht aber han i der Pfarrchöchi, dr wunderlige Schnupfnase, nes Halbdotzen Aerfel Schyter und nes paar Chessel voll Wasser müessen i d' Chuchi träge vom Höfli noche. Denn erst isch sie go rüefe: „Herr Vikari, dr Bueb isch do!“

Und wenn d' Stund uusgsi isch — selte het sie mi lo laufe, aß ig nit no öppis ha müeße pöstele, zum Chrämer,

zum Beck, zum Milchbuur, uf d' Post, zue der und dieser Frau. Oder de Herre d' Schueh putze. Und han i nes Unthäteli a de Schuehnen ine brocht oder bin i ihrer Meinig noh nes Minüteli zspot zrugg cho, do het sie mr d' Levite glese, gar nit schön! Denn sit aß ig si atroffe ha a selber Chilbi z' Obe, mit dem gwaltige Ruusch im Aescheloch ligge — und ig im Schrecke luut gschroue ha und dene Herre bi go rüefe — sit selbmol het sie mi gar nümm chönne lyde! Und ha 's doch keim Mensche gseit, as myr Muetter, und au dere nume ganz hübscheli!

Und die Plog, won i gha ha, mit dene Studente, wo z'Kavanz cho sy us dr Stadt: zwee die wildeste Husare, wo em Tüüfel und syr Großmuetter nüt nohgfragt und all Fugen im Chopf gha hei, wo emene Buurebueb gar nit i Sinn chäm. Und hei mi plogt und ghelcht schier uf 's Bluet und mr ei Posse um dr ander gspielt, mir eifältigem Bürschtli. Und de het si d' Chöchi schier müeße z' Tod lache. Isch aber öppis verderbt gsi, i Huus oder Garte oder öppis gmuset worde, Spalierbiren oder Trübel, und dr Pfarrherr isch drüber cho, da ha 's natürlig ig verbrocht gha, da sie die Alti und die Herresühnli über ei Leist gsi!

Einisch won i hei cho bi, het d' Muetter ganz verdrießlig dry gluegt und gseit: „Denk au, Melchiörli, was mr begegnet isch: Hütt z' Obe, du bist chum furt gsi, chunnt dr Schuelmeister und foht afa brichte vom Wetter, vo de neue Herdöpfle, vom Preste, wo regier unter de Hüehnere. Und endlige pletscht er 's use: „Isch's wohr, will Eue Bueb Schuelmeister werde?“ Und uf my Bscheid hi seit 'r: „O dä wüll mi de gwüß vrtrybe, vo Amt und Brod, mi alte Ma, mit der chränklige Frau und dem Trüppeli Chinder: Was sell ig

denn aso? Ma däwäg schier nit gschnuufe, cha mi chuum dürebringe! Jo wenn i no jung wär! Aber ne sechzigjährige Ma und au selber nüt chäch — i darf gar nit dra denke! — I weiß zwar wohl, woher das chunnt: bi dellne Herre zweni glehrt — — I Gottsname, cha nüt drfür! Selbigsmol, zu myr Zyt, het me halt gar gringi Asprüch gmacht: sechs Wuche Kurs, und der Schulmeister isch fix und fertig gsi! Jetzt frili verlangt me meh, wüll ne Professor ha — oheye, hätt i doch lieber glehrt chörben oder Bese binde!" — „So het de Ma gjommeret, i ha ordli Mitlyden überchо; und 'm schließlig versproche, du müeßisch 'm nie und nimmer i Weg stoh, i keim Fall nit. Und er het mer grüüsli danket und mr nes Gizzi verheiße vo syr schöne wyße Muttigeiß, ganz umsunst — — Und erst grad han i denkt: Wär's nit gschyder, Melchior, wenn de das Schuelmeisterwerde ganz und gar ließisch fahre und öppis Anders thätisch lehre? Oeppe 's Schnydere — — das wär au gar ne liechts und suubers Hamberch — nit wohr?"

„Schnydere? Schnyderli, Schnyderli megg megg megg!" han i gspottet. „Nei, Muetter, nume das nit!"

„Was denn?"

„Weiß selber nit!"

„So bsinn di! Und ig will my au bsinne."

Oeb mr is aber recht uusbsunne gha hei, isch scho d' Azeig cho us dr Stadt, i sell mi stelle, denn und denn, zum Vorexame.

Und dr Vikari isch selber mit cho i d' Stadt, für bi dr Hand zsy, wenn 's öppe hätt welle happere.

Und nöthig isch 's scho gsi: Won i di Herre gseh ha, mit dene glehrte Brüllen uf dr Nasen, ein so streng aluege

und hochdüütsch uusfrage, wär mr 's Herz bald i d' Hösli abe grütscht — — Notisnoh aber bin i guräschierter worde, bsunders won i gseh ha, aß die andere no dümmer gsi si as ig, nämlig myni Angstkollege. Und wo 's uus und übere gsi isch und men abeglese und proklamirt het: „Aufgenommen: Füchslein, Melchior —“ do het mi der Vikari gar fründlig und freudig aglachet; und mi mit 'm furtgnoh Gaß uus und y, bis vor nes großes Herrewirthshuus, dört isch 'r ine. Und ig bi noche tschümperlet wie nes Lämmli. I dem Huus aber — was dört für en Pracht gsi isch, i dem Saal! Spiegel mit guldige Rahme, so groß wie deheim eusi Chaste-thür; a de Wände zringsum gfarbets, gmolets Papier, d' Decki schneewyß und dr Bode — bhüetis Gott, da Bode isch jo schöner gsi as deheim euse Tisch, da darf mr jo schier nit abtrampe! Und im enen Egge in isch ne jungi Orgele gsi, und Eine het druff ume gfingerlet und drzue welsch gsungen, und das het gmacht — im Himmel cha 's nit schöner sy, bi den Engle! Und dä läng breit Tisch isch deckt gsi mit allerhand Rustig, Teller, chrydewyßi, zwee drei ufenand, und wyßi zsämegleiti Scheubeli drby. Und silberigs Eßgeschirr, Häfeli und Büchsli und sogar zwee Maiestöck im volle Bluest! Hätt mi do nit selle verwundere? Und Herre si uuf und ab-gspazieret und nes Wybervölchli, und das isch so rahn gsi, so rahn — schier rahner as ig, 's het mi dunkt, es sett abenander gheie, i dr Mitte dure, jo gwüß! — Und was mi eigetli verstuunet het: keim Menschen isch 's i Sinn cho oder keine het Höfligkeit gha z' säge: Guete Tag, Herr Vikari! Und em öppe 's Schmatzhändel z' gä, nit emol das Dämeli — Und kennt hei 's 'n doch gwüß — wie sette sie nit, euse Herr Vikari?

Und wenn i tuusig Johr olt wirde, selb Mittagesse vergiß i nit, myr Lebtig nit! — — dr Vikari het mr nämlig ydrüllet gha, im Fenstereggeli inne, wi mi öppe sell benäh am Tisch: Nit zschwytig thue, das sig nit wie deheim, wo me nume eis Plättli uufstell, Schnitz und Herdöpfel odr Chrut und Rüeben unterenand — do chöme 's Sache z'gnue, Eis no'm Andere, me chönn si satt esse, ohni de Gröbel z' mache. Das syg nämlig 's Ordinäri — — Und sell nie zviel use näh uf eimol, und was i use nähm, schön uufesse. Und eister öppen e chly uf ihn luege, wie er umgöih mit dene Sache — — Und richtig, do wird nes Süppli uustheilt, zündgäl, aber so dünn, es hätt si dra kei's Chind chönne satt esse; und druuf Fleisch, ganz dünni Schnäfeli, chum größer as nes Oepfelchüechli. Das hei si eim so über d'Axeln ine glängt, und i ha prezis au nume eis agsteckt, wie dr Herr Vikari au, wiewol 's mi dunkt het, i möcht es Halbdotze, no däm längen Examiniere. Au es chlys Häfeli isch ume gange, vo Hand zue Hand, und Jede nimmt es Löffeli voll use, zündgäli Rustig — was isch es ächt? Nen Art Hungg? Und wie dr Vikari diseweg luegt und em Nochber uf weltsch Bscheid git, nimmen ig voller Glust grad zwöi Löffeli voll use, und loh's gslingg wyters goh. Wie ißt mr ächt das? Jetzt gsehn is: dr Vikari schnydet nes Möckli Rindfleisch ab und tümpflets mit der Gable i dem Züüg ume. Und i, nit fuul, mache 's grad au so, frei gstyf. Aber was isch das? O es byßt mr fast d' Zungen ab, 's ganz Muul, und rüücht mr i d' Nase, ma 's schier nit verlyde! Will's gleitig use machen uf e Teller, aber ojeh! jetz luegt mi grad dr Vikari a und frogt hübscheli: „Dunkts di guet, das Esse?“ Und i säge: „Jo!“ und worgle's abe, und 's trybt mr doch 's

Augewasser füre! Und 's het 's au müesse breiche: keis Aug thuet 'r ab mr, brichtet mr, i allem Esse, vo syne Jugedjohre, wien 'r als arms Buebli i d' Stadt cho syg zue syr Tante, und wien en die heb lo studieren, us ihre Mittlen, und Alles für en tho heb, wie nen eigeni Muetter, und — und — i ha nüt meh verstande drvo, das Züüg, das gäle Tüüfelszüüg — o i bringe 's schier nit fertig! Und darf nüt fürloh — — Und es chöme na meh Plättli, no mengs, Gsottnigs und Brotnigs und Bachnigs, ha bi wyt und fer nit gwüßt, was 's isch; und au keis Verlange drno gha — denn im Buuch inn het's mr aso gramsele bis a 's Halszäpfli use, im Chnopf aso warmen und sturm werde, dr Vikari, die Herren und Dämli, dr ganz Saal isch zringelum gange — i ha chuum meh chönne uufstoh und use goh vor Schlechtigkeit. 's isch halt die größti Zyt gsi, im Gang usse het 's mi aso lüpfe — wohy goh, i Gottsname, wohy? Won i au uufmache, nüt as Zimmer, eis schöner as 's ander — mira, i cha nit andersch. O die Schand, dr Vikari, zwöi Dienstmeitli und die dicki Huusmadam um mi ume z'gseh! Und i meine, 's Herz, d' Därm welle mr zum Lyb us — Alls wege dem verfluxte gäle Züüg, wo mr wieder früsch uufgrochen ist — — —

Und dr erst Gedanken isch gsi: Lieber deheim Chruut und Rüebe oder nes magers Mues, as do das fürneme Herregschlüder, wo eim so übel macht! —

---

3. Kapitel.

Dr früschbachnig Schuelmeister.

Kurios! Deheim het mi das magere Gmües und das dicke Mues doch nümme recht gut welle dunke. Und ha jedi Stund abzellt, bis i chönn i 's Seminar yrucke.

Und dr Schnyder het müesse zue, für mr ne neui halbwuligi Bchleidig z'mache und dr Schuehmacher — mit Stolz han i das Alls aglueget, dä Gstad, mit Stolz drvo gredt, bi dr Muetter, wie schön das syg i dr Stadt, und das Herrelebe, won ig gseh heb. Und ha mi gwüßermaßen selber als en Art Herr gfühlt, als junge agände Schuelherr. Und allerhand großi, schöni Plän gmacht, wie mi myni Kamerate einisch werden aluege — —

Endligen, am Simon- und Judistag, han i chönnen abwatze mit myne Siebesache, d. h. chönne mitfahre mit 's Chuerets Steffe, wo nes paar Seckli Haber furtgfüehrt het, i Sterne.

Und wo's zum Abschied gange isch und d' Muetter so luut briegget het und mi ume Hals ume gnoh — do isch's mr doch ganz kurios worden um's Herzgrüebli ume ganz wässerig i den Auge — —

Und uf dr Reis, nume um nes Gspräch az'foh und mi fest zmache vor em Steffe, han i gseit: „Bisch au bekannt" — 's isch nämlig der jung Steffe gsi und dä han i wohl dörfe dutze — „bisch au bekannt i dr Stadt?"
Ig au! Bi sogar einisch am Ordinäri gsi im „Schiff".

„Schiff isch keis i dr Stadt."

„So isch's 's Chrokedil gsi — ömel 's fürnemst Wirths-

huus, selb isch gwüß, aß eusers deheim nume ne Wageschopf isch drgege!"

„Ma lycht!" seit dr Steff und zündet glychmüthig sy Pfyffen a. Dä het 'm nit starch lo imponiere!

I ha mi arg tüüscht: 's Seminari isch nit i dr Stadt gsi. Abr au nit wyt dervo, blos nes Viertelstündli, im ene stille fründlige Dörfli, im ene stille fründlige Huus. Und stilli Lüüt hei drin gwohnt, dr Unterlehrer und sy Familie.

Still und fründli isch 's au furta zugange, i dem Seminar, wie amene Schnüerli: Lehren und essen und wieder lehren und spielen und spaziere, ei Tag wie dr ander, de Sunntig uusgnoh — sell i das bschrybe? Das chönnte hundert Andere besser as ig! — — Bi dene heitere Kamerate, dem flyßige Studieren und lustige Spielen isch das Jöhrli — 's schönste Jöhrli vo mym Leben — umegange, ha schier nit gwüßt wie! Ha by all dr Arbet und Fröhligkeit fast my Muetter vrgesse. My armi Muetter — beedi Mol, won ig hei bi uf Bsuech, isch sie, wenn sie gmeint het, i schlof, wieder süüferli i d' Webstuben abe düüsselet und het gwobe bis teuf, teuf i d' Nacht ine — Alls für und wege mir, ha 's gwüßt!

Und wo 's Exame cho isch und die Herre uufgruckt si, us dr Stadt, eine finer as der ander, do het 's mr doch afo chrüüsele: Bstostisch ächt, oder bstohstisch nit? — —

Doch jo, i bi bstande!

Und won i das Züügniß i de Hände gha ha, 's Lehrerpatent, isch's mr vorcho wie ne Traum — — Also jetzt wär 's endligen überstande, das Aengstigen und Müeihe, jetzt hätt i 's erreicht, was mys Strebe gsi isch, my Ehrgyz syt Jahre! — — Zeh, ölf Jahr ha mi myne Lehreren unter-

zieh müesse und mi dücke — jetz bin i selber Schuellehrer, selber Herr, und 's Ghorsame isch jetz a Andere. D' Juged vom ene ganze Dörfli wird si vor mir müesse beuge, all Lüüt mi in Ehre ha, groß und chly!

Da'sch am 18. August 1838 gsi. Wer weiß, han i denkt, öb mr das Datum nit einisch no i d' Weltgschicht ytreit, mit guldige Buechstabe — —

Drum bin i uf dr Heireis scho ordli zuversichtlich abtrampet. Und am Fluehrain, i dem viel bsuechte Gastwirthshuus, bin i ykehrt — nit öppen us Hunger oder Durst, nei us luuter Freud und wil 's mi gwunderet het, wie mi jetz d' Lüüt werden aluege. Aber vo bsunderbar Aluege isch kei Red gsi; nes paar Fuehrlüüt, grobi, brutali Burschte, hei bi Wy und Fleisch nume vo ihre Rosse brichtet und Wäge und mi gar nüt g'achtet. Und Frau Wirthi selber, die het mi nume so läi (lau) grüeßt und em Stubemeitschi befohle: „Bring dem Junge ne Halbeschoppe, Bäbeli!“ Das het mi ordli gfuxt und i bi druff und dra gsi, für dem dicke, hochmüethige Wyb mys Patent unter die dicki Nase zha und zsäge: Lueg do, wer i by! — — Doch han i's unterwege gloh und no mym Steckli glängt und mym Bündel und bi fürbas gange em Heimet zue. Au dört het me weder glüüte no gschosse, won i yzoge bi! Ha sogar müesse köre mit eigene Ohre, won i bi Seppels Hüüsli vrby gange bi, wie 's Annmarei gseit het: „'sOltesigerste Bueb isch au wieder hei, Muetter! Do goht 'r grad vrby und het dr Chopf uuf, wie en Sternegugger — — Wie dä gwachsen isch! Aber dünn mager wie ne Bohnestange!“ — Au die Buure, wo Mist und Gülle gfüehrt hei 's Dorf uuf und ab, hei si kei Minuten

uufghalte wege mir und glychmüethig zu tubaket, as wär i nit dä, won i bi!

D' Muetter abr, my liebi gueti Muetter, die het mi anerchennt und ne Freud zeigt, nit zbschrybe!

„Gottlob!“ seit sie, „isch 's einisch erstritte! O wie suur isch mi die Sach achoh und wie hert! Jetz, statt z' choste, channsch du brav Geld verdienen, Melchior, gell? Nöthig hei mr 's scho, grüüsli nöthig — — denn, i darf dr 's schier nit säge: d' Geiß isch krepirt, denk au, eusi gueti olti Zottelgeiß, ganz ungsinnet, am Zystig z' Nacht! Und das schwarz Tschuppelhuehn het dr Marder gfresse, das guet Huehn, wo so groß i Eier gleit het, schier Johr uus und i! — Ha scho 's Geldli zsäme ghüüselet gha, für Dir ne neui Sunntigbchleidig z'chaufe; jetzt längl's chuum für ne früschi Geiß, und ohni die chönne mr jo nit lebe!“

Und würklig, mini Arme hei halbelleläng us dene fadeschynige Rockermlen use gluegt, au d' Hosebei si mr chuum meh übr d' Waden abe cho, dr Lyb halb am Rüggen obe gsi, das het mr au dr Spiegel gseit zum Ueberdruß.

„Viellicht“, tröstet d' Muetter, „chunnsch grad es Gstell über, do oder dört! Hei 's dr nüt vo dem adüütet, die Herre?“

„Nei, wyters nüt. Das heißt, me het mi ytreit i d' Kontrollen; und gseit, me werd mr brichte, wenn öppis los syg. Da 'sch halt dr Regierig ihri Sach!“

Und Bricht isch cho, ganz bizyte, ungsinnet: J sig als Hülfslehrer gwählt uf Hälishuse. Ytritt sofurt, so gly as müglig. — O wie het mr 's Herz klopfet vor Freud, 's Papier het frei zitteret i myr Hand, aß d' Muetter erschrocken isch

und gfrogt het: „Was isch gange, Melchior? Gwüß nes grozes Unglück“ —

„Nei, Muetterli, nes grozes Glück! J bi Lehrer, d. h. Hülfslehrer worde, was denk uf 's nämligen use chunnt! — — Jetz dir grobe hochmüethige Dorfschnabe, jetz werdet dr hoffetlig Respekt übercho! Aber wenn i einisch wieder hei chume, zell i au nümm mit ech, thuen ech 's nit zum Gfalle!“

Und voller Freude ha mi uf e Weg gmacht uf Hälis-huse, i my erst, neu Würkungschreis. Dä isch für en Afang groß und schwer gnue gsi: Ne Schuel vo achzig Chinder, groß und chly, nen olte Schuelmeister, maloder und churzöthig, wo grad sy Afall gha het — — „Guet“, seit 'r, „aß ig — Hilf über — chume — — do die Fra — tze — bringe mi no — unter e — Bode —“ Dr Wueschti will 'n schier er-stecke. Und 'r fahrt furt: „Also — do die A — fänger — du wirdsch doch wüsse — wie mr — das macht? Hesch jo d' Meth — d' Methodik — gstudiert — me git 's halt — bi de Junge — schynt 's gar glehrt — und praktisch. Hei 's, — mir Olte — selber müesse — probiere — Jede no syr Fa — son — — Und do die zwöiti Klasse — chönne 's ABC schrybe — lese, dritti Tabelle — — dritti Klasse — Zifferrechne — Schrybe — Sätz — — Vierti Klasse — chönnte 's guet, wenn sie — wette; aber bösi uwodligi Buebe — schlimmi Meitschi — hei nüt as Possen im Grind und — Faltschheite — z' Leid lebe — — Stecke bruche, Stecke — wien ig au — wenn i nume d' Chraft hätt — dr Othe“ —

Die chlyne Büebli und Meitschi hei mi groß agluegt, die Hintere grozen aber d' Chöpf zsäme gsteckt und heimlig guschelet und no mr higschielet; und i ha 's guet möge höre, wie Eine, ne rothe laubfleckige Schlingel seit: „Dä isch au

i dr thüre Zyt uf d' Welt cho!" Und es Meitschi het bygfüegt: „Glycht uf 's Hoor em Schnyderlehrbueb, wo einisch i 's Maritze Huus, um nes Gwett, dur nes Hosebei gschloffen isch, hihihi!" Und Alli hei aso lache, schier überlut.

Sell i grad mit 'm Stecken über sie herfahre? Eigetlig wär das em Alte sy Pflicht gsi, bi jo so zjägen erst ine cho — 's schickt si doch nit wohl .... Aber d' Täubi het mi schier verwürgt, und i ha denkt: Wartet nume, dir Luuswaar! Es anders Mol werdet dr 's de scho gwahre, daß ig nit churzöthig bi, wie dä arm olt Ma! —

Und d' Glegeheit isch cho, grad mörnderisch. 's isch nämlich Donnstig gsi, wo d' Fortsetzigsschüeler hei müessen yrucke für nes Stündli; ne Bank voll groß trotzig Burschte, wo nit gwüßt hei vor Hochmueth, wei sie grüeßen oder nit. Und hei würklig nit grüeßt; und hei so böckisch tho, schier nit zum Uushalte. Und wo ne d' Uufgab gä ha, en Körper uuszrechnen, so höch und so breit und so läng, het Eine a sy Hosebändel glängt und gseit: „Und fünf Zoll dick!" hei Alli aso gigele und enand ablinzlen und stüpfe ... do isch mr d' Geduld uusgange, eismols. Mueß nes Exempel statuire! han i denkt und, dr Stecken i dr Hand, da Fürwitzig heiße vortrete. Aber wer nit chunnt, isch dä gsi, jo, i ha müeße köre, mit eigenen Ohre, wien en die Anderen uufstüpfe: „Gang nit, Jörg, blyb hocke!"

„So?" han i gseit, „du wotsch nit cho? Mueß di also cho hole?" — Und i bin 'n go hole ... O i hätt 's ringer lo blybe! denn wien i dä Bursch bi sym halblynige Chrage packen und an em ume zerre — er het e Buggel gmacht, wie nes Muneli, doch glaub i hütt no, i hätt 'n am End doch vom Fleck brocht, denn d' Täubi isch z' allmächtig gsi,

bi mr, und scho han ig 'n e chly uufglüpft gha vom Bank, trotz aller Schweri und allem Sperre — do zerrt mi Eini hinterruggs am Bei, i verlüre 's Glychgwicht und falle mit mym widerhöörige Burscht zwüsche Stüehl und Bänk abe, ig fryli obenuuf. Und — o mys Bluet empört si hütt no, wenn i a die Schand denke! — zwöi drü Mol gspüren i my eige Tatzestecken uf mi abe suusen uf ene Stell, wo 's zwor am wenigste schadt, aber weh thuet gradglych .... I demselbe kritische Augenblick isch mr aber my olt Schuelmeister z' Hilf cho, vo de Chlynen ewegg; het nit lang Zyt gha nom ene Stecke z' sueche, mit dr Schrybtafelen i dr Hand isch 'r über sie hergfahre, wie dr Samson über d' Philister, und het ne sie, hau 's oder stech 's, über d' Grinden ine zwickt, aß sie blüetet hei wie d' Säu! Au ig ha mi chönnen uufmache und mit 'm Stecken aso dryschloh, fünf Minute lang, wie ne Blind, wie rasig, aß 's frei gstobe het uf dene Büggle und 's Hoor gflogen isch i dr Stuben ume ...

My olt Schuelmeister isch halbtodt gsi; und ig au; und d' Bueben au. Und die andere Chind ertatteret öppis grüsligs. So daß mr d' Schuel hei müeßen uusla uf dr Stell. —

Da'sch my ersti Schuelmeisterfreud gsi. Dr Schuelmeister isch is Bett glege, mänge Tag, und het kürchlet und bärzet, 's isch eim frei angst worde.

Dä Struß het si zwar nit wiederholt, die Bürschtli hei sie ordli düßt und in Acht gnoh; aber 's Schigganiere, so heimlig, hintedure, hei sie doch nit chönne lo gelte, und a Chyb und Aerger han i kei Mangel gha, Tag für Tag. Und tuusig Mol han i gwünscht, wenn i nume d' Gwalt hätt, d' Chraft! Und by mr selber denkt: Nes leids grings Bürschtli sett doch nie Schuelmeister werde! —

Au die Chlyne, d'Afänger, hei mi dur ihri Ungschicklichkeit schier tuubetänzig gmacht. Und nit vrgebe het's mr einisch traumt, gly Afangs, i heb es Dotze hagelbuechegi Tütschi um mi ume und die müeß i, bi Todesstraf, lehre lesen und schrybe; und bi am Morge ganz naß gsi vom Schweiß. Und würklig isch's mr einisch vorcho, daß mr so ne dickköpfige, eifältige Düppel, won em e ganzi Stund dr „A" zeigt ha uf em Brättli und hundert Mol uf 'n ygredt und grebitirt gha ha: „Seppeli, säg: A!", aß daß Bürschtli endlige 's Muul uufthuet und ganz brieggerig seit: „I cha jo nit schäge wie Du, Scheppeli schäg A!" Was, ums Himmelswille, will me mit Settigen afo? O i ha mr das Alls ganz anderisch vorgstellt gha, im Seminari!

Und d' Chost, bi mym Schuelmeister — es schickt si zwor nit vo dem z'rede, aber i mueß 's doch no bemerke — die Chost isch leider nit geeignet gsi, für mir Chraft und Guräschi z'verschaffe — — dä nöthig Ma het halt ne starki Huushaltig gha. Und wenn i d' Frau kört ha sägen: „Aber Hansli oder Kädini oder Fritz, hau doch nit so Brot ab! Denk, 's Leibli chost drei Batze und hei nume no das!" und das Abschnittli zu mir ufe cho isch, han i scho dr Mueth verlore gha und nümm dörfen abschnyde.

Und wo mi d' Muetter gfrogt het, z Wiehnacht, won i hei cho bi uf Bsuech: „Dr Lohn, Melchior — was git 's für Lohn?" do han i 's, ach! selber nit gwüßt! Im Regierigsschrybe het 's halt nume gheiße, as do und do hy go, als Hülfslehrer — —

Drum han i dr Mueth zsäme gno; und wo dr Oberamtmen einisch cho isch, für d' Gmeinschrifte z'erlesen im Schuelchaste, und nebeby au d' Schuel i Augeschyn gno het:

„Dr Gehalt, Herr Oberamtme, wie stoht 's mit dem, wenn i froge darf?" — du seit 'r no langem Bsinne: „Nes Gsetz dorüber, so viel i weiß, git 's keis! Doch von andere Fällen aznäh, mueß Euch dr Schuelmeister d' Chost gä gratis, und d' Regierig zahlt Ech, wenn mi nit irre, us ihrem Sack achzg à hundert Franke per Johr — — 's isch fryli kei großi Summ. Aber das sell ech dr Mueth nit näh, mi liebe, junge Ma! Dir dörfet d' Sach au nit vo dem Standpunkt uuf-fasse! Ne Bürschel goht i d' Lehr, wie Dir au drin gsi sit, im Seminar; er goht aber au uf d' Walz, uf d' Wander-schaft, für si wyter uusz'bilden i sym Bruef; und frogt nit no'm große Lohn, da'sch d' Nebetsach; Nu, das do isch jetz Eui Wanderschaft! Und dä Ma isch, wenn au kei glehrte, doch ne gschyde, praktische Schuelmeister, won ech Mängs cha zeige, mängs Vörteli, wo im Seminar nit glehrt wird, bsunders wie me mit de Chindere sell umgoh. Das wird Ech zur gueten Empfehlig diene für wyters z' cho; und au ig wirde nes gueis Wörtli bylegge, chönnt druf zelle! Drum: Ei Zyt isch nit all Zyt!"

Das, die Red vom Oberamtme, het mi ordli erquickt. „Ei Zyt isch nit all Zyt!" han i denkt, wenn mr öppis schief und quer gangen isch; „Ei Zyt isch nit all Zyt!" wenn dr Verleider het wellen über mi cho. „Es wird wohl au nes anders bessers Lüftli cho z' wäihe, wer weiß, wie bald!"

Mit dr Welt bin i weni i Berüehrig cho, us mehrfache Gründe: am Tag han i chuum dr Zyt gha und z' Nacht — was hätt i z' Nacht selle dusse thue, wenn 's finster gsi isch und mr nit gwüßt het, wer eim begegnet, Fründ oder Find? Also han i my Zyt deheim zuebrocht, i dr Schuelstube, bi mym olte Schuelmeister. Dä isch — me hätt 's dem be-

scheidene Ma nit agseh — ne Meister gsi uf dr Gyge, im Gsang, het 's eben als Chorbueb gründlig glehrt i dr Stadt; und wien 'r wieder e chly besser het möge gschnuufe, isch 'r au gern willig gsi, für mr Lektione z' ertheile im Notelese, im Spiel und i dr Gsanglehr. So daß ig en recht lieb gwunne ha und em 's vo Herze ha möge gönne, aß 'm mit de warme Früehligslüfte wieder freier worden isch um d' Brust ume und 'r si notisno het aso ebchyme. Und er het 's zwor nit gseit, aber i ha 's doch chönne merken und em 's gar nit verübel gno: Er chönn 's jetz alleini, i dr schöne, vakanzryche Summerszyt!

4. Kapitel.

My Gsichtschreis thu't si erwytere.

Da sch nes Wandere gsi vo eim Ort zum andere, wie ne rechte Zugvogel! Gester no Hülfslehrer z Hälishuuse, hüt Hülfsschryber bim Prokerater Scherer z' Wulisheim. —

Do han i müessen Akten abschrybe, nüt as Prozeßakte, so läng wie die berüehmti Seeschlange: Rechtsbegehre — Bewysatz eis, zwöi, drü bis i d' Dotzen ine oder wyt drüber uus — Replik, Duplik, Triplik — Inzidenz — Vertagung — Zügeverhör — abermal Vertagung, wil der ander Prokerater nes Aegertschenaug übercho het — Augeschyn — o Alls so lederig und troch! Und ha do die Buure müesse mit aköre i dr Schrybstuben inn, wie sie em Prinzipal vo ihre Händle deebberet hei, Stundelang, dumms, lydeschaftligs, eifältigs und kolderigs Züg, aß ig mängmol schier lut ha müesse lache, mängmol aber lieber drvoglaufe wär! Aber my Herr Prokerater, dä isch nit drvoglaufe! Dä het sie ge-

duldig akört und sie uufgmunteret und ne gueti Hoffnig gmacht, wie ne Dokter, wenn 'r nen Uuszehrigschranken unterhänds het. Denn vo dene Manne, dene widerburstige, wunderlige und händelsüchtige, thuet 'r lebe, nimmt nen ihres Geldli ab, 's isch ne Freud z' luege oder ne Gruus — wie me 's eben aluegt — — Do si grad zwee gsi, ne ryche Buur und ne dicke Wirth, die hei enand ghelchet und mit enand prozidiert, schynt 's scho sit Johre, wege 're Bagetell, us luuter Hochmueth und Zwängerei. Und einisch z' Obe isch em Buur sy Prokerater cho und seit: „Wie, Kollega, du wotsch dä Handel lo uusgoh, im schönste Bluest, wo 's no so vieli Federe zrupfe git?" Do antwortet euse: „Dyne ma allweg no Federe ha, mynen aber isch so zsäge blutt wie nes gmuusets Huehn! Ma nit öppe no d' Chöstten ybüeße, denn verlüre thuet er 's doch!" —

„Isch no niene gschribe!" seit dr Ander und blinzlet so schlau. „Wenn 's recht achehrsch — im Vertraute gseit — em Buur sy Hauptzüüge — 's isch e chly ne fuuli Sach — wenn me recht mit 'm redt, zum Eid trybt — er thuet en nit, darf en nit thue! — — Nit verrothe — hesch kört? Adiö!"

„O!" han i denkt, „das gscheihen au Sachen uf dr Welt!"

Chostesnote han i müessen uusfertige, 's isch mr schier schwarz worde vor den Auge; für jedes Wörtli, wo my Herr gredt het, für jede Schritt und Tritt, jo für jede Gedanke — „Nachts aufgewacht und über den Casus nachgedacht — fünf Franken"; — aber au sechs, acht, zeh Franke, im Handumdreihe, für nes Werkli i de Pantoffle! Vo dene

Reisen uswärts gar nit z' rede — 's het mr schier gruuset, die Zahle nume z' schrybe und zsäme z' zelle!

Und ha mehr as einisch denkt: „O wärisch doch, statt Schuelmeister, Prokerater worde." Aber grad druuf isch 's mr wieder i Sinn cho: „Für das hättsch du 's Züg nit gha, wärisch viel z' guetmüethig, viel — wie sell i säge? — gsi!"

Nu, bi mym Herr han i ne gueti Chost gha, ne ganz famosi. Und ha, wenn Niemer anders umeweg gsi isch, i dr schöne Herrestube dörfe sitze, nes Stündli oder zwöi, und mit de Töchtere musiziere. Dr Suhn, wo grad für ne Wyl hei gsi isch ab dr Universitet, het mi mit em gno i d' Gsellschaft, d. h. i Gsangverein, i d' Kummedi. Jo, i ha selber müesse mitspiele, nes Ritterfräuli sy, wo me i d' Gfangeschaft gschleipft het unter d' Räuber — — O wie han i Auge gmacht bi dem Yblick i die ganz anderi, no myne Begriffe so unghür fürnehmi Welt! Drum hei 's mr au fürgholte, i thüei so schüch und zimpfer, wie nes Meitschi; sogar 's Prokeraters Töchterli, die bleichsüchtigi Schüli, het mr einisch dä Vorwurf gmacht unter vier Auge, und isch mr mit em klebrige Händli über d' Backen abe gfahre; und i ha 's frei gspürt, daß ig roth worde bi bis a 's Ohreläppli —

So isch dr Summer übere gange und dr halb Winter. Und z' Wiehnacht, won i hei cho bi zue myr liebe Muetter, han ere grad my Meinig gseit: „Schier han i im Sinn uf dem Poste z' blybe, heißt das, wenn mi dr Herr bhalte thuet. 's goht doch viel ringer, as dr ABC Charre z' stoße. Und au dr Verdienst — do die sechs Neuthaler het 'r mr mitgäh nach Huus; wie viel no uselueget, chan i zwor nit säge ha halt nit dörfe froge, hüt de Morge, denn 'r isch gar bös

uufgleit gsi wege sym Suhn, wo nöye wieder über e Strick sell gschlage ha, ganz gwaltig, z' Heidelberg usse.

D' Muetter aber het bedenklig dr Chopf gschüttlet und gseit: „Los, das gfallt mr nüt, das gherrschelig Lebe! Grad do mit 's Prokeraters Bueb — dere git 's schynt 's viel, denn d' Glegeheit isch z' groß zum Liederligwerden a settigen Orte. Scho letschthin, wo mr brichtet hesch vo dene Lustberkeite, Zsämekünften und Thiratere, wo die junge Lütli z' Nacht zsäme chöme, uusgrueihet und übermüethig, schlimmi Chnaben und Meitli — do isch nüt as Gfohr uf Schritt und Tritt, i allen Egge! Und nüt betet wird a de Chiltobede, nit emol dr Rosechranz — do het dr bös Find scho gar großi Gwolt, zum Voruus! O i cha dr nit säge, wien i nen Angst gha ha, die Zyt uus, und extra ne Meß ha lo lese uf em Muettergottesaltar, aß ömel kei Schade lydisch a dyr Seel — — — Au dr Pfarrherr het die glychi Meinig und erst chürzlige gseit, öb ächt au dra denkisch a dy Pflicht? Und di niene wellisch amelde, wo doch Lehrerstellen usgschribe syge, zwöi, drei? Am End, wenn dä Bruef thätisch uufstecke, müeßtisch no 's Chostgeld zrugg zahle a 's Seminari“ — —

's isch fryli Alls wohr gsi, was d' Muetter gseit het und au dr Pfarrherr. Und das Alls het mr ordli Gedanke gmacht, ha selbi Nacht schier dr Schlof nit chönne finde.

Isch 's nit prezis gsi, wie abgredt? Grad mörnderisch, am Wiehnechtstag, isch es Schrybe cho vom Oberamtme. Und drin isch 's gstanden i Fraktur: d' Schuel z' Mattewyl — vakant durch Todfall — gueti Gmein — sell mi bewerbe, er well mi unterstütze bi dr Regierig —

Und i bi 's worde, ohni Astand, sofurt. Und ha die Stell müessen atrette, dr glych Tag no.

Do han i die sechs Neuthaler guet chönne bruuche, bis i nume nes Gufferli gha ha und e Regeparisol und ne Wullhuet — denn so armüethig, mit em Bündeli unter em Arm, han i doch nit dörfen uustrete. A ne neui Muntierig het 's nümme glängt, so nöthig aß ig sie au gha hätt!

My Prinzipal, won em Adie gseit ha, het gmeint: „Wäret doch ringer do bliebe, hätt ech chönne bruuche! Afäng, zuegseit isch zuegseit und 's Wort mueß me halte, bsunders ne Schuelmeister — — Aber scho dä Bruef — mir chönnt er 's nit! Lieber no mit dummen, ungattlige Buuren umgoh, as mit Schuelerbuebe, wo em Tüfel ab em Charre gheit sy. Wenn mi däini au mängisch ertäube und dur ihri Eifältigkeit oder Verschlageheit schier i Verzwyflig bringe — dofür müend sie mr bleche, für guet!“ Und er het mit de Fingeren a syr dicke guldigen Uhrechetti ume gfätterlet, uf sym dicke Buuch, aß sie glitzeret het im Sunneschyn. — — Doch het er mr no drei ganz Fünfliber gä rückständige Lohn und mr Glück gwünscht uf dä neu Lebeslauf. Und schier ungern bin i gscheide.

Die drei Fünfliber han i dr Muetter welle gä für ihren Unterhalt. Sie aber het gwehrt: „Bhalt du sie nume, Melchior! Darfsch doch nit ohni Sackgeld sy. Und do dä chrällelig Geldseckel — da'sch dym Aetti selig syne gsi, het en übercho vo syr Stiefschwester, der Chlosterfrau z' Namejesis (nominis Jesu). Und wenn ne füre ziesch, dä Geldseckel, so denk jedesmol a dy Aetti, wie ne bravi, gueti Seel — — o i mueß allimol briegge, wenn i an 'n denke! . . . Denk au a my, a dy armi Muetter, wo Alls für dy tho het, zwänzg Johr lang, und alli Hoffnig uf di gsetzt — denk dra! Und nimm di vor böser Gsellschaft in Acht, vor schlechte Kamerate, vor

de Meitschene! Jo die Meitschi, die si nümme wie albe, gwüß nit! Viel hoffärtiger, viel lebiger, viel faltscher, viel schlimmer! Wenn ig do 's Ronis Zwöi gseh nebena, wie 's die trybe mit de Buebe — 's isch ne Schand ... Also nimm di wohl in Acht — hesch kört? Und bet all Tag, de Morgen und z' Nacht und heb Gott vor Auge. Und denk a dy schweri Pflicht. Und lo di ordli em Pfarrherr no, de Vorgsetzte und fürnehmere Buure — o i chönnt dr ne ganze Tag zuesprече, wurd nie fertig! ... Und heb Sorg zur Gsundheit, z' Nacht deck di guet, aß di nit verchöltisch — bhüet di Gott, my liebe, liebe Melchior!"

Au mir si d' Auge füecht worde bi ihrem Briegge.

5. Kapitel.

I dr Schuelstube — definitiv.

Im ene wyte Thal nes großes Buuredorf, mit breite Strouhüsere und mächtige Miststöcken und dicke Buure; ne chlyni boufälligi Chilchen und ne schöne, große Pfarrhof, zringsum Baumgärte, Matten und Acher, tupfebe — da'sch Mattewyl gsi, mis neu Heimet.

Z'ersch ha mi em Amme vorgstellt, doch dä het chuum dr Zyt gha, für mi recht z' grüeße, denn dr Metzger isch dört gsi und het gmärtet um ene feiße Stier.

Druuf bin i zum Pfarrer gange. Da'sch gar ne fründligen öltere Herr gsi und het mi grad a Tisch gno zum Mittagesse ... Und nochede isch 'r mr cho 's Schuelhuus zeige: nes wytläufigs Gebäu, ordli nebeduß, wo me nebst de Schuelchinderen und em Lehrer au no de Schneeschlitten unter brocht het und d' Gmeinchärren und d' Brüggebiegen und

d' Fürsprützen und weiß Gott was für Grümpel. Nebe 'm Schuelzimmer isch nes Chämmerli gsi, ganz voll Spinnhumpelen und Müsechrügel.

Dört chönn i, wenn 's uufputzt syg, schlofe, het dr Pfarrer gseit, heig wenigstes schön warm.

„Und d' Chost näh, wo meinet dr, Herr Pfarrer?"

„Jo, do isch guete Roth thür, my Liebe! Göiht dr zum Amme, so wird viellicht dr Stattholter höhn, göiht dr zum Stattholter, so het 's dr Friedesrichter ungern, dr Chilchmeier und Schuelschaffner — nit grad wege 'm Nutze und au nit eigetlig wege dr Ehr, wege 'm Schuelmeister — mehr wege dr Schalusie, wüll mr dä oder diese mehr estimieri. Si halt — i wüll ech 's grad säge — gar stolz und schalu, die Buure hie ume, mit dene mueß mr gar Büßeli Büß mache und ne 's Hoor streichle, für mit nen im Friede noche z' cho. Ha 's au müesse lehre ... Jetz bin i zfriede, und i glaube sie au ... Also vom Chosthuus zrede: bis dr das gfunde heit, chönnt dr bi m i r esse, will d' Babette froge, öb sie 's zfriede syg; denn sie isch au afen alt und wunderlig und will d' Ehr ha — dir begryfet!"

Dä guet Pfarrherr het mr au ne Bettstatt glieh, ne schöni chriesbäumigi, und drfür gsorget, aß mr 's Chämmerli frohnwys usepuzt worden isch. Und ig ha ne Bueb hei gschickt zue dr Muetter, für mys Bett go z' hole ... Guet, daß Niemer umeweg gsi isch, won i 's uuspackt ha — so armüethigs Züg zu dr fyne, glaggierte Bettlade! ... Wenn i doch nume ne Tagdecki hätt, han i denkt, wie 's Pfarrherre! d' Babette mueß mr eini chaufe, will sie drum ersueche!

Die Decki, die het mr dr erst ganz Fünfliber eweg gno!

Doch vo dr Schuel z' rede, da'sch doch d' Hauptsach gsi:

dr Pfarrer het mi denen achzg Schuelchindere vorgstellt als ihre Lehrer, und nen Achtig und Ghorsam anbefohlen in ere schöne Red — i hätt 'm mögen um e Hals falle drfür! Und würklig hei d' Chinder uufmerksam zueglost und si mr cho d' Hand gä, eis nom andere — 's het mi schier glüpft vor Freud.

Und bi mit eme großen Yfer a 's Lehre higange und ha vorläufig gluegt, wie wyt die Klasse vorgruckt syge. — —

„Jä, do müeßt dr ordli unten afoh!" seit dr Pfarrer. „Eue Vorgänger — es sell sym Seeleheil nüt schade — dä het 's i de letschte Johre leider nümmen ernst gno mit syr Pflicht. Isch Burger gsi, het d' Gmeinschryberei verseh und Nebegschäfti gmacht, mehr as 'r het chönne bsorge; und drzue no buuret — dört i selbem Huus äne, im Egge. Het Schuel gha, prezis frohnwys, d. h. aß d' Zyt ume gangen isch und 'r dr Lohn het chönne zieh. Und d' Buure hei fünfi lo grad sy . . . Und i säg 's ohni Hehl: Niemerem, syt Johre, han i dr Himmel so guet gönnt, de Schuelchindere z' lieb, as däm Ma, em Schuelmeister . . . Uf Euch aber, my Liebe, setze mys größte Zuetraue, my ganzi Hoffnig! Kennet dr das schöne, prächtige Lied:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben —
Bewahret sie!" — —

's isch eigetlig a d' Künstler grichtet, i meinen aber au a d' Lehrer, a d' Jugederzieher" — —

's Herz isch mr frei wyt worde, bi 's Pfarrers Red! Und i han em d' Hand gä und em versproche, treu z'gedenke myner schwere und zueglich schöne Pflicht —

Aber wie weni ideal isch 's mr scho mörnderisch vor cho bim Schuelha! Do si zwe Bueben ine cho, grad währed 'm

Bete, über und über voll Schnee, und hei blüetet us Muul und Nase; hei enand prüglet gha uf em Weg und ein het dr ander aklagt. Drum han i Beed müesse strofe. Und Beed hei gar nüt guet tho, dr ganz Tag nit.

Und wüll i die hintere Klasse bsetzt ha, just no ihre Fähigkeite, no dr Rechtschrybig, isch Nomittag nes Buurewyb cho, wie Für und Flamme, und seit, ihres Töchterli em Statthalter sys, heb i z'unterisch tho, und nes Tauner=, nes Fötzelmeitschi oben a! — öb das öppe däweg müeß goh? Wol, do werden ander Lüt au no nes Wörtli welle drzue säge — — — Und isch furt gschnüzt wie ne Bummechugele. Und 's Meitschi het gheulet und mi selb Tag schier i Verzwyflig brocht mit sym Täubbele.

Ne Bueb, won ig wege sym wüeste, böswillige Trybe abgstroft ha, e chly chäch, den Andere zum Exempel het si im Usegoh, unter dr Thür, umkehrt und grüeft: „Wart nume, i säg es em Aetti!“ — dä han i fryli wieder zrugg gholt, mit Uufwand vo alle Chrefte, und em ne zwöite Denkzeddel uufgheftet und gseit: „So, jetz isch 's si besser derwerth, em Aetti zsäge!“

Wer isch aber dä Aetti gsi? Niemer anders als der Friedesrichter! Und dä het mi uf dr offne Stroß gstellt und mer 's z merke gä: fünf Johr syg sy Bueb scho i d' Schuel gange und heb vom olte Schuelmeister, synes Wüsses, keis Chläpfli übercho. Ob 'r ächt jetz, uf eimol, so bösartig worde syg? J sell 's numen öppe nit übertrybe — —

's isch ne Stiftig gsi — weiß nit woher — aß dr Schuelmeister all Samstig z'Obe mit de Chindere i d' Chilche göih und dört ne Rosechranz beti und d' Letenei. Für das isch sechs Chrüzer Lohn uusgsetzt gsi — — — Und i ha 's chönne

köre mit eigenen Ohre, wie ei Nochbüri zue dr andere gseit het: „Dä betet ganz anderisch, 's isch gar nit dr glych Ton — dunkt 's di nit au, Babi? Und anstatt „Empfänknuß", wie 's dr Bruuch isch, seit 'r: „Empfängniß" — 's isch eim ganz ungwohn und me sett 's nit dulde, dr Gmeinroth sett si dry legge! Und hesch 's au gseh, wien 'r macht bym „O du Lamm Gottes." Das heißt me jo gar nit a d' Brust klopfet, da'sch nume so tüpft mit zwe Fingere — ne wahri Aergernuß!"

Und wenn i dr ganz Tag mi müed gfuustet gha ha mit dene achzg Bueben und Meitschene, für dä Schuelcharre i 's recht Gleus z' bringe, han i z' Nacht nit emol ordli chönne rueihen und schlofe! Denn do hei d' Müs tho i mym Chämmerli ume, turnet und gsprungen und pfiffe und d' Wänd uuf klederet und i dr Diehli ume grepoldet wie bsesse. Jo sogar i Strau-sack si 's mr cho, unter 's Hauptchüssi; und dört hei sie käfelet und si grodt e ganzi längi Nacht, i ha mi ordli gförchtet und gmeint, sie byße mi no i's Bei trotz aller Mägeri!

Bis i Gift kauft und gleit ha; aber au do si 's no viel fürbliebe und zwar grad die muethwilligste, boshaftigste, jo gwüß!

Und de no Oeppis — i setts zwar nit säge, 's isch zweni ideal! Aber wül i doch grad am Ufzelle vo mynen agehnde Schuelmeisterfreude bi, so will i au das nit verschwyge — wege dr Chost — — Do cha me mir lang cho brichten und säge: So ne Rämpel, dünn und mager, sett, so dunkt 's ein, nit wohl hungrig werde — das si Flause. Me isch jung und wachst. Und d' Chost im Pfarrhuus — mit der isch 's halt däweg gsi: guet, usnehmed guet und fyn! Denn dr Pfarr-herr isch selber ne große Fynschmöcker gsi und het drzue e Bitzeli im Mage glitte — grad 's Gegetheil vom Herr Profe-

rater: dä het e Bitz Rindfleisch chönnen esse, wie ne Fuust, und nes halbs Schwiensrüppeli drzue und als Notisch no sechs Vierlig Chalbsbroten; und kei Beschwerde g'üßeret, as e chly Berzen und große Durst; er het aber au christligs Ysäche güebt gegen alli syni Tischgenosse — — Also guet und fyn, drfür aber grusam weni! Plätteli, nes chlys Chind hätt si chuum dra überesse. Fryli het mr dä guet Herr die Plättli gstyf aneglängt und gseit: „Näht nume, Schuelmeister, näht! Müeßt nit uf mi luege!" Ig aber ha au nit ellei möge dr Hungrig, dr Gröbel mache und 's letscht Löffeli voll zsäme scharre, hätt mi doch gschiniert! — — Zum Zimmis (Vesperbrot) hei 's Pfarrers Wy gha und öppis drzue! und me het mi agfrogt, öb i au well mitha? me mach 's billig, so billig as möglig. Jo, dä Wy und das „öppis drzue" das hätt i scho möge verlyde, bhüetis jo! Aber i ha aso rechne: Jährlig drühundertzwänzg Franke Lohn — das schryb i oben a uf d' Tafele — so! De ungfähr drühundert Tag Chost, per Tag à siebe Batze, macht zweihundert zeh Franke — — Soll i 's Zimmis no zahle, nume sechs Chrüzer per Tag — macht au scho wieder fünf e vierzig Franke — zsäme zwöihundert fünf e fünfzig — restirt sechzg und fünf Franke! Und ha no keini Chleider, keis Buech! Und sett dr Muetter no Sparniß heibringe, sie erwartet gwüß ne großi Summ — — Nei, nei, adie Zimmis, wüll lieber leer schlücke, ha kei Wahl!

Aber vo Mittag de Zwölfe bis z'Oben am Achti isch ne längi Zyt, bsunders wenn me si schier heiser gschrouen und mit dene siebe Dotze Schuelchindere ne halbe Tag ume gschlage het, denn isch dr Hosebändel, so eng 'r au gsi isch, eisder wie wyter worde, dr Mage het aso ruugge wie ne

Frösch und 's isch mr mängisch schier schwarz worde vor den Auge, gege'm Oben ane — — Was han i gmacht? — o lachet dir nit, wo Zimmis Wy hei und „öppis drzue“, au dir nit, wo z' Mittag Säurüppeli vertilge chönnt oder au nume Speck und Suurchruut bis gnue — lachet nit! — do bin i hinter d' Schueltischdrucke grothe und ha die Oepfel zsäme gsuecht, won i dene Bueben und Meitschene währed dr Schuel zum gschmierige Hosen- oder Jüppesack uusgno ha als reglementswidrig, oder au d' Wäihestücki, die Stücki Brot. Und ha alles Schüchen überwunde, ha d' Auge zuegmacht und öppis anders denkt und herzhaft dry bisse — o lachet nit, i bitten ech!

6. Kapitel.

Neui Bekanntschafte.

Da'sch nes Pflästerli gsi uf d' Wunde, das Schuelexame! Dr Pfarrherr het 's gseit, dr Pfarrer-Inspekter het 's gseit und au dr Vikari vo Häflige, wo dr Prüefig bygwohnt hei: das syg en großе Fortschritt gege früecher, zum Verwundere! — Au dr Amme wär cho, aber 's isch selb Abrelletag just im Per gsi, nes guets Kalenderzeiche zum Güllefüehre; dr Statthalter het Schof bschoore und dr Friedesrichter isch go ne Chueh chaufen i d' Bergen ine. — — Vo all dene Vätere het si keine lo erblicke, uusgno dr Läubizimmerma, en ärmeren Ansaß; und dem hei d' Auge glänzt vor Freud, wo sy Bueb so guet het chönne rechne, und het mr d' Hand drückt us Dankbarkeit.

Und Zyt isch 's gsi, aß i d' Schuel e Wyli ha chönne bschlüße; denn wie d' Früehligssunne so warm zum Fenster

ine gschyne het und d' Mugge tanzet und d' Vögel pfiffe und d' Fuehrlüt klöpft hei dussen ume, do hei d' Chinder kei Sitzleder meh gha uf de Schuelbänke, und au ig keis zum lehre; bi müed gsi und abgspannt wie nen Acherguul. Und ha mi ordli heigsehnet no myr Muetter und für chly uuszrueihe, drü, vier Wücheli.

Drum bin i au zum Schuelschaffner gange und ha hübscheli aghoschet wege 'm rückständige Löhnli. Dä Ma het lang nit gwüßt, wöll 'r oder wöll 'r nit, und allerlei Uusflücht gha, er sett es Paar Stiere chaufe und 's schick em si ordli schlecht. Bis d' Frau het aso uufbegehre und seit: „Schämst di nit, Christe, dr Schuelmeister däweg use ztage! Het die paar Franke öppe wohl müesse verdiene, scho a euse Buebe!“ Do het 'r neumis gmurret und dr Chasten ufthо und die Fünfbätzi und Zeh- und Sechschrüzerli und Batze füre brösmelet und zsämeglese, 's grob schön Silber aber i dr Blotere zruggbholte. Und han em 's agseh, wie das ne reut, das elend Hämpfeli Geld! — — Und won i mit 'm Pfarrherr uusgrechnet ha, isch 's a Vorschyn cho, aß no zwöi faltschi Stückli drunter gsi sy. Die het dr Herr glychwohl als voll agno und gseit, er well dem Ma scho dr Tex uuslegge, us 'm Evangeli.

Dä guet Pfarrherr — — Won i wieder ume cho bi am Maitagobe, isch 's Erste gsi, was i vrno ha, scho im Feld uß, vom ene Schuelnochber: 'r sig als Chorherr gwählt worde, nämlig dr Pfarrer, grad gester heb mr Bricht übercho dur ne Städtler Herr und ne Standesweibel, won 'm syge cho grateliere.

Z'gönnen isch 's 'm wohl gsi, dem olte chränklige Herr.

Was werden aber die Lüt, syni Pfarrchinder drzue säge? han i denkt.

Am Sunntig druuf scho han i's chönne köre, a dr Gmein, i myr Schuelstuben inn. Do isch, neben andere Sache, au die Aglegeheit zur Sproch cho. 's isch dr Leiterewagner gsi, wo drvo agfange het, wie si dä Pfarrer um d' Gmein vrdient gmacht heb, um d' Juged, um die arme Lüt, um die Chrankne, i alle Stücke, wie nit bold Eine, wyt und breit. Und müglig, aß 'r würd blybe, wenn em Gmein ordli aholte thät — — Do het dr Chnuchelbuur sy gsaftigi Tubakpfyfe uusgleert, grüschvoll dur's Röhrli blost und gseit: „Wer trybt en furt? wer heißt en goh? Kei Mönsch! Isch recht gsi, 's isch wohr. Het aber wohl chönne bi dem Ykumme! Isch dr Erst, wo furtzieht vo do, 's wird em halt verleidet sy bi eus — und drum sell 'r i Gottsnamen au goh! D' Händ unter d' Füeß legge — nähä, das thüe mr nit! En Andere schlecket d' Finger drno, jedwedere, no so nere guete Pfruend, ne settigi Pfarrei!

„No so nere guete Pfarrei!" so het's tönt wie nes Echo vo Bank zue Bank; und d' Buure hei Byfall gnickt: „Sell goh, wenn 's em nit gfallt — chönnen en nit abinde!"

Und won er Abschied gno het i dr Predig, syn em d' Thränen über d' Backen abeglaufe. Und bi überzügt gsi, hätt d' Gmein nume lycht nes Wänkli tho und ihre Wunsch uusgsproche, er möchti blybe: im letschte Moment no hätt 'r umkehrt und d' Wahl uusgschlage! Won 'r 's Wort a d' Juged grichtet het, a syni viele Täufling und Kummenikante, und sie ermahnet het, dene Lehre z'gedenke — — und selle Gott vor Auge ha und den Eltere folge und em Lehrer und em neue Seelsorger, und au ihn nit ganz vergesse, er werd für

sie bete all Tag, all Stund -- do hei d' Wyber, hei d' Meitli afo d' Auge wüsche; d' Mannen aber, die dicke Buure, si ghocket wie d' Holzböck und Miene gmacht, as gieng sie das Alls gar nüt a!

Mir het er Büecher gschenkt ne ganzi Bygi dütschi Klassiker, für my ne wahre Schatz. Und mr sy väterligi Fründschaft versproche, und sy Bystand, so wyt dä öppe mög gklänge. Du isch 'r furt und dr Chapeziner yzoge für ne Wyl.

Also han i nes anders Chosthuus müesse sueche — wo?

's mueß si Alls zueträgen uf dr Welt, 's Guete wie 's Böse und au das mittsdrinn. Grad isch dr Chilchmeyer au vom Pfarrer cho, wege 'm Abrechne; und dem han i 's klagt, my Verlegeheit.

„Will mit myr Frau drüber rede — viellicht — nu i wüll ech Bricht gä, dä Obe no!“ — Und dä Bricht het gluutet, i sell nume cho, grad cho z' Nachtesse.

Und wien i die Chilchmeyere gseh — no ne jüngeri Frau — han i in Gedanke mys eige spezifisch Gwicht mit i h r e m muethmaßlige Gwicht vergliche und gfunde, es chönnt si allefalls verhalte, wie 1 zue $2^1/_2$ oder gar wie 1 zue 3, so groß und dick isch sie mr vorcho; und die rothe glitzerige Backe, die drü Chinni uf enand obe und die Arme — herrje die Arme! Drgege dä mager unschynber Ma! Au han i gly gmerkt, wer eigetlig d' Hosen a het und 's groß Wort füehrt i dem Huus inn. Het dr Chilchmeyer au dusse, mit syne Lüte, mit de Nochbuure und a dr Gmein ordli guräschiert rede und thue chönne — deheim, syr Frau und ihrem Redhuus gegenüber, isch 'r zerflosse wie Wachs am Für.

Do, a dem Tisch, het 's im Verglych zum Pfarrhuus gar großi Plättli gä, so groß schier wie ne Taufstei und

ghuuftig voll. Und mr het chönne zuegryfe und esse bis gnue, so lang me het möge. Aber weiß Gott, i ha ebe afangs gar nit recht möge; denn Alls isch schröckli ruuch gsi und umen obehi gchochet oder grüsli zur Unzyt.

Denn 's mehrste Mol z' Mittag, wenn i us dr Schuel hei cho bi und i denkt ha, 's möcht öppe Esseszyt sy, isch my Chilchmeyere gwüß no mit eme Chessel voll Wasser bim Brunne oder mit emen Arfel Schyter bim Huusegge gstande und het brichtet, viellicht scho nes ganzes Stündli, mit ere Nochbüri, mit eme Chacheliwyb oder wer öppe verby gangen isch. Denn het sie erschrocke gseit: „Bhüetis, do chunnt scho dr Schuelmeister und will esse! und ha no nit übertho!“ — Dinn hei d' Hüehner, Hund und Chatz Schärschi gha, i dr Chuchi, i dr Stube, uf Tisch und Bänk, sogar uf dr Fürstatt, i Pfannen und Häfen und im Eßgschirr ume; oder het 's chly Chind gschroue wie am ene Messer im Gade hinte und han i d' Ehr gha, dä Brüelbueb go z' gschweige oder gar zrothsamme — — und was sie chochet het, isch nume so uuf und drvo gange, so weni eigelig! Vielmol isch sie drvo eweg zue ihrer Muetter gange, grad über d' Gaß übere, öppis go frogen oder go brichte. Und isch dr Buur hei cho mit syne Lüte, müed und hungrig ab em Feld und vo Esse no kei Red — wol, dem hätt i 's welle rothe, uufz'begehre! Er het si aber wohl ghüetet, het öppen e chly brummlet oder gsüfzet und isch still in en Eggen ine ghocket, wie 's em ene richtige braven Ehma schön astoht.

Guet het sie fryli au chönne sy, d' Chilchmeyere, gege 'm Ma, gege die arme Lüt und au gege my. Mängs liebs Mol, wenn mr elleini deheim gsi sy, het sie hurti nes Eierbräusi gmacht, oder Nidlewäihe oder Hung und Anken us dr

Schubladen use zoge zum Gaffee, oder nes Stückí Fleisch präglet 2c. und gseit: „Chömet gschwind, Schuelmeister, au cho mitha! Dir esset jo so bluetweni am Tisch — fryli, so eme Huufe Volch cha mr nit so gherrschelig choche, thäte ein jo vo Huus und Hei esse — — Gryfet nume zue, aß dr drüeihet! Mueß mi jo süscht schäme, als Eui Chostfrau, und mueß ech so mengisch ploge mit dem und diesem." Und dä Gäffee us em Znünichännli isch ordli besser gsi als dä z' Morge, us dr Fünfmooßchanne; i ha alliwyl 's nämlig blüemlet Schüsseli gha; bim Früehstück aber, wenn 's au gfüllt gsi isch, nämlig 's Taßli, bis a Rand, han i das Sprüchli z' Bode no ganz guet chönne lese, dur die luuteri Brüeihi dure: „zum Andenke." Au em Ma het sie, wenn sie guet z' Paß gsi isch, öppis vo dene guete Sache dänne tho. „Er mueß au so gnue schaffe, dr Hans!" het sie de gseit, „und wär so wyt recht — — Wege dem, syr Freini, han ig en au vorzoge. Hätt Mänge chönne ha, zum Byspiel dr Roggemüller, aber lueg mr jetz dä a, wien en Uverschanten as 'r isch gege syr Frau! Fahrt hüscht und hott i dr Welt umen uf Gwünn und Gwerb los oder mängisch nume z' unnutz, und sie cha si deheim mit dene viele Diensten umeschlo und darf schynts nume nüt dry reden i sys Gschäft! Aber wol, dem wett i 's zeige, mit mym schöne Geld! — — Me mueß die Manne halt grad vo Afang a gwenne, wenn sie ein no recht lieb hei! Loht me nen einisch dr Zügel, so isch 's für alli Mol gscheh, mit aller Herrligkeit, i alli Ebigkeit — — I glaube, dir gäbet au no ne gueten Ehma, Schuelmeister, syd so ne freine, verständige!"

Dann und wann isch sie au z' Chilche gange, sogar am ene Werchtig, das heißt a Vakanztäge, wenn i ha chönne

hüete. Aber ojeh! Do hei d' Chind lang chönne blangen und schreie, und die junge Säu brüelen im Stall, und d' Hüehner gagglen i dr Chuchi, und 's Wasser strudlen i dr Pfanne — — die Chilchelüt, die Meßwyber hei halt so viel Neus gwüßt, me het schier nit chönne von ne cho! Und de het sie doch au no chly müesse bi dr Muetter stoh vor ihrem Huus, 's git jo so viel z'brichte, z'rüehmen und z'chloge. — — Ig selber bi mängisch schier tuubetänzig worde vo dem lange Warte, und ha nümm gwüßt, was i mit dem hungerige Brüelbueb sell afoh. Und mängsmol denkt: „Wenn di au öpper gsäch, vo deheim, oder ne Kolleg, mit dem ufläthige Kind uf dr Schoß, Bappen ystriche, oder Milch ygüdere!“ Und mys Männergfüehl und my Bruefsstolz hei si wellen empöre gege dä unwürdig Chindsmagdedienst — — Isch aber d' Huusfrau wieder hei cho und het si fründli exgüsirt und fründlig tho, oder gar nes Güetseli us em Schublädli use zoge, isch au my ganz Zorn verroche gsi und dr Mueth verlore — —

Vo de Werche z'rede, vo Heuet, Ern und Emdet, wo 's natürlich Vakanz gsi isch — do bin i mit mr z' Roth gange: sell i hei goh, die Zyt us, oder do blybe? d' Bürenen aber het gseit: „Wenn dr nit absolut hei müeßt, so blybet dir bi eus! Grad i de Werche chömet dr is schröckli kummod, i weiß albe schier nit, wo mr dr Chopf stoht, sett dinne sy und dussen au, allen Orte. Und dr müeßt 's nit vergebe thue, zellet nume druuf!“

Und i bi blibe, ha jo weni z' versuume gha.

Zerscht ha mi au als tüchtigs Mannevolch welle stelle, ha d' Sägetzen uf d' Axle gno und bi mit de Mähderen uuszoge, i d' Matten use, i aller Früechi, und ha probiert z'

mäihe — aber o weh! Bim erste Streich scho fahrt d' Sägetze mit em Spitz i Boden ine, au im zwöite und dritte, d' Mähder lache si schier z' Tod ob mym Thue, dr Buur aber seit: „Wart, Schuelmeister, i will dr das Ding zeige, wie mr d' Sägetze füehrt! Alls mueß glehrt sy uf dr Welt, au 's Mäihe!" — Aber das Lehre, bi dr Hitz, bi dem viele, schwere Gras, bi mym zarte Wuchs! Z' Mittag, won i hei cho bi, hei mr d' Chneu und d' Arme gschlotteret wie emene arme Sünder im letzte Stündli, ha nit gwüßt, leb i no oder bin i tod, ha vor Müedi und Elend schier nit chönnen esse, bi abglege wie Ein, wo me heitreit ab em Schlachtfeld.

Und d' Chilchmeyere het großes Beduure gha und gseit: „Ha 's wohl denkt, 's göih ech so! So herti Arbet und gar nüt gwohnet — da'sch z' viel zuegmuethet! Wett nüt säge, öppe worbe, chehren und reche" — —

Und ig ha gworbet und grechet mit de Meitlene.

Und Nomittag isch d' Bürenen use gange und ig hätt selle hüete und e chly zue de Chinde luege. Zwar het si my Stolz afo bäumele gege die Zuemuethig. Gly aber isch s mr i Sinn cho: Was witt mache? Oppeniere oder gar wyters go in es anders Chosthuus? Und di verbrüeihe bi ihre und au bim Chilchmeyer, wo jo Gmeinroth isch? Zwar het me si schynts au scho lustig gmacht über sys Gmeinroth sy: Einisch z' Nacht, vom Schaffe grüsli müed, het 'r au müesse go sitzen i Roth; und isch halt uf sym Sessel ygschlofe! und won en dr Amme stüpft und frogt: „Nu, Chilchmeyer, was seisch du zue dr Sach?" do heb my guet Ma d' Augen usgriben und gseit: „I ha die Meinig wo dr Friedesrichter!" Dr Friedesrichter heb aber selbmol no gar nit gredt gha — — Und i ha wyters denkt: Au das darfsch nit ußer Acht

lo, das gringe Choſtgeld, nume ſechs Batze per Tag, i dr Vakankzzyt gar nüt.

Alſo iſch d'Bürenen uſe gange und ig ha gaumet.*) Sie het mi glehrt, wien i ſell dr Gaffee mache i's chly Chänneli und früſchi Milch erwellen nnd Alls ſchön zwarme ſtellen i's Chunſtrohr ine, bis ſie hei chömm — — Aber wo ſie hei cho iſch — es ſi 20 Grad Wärmi gſi im Schatte — do iſch ſie uf 's Huusbänkli abpletſcht, 's het frei gchrachet, und het ganz glüeiht im Gſicht, und Schweißtropfe ſi's von ere gfalle, ſo groß wie Trübelbeeri, und het ſchier nümm möge gſchnuufe — ſie het mi trotz dem Aerger, won i im Stille gfaßt gha ha, nit weni duuret. Und wo ſie druuf, um Othen überzcho, i 's offene wyte Tenn gſtanden iſch, wär ſie allweg froh gſi, wenn ere mit em Thor Chüeli zuegwäiht hätt, doch han i das hartherzig lo blybe, ha mi doch gſchinirt — Und ſie het gjommeret! „O ne Buurefrau, die mueß doch viel uusſtoh, Verdruß und Müeih und Hitz, allerlei! — — Hätt i doch dä Metzger Spyswirth gno us em Städtli, wo mr ſchier d' Zechen abtrappet het es ganzes Johr lang! Oder am End nume ne Schuelmeiſter ghürothet mit mym ſchöne Geld, hätt's mal lycht beſſer!“ — Ig aber ha denkt: Ne Schuelmeiſter, — 's thät mr doch ordli gruuſe — —

Bis dohy bin i, nebſt de Schuelchinde, no weni mit de Lüten im Dorf bekannt gſi, wül i ebe ſelten oder nie vo Huus gange bi. Denn die Dorfſchnabe hei mer 's bis dohy gar nüt chönne, wege dem fürwitzige und ungſchlachte Thue, dem Uusſchänzele.

Do iſch aber Eine hei cho us dr Fröndi, em Amme ſy Suhn, wo juſt 's Exame abgleit gha het als Vehdokter, ne heitere, flotte Burſcht, wo dr Gummang kennt het und d'

*) Haus hüten.

Maniere. Und einisch zwüsche Heuet und Ern, chunnt 'r au cho ne Schuelvisite mache, und seit: „Fallt 's ech denn nit au uuf, Schuelmeister, dä miserabel Gsang i dr Chilche, bim Gottesdienst? Wo dr Sigrist und die zwee olte Manne eistimmig pläre und de Heiligen uf lätynisch wüest säge? Me chunnt jo Zähn- und Ohreweh über nume vom Lose! Zringsum, i viele Dörfere, het men e dütsche Gsang ygfüehrt, drei- und sogar vierstimmig — ne wahri Freud! Chönntet dir das nit au? Hei jungi, hübschi und alerti Meitli, ne ganzi Schnuer voll, und Chnaben au, heiteri Burschte, mit hälen und teufe Stimme — — dir chönntet ech nes großes Verdienst erwerbe und Niemerem größeri Freud machen as grad mir!"

Dä Gedanken isch mr au scho obglege, ha nume dr Mueth nit gha, für en z' vollfüehre. Jetz aber bin i zuem ene Fründ gange, ne Kolleg, go luege, wien er 's agriffe heb.

Und dr Vehdokter het Meitli und Chnaben i 's Schuelhuus brocht, ne ganze große Chranz.

Aber das Lehre — was isch e Heuet und en Ern gege das Lehre mit settige, total ungüebte Lüte? Han i ne Satz au Stundlang vorgyget und vorglalet, schier heiser, Stimm für Stimm: cis, h, a, gis, fis — ach was hei die vo fis und gis gwüßt? Was es Roß vom Harfespiele! Ha Alls müessen ydrülle, Ton für Ton, Silbe für Silbe; und han i mit der Altstimm gsunge, het gwüß d' Erststimm au mit gmacht, hei gmeint 's gelt ihne oder au umkehrt — zum häle verzwyfle!

Doch, me sett nie an ere Sach verzwyfle. Mit Gwolt cha mr jo ne Geiß hintenume lüpfe, mit Flyß und nit Nolo Felsen ushöhle, Berge durchsteche und 's Unglaubligste voll-

füehre: A dr Martischilbi hei mr i dr Chilche die neui dütschi Meß gsunge.

Und die Lüt hei d' Ohre gspitzt und si ganz verstuunet und Freud gha, ganz e gwoltigi, d' Chilchmeyere isch stolz gsi uf das Lob, as hätt sie selber das Aemtli glehrt, und mr nen Eiertätsch uufgstellt, selb Mittag, zum Fleisch, so groß schier wie ne Wullhuet.

Wie gseit, all Lüt hei Freud gha a dem schöne Gsang, uusgnoh nes paar olti Wyber und Mannen und dr Pfarrer —

Jo, dr Pfarrer! Denn sit Jokebstag hei mr wieder ne neue gha, eigetlig nen olte graue, won i's d' Wahlbehörde anegwählt het; denn i dr Gmein selber hätt 'r spöter chuum es Dotze Stimmen übercho, so ne wunderlige Heiligen isch das gsi, nen oltväterische, lünige — — Dr erst Grueß, won 'r mr tho het i dr Schuel, isch gsi wege 'm Bete! das göih so lys und lai und demüethig zue, aß wenn 's verbote wär; statt si öppe herzhaft lo z'köre. Bsunders dr Glaube, dä sell luut, so luut und chräftig as müglig bekönnt werde — — Es anders Mol het 'r sy Unzfriedeheit g'üßeret über my Religionsunterricht. Dr Katichismus werdi viel zweni glehrt, dä sette die Chind ohni Uusnahm uswendig chönne vo hinte bis vorne, uf 's Tüpfi, das wär viel meh werth as dene Bueben und Meitschene vo de Graubündner Berge, vo dene Seene und Flüsse und gar no vo frönde Ländere z' brichte, oder mit ne z' politisiere — — Bi erst spöter drüber cho, aß 'r unter dem Politisiere d' Schwyzergschicht vrstande het — Ueberhaupt, het 'r gmeint, bruchte die Chinder, die Buure-chinder, nit halb so viel z' wüsse. Me heb 's albe, zue olte Zyten au gmacht, besser as jetz, und nit 's Dryßgisch heb chönne lese, vergesse schrybe. Und d' Lüt syge zfriedener gsi

und wyt frömmer. „Aber wo chunnt 's her?“ het 'r gseit. „Mr weiß 's jo scho: vo de Freimuurere, Gottlose goht das uus. Und mr hei jo, wie me seit, dere sogar a dr Regierig, a dr neue liberale! Do mueß mr si über nüt meh verwundere!“

Und wo mr 's erste Mol, a selber Chilbi, die Meß uufgfüehrt hei, han i 's scho gmerkt a sym gschnauzige Singen und Beten a, aß bim Pfarrherr nit ganz häl Wetter isch. Und nochede, dr glych Tag no, won ig und dr Sigrist bin em z' Obe trunke hei, wie 's Bruuch gsi isch a dene vier höche Täge, het er 's gseit: „Isch das nen Andacht, wenn me singt wie im ene Kummedihuus, he? Ha mehr as eirisch im Sinn gha, still z' lese und gar nit furt z' amte. — — Es anders Mol müeßt dr Tänz uufspiele, das köre d' Lüt, anstatt z' bete, no viel lieber“ — —

Und notisno han i 's selber au glaubt, was dr Vehdokter styf und fest bhauptet het als gwüßi Wohret: dä Pfarrherr heig me nume dohere gwählt, wül 'r syr Pfarrei schröckli vrleidet gsi syg. Dr Amme vo dört, zueglych Großroth und ne ysflußryche Ma, syg dr Wahlbehörde nogsprengt, vo eim Mitglied zum andere und keis guets Wort gspart und kei Wy, und au d' Regierig dr Gottswillen agholte, sie selle doch sy armi Gmein vo dem Herr erlöse — zue de Mattewylere paß 'r jo scho, syg lang guet dörthy — —

7. Kapitel.

Mys Herz i Aufruehr.

Mit dem Chilchegsang het mys Schuelmeisterlebe ne ganz anderi, lebhafteri Wendig gno. Bi besser bekannt worden

unter den erwachsene Lüte, ordli beliebt. Mänge Chnab, mängs Meitli, wo vorede glychgültig und sogar stolz by mr verby gange sy, hei mr jetz fründlig zuegnickt oder nes Gspaß-wort zuegrüeßt, nes fyns oder au es nit fyns — so gnau darf mer 's halt nit nä uf 'm Land — — und das het mr uusnehmed wohl tho, mit dr Zyt ha mi ordli afo meinen und zeige.

's Meist aß ig us myner Zruggzogeheit usetrete bi, het halt dä jung Vehdokter bytreit, my neu Fründ. Z' Obe, no 'm Füroben, isch 'r mi cho uufsueche, i 's Chosthuus oder au i d' Schuelstuben, uf mys Chämmerli; nnd het mit mr plauderet, wien 'r si so frönd fühli i sym eigene Heimet, bi denen un-gebildete Lüte; und vo sym Studentelebe brichtet uf dr Veh-dokterschuel, vo syne Kamerate, syne lustigen Abentür, und so fröhlig drzue glachet, 's het mi frei agsteckt.

Er het mi au mit heignoh i sys Huus. Da'sch ne welts-großi finsteri Strouhütte gsi, nes recht bhäbigs Buurehuus, wo nüt e Gstaad dütet het, as die viele Specksyten und Hammen i dr Chuchi und die Dotze spiegelglatte Chüeh und die vier Roß im Stall, dä mächtig Miststock vor dr Huus-thür. Im Huus selber het 's altväterisch, eifach und rueßig uusgseh. Nume d' Nebestube het nen Uusnahm gmacht, dört het dr Vehdokter sy Apeteg uufgschlage gha und sie so guet as müglig uusputzen und möblire lo. Dört hei mr zsäme sy Biblioteg durschnauset, hei zsäme gmusiziert, er uf dr Flöte, de die het 'r famos bloset, ig uf dr Gige, aß d' Lüt vor 'm Huus still gstande sy, Groß und Chly, und enand gmüpft hei und gseit: „Gel, wie schön, wie prächtig!“

Wie schön, wie prächtig — het ächt das nit au em Dokter sy Schwester denkt, d' Ammarei?

Da'sch nes Meitli gsi wie ne Flueh, groß und starch. Het Backe gha wie nes Chriesi, i jedere nes Grüebli, schneewyßi Zähn und es roths Mündli und schier armsdicki, dunkelbruni kruusleti Züpfe; und Arme so mächtigi, chugelirundi, zum Abyße; und korpelent — wenn sie dur d' Stube glaufen isch, het frei dr Bode gchäret; isch allweg 's döllste Meitli gsi vom ganze Gsang, im ganze Dorf.

Und dusse schaffe het sie chönne — dr jünger Brüeder isch e chly ne gfehlte, churzöthige und schwachmüethige gsi, die halbi Zyt chrank im Bett glegen oder ume gmuderet — dusse schaffe het sie chönne, hacken und worben und dröschen und melchen und z' Achertrybe, mit de Rosse fahren und mit de Stiere, wie nes Mannevolch; isch churz und guet i all Drecken ine gstande, so het sie dr Aetti gwennt, isch er jo selber ne Raggerbuur, eine vo den ersten gsi, und hätt 's doch nit nöthig wege'm Vermöge. 's ander Meitli, 's Theresli, isch scho e chly zimpferer gsi und schücher, het dr Muetter g'hulfe d'Huushaltig mache, wär gern i 's Chloster gange und wenn 's ne freyi Minute gha het, z'Oben und a Sunntig und Fyrtig, het 's nes fromms Buech i d' Hand gno und si i sy's Chämmerli hintere versteckt — — Aber vo der Ammerei z'rede — da 'sch nes haudentisch lustigs chärsches Meitli gsi, nes Bitzeli bruun vo Sunnen und Wind, und es Bitzeli, wie me seit, grobane, graduse. Und het gern und viel glachet und Muethwille tryben und isch 'm Alls guet agstande, s' ganze Thuedium.

Und isch e rychi Buuretochter gsi, dem Amme syni!

O hätt i das numme ehnder bedenkt, selbmol, wo das Spiel agfange het!

Weles Spiel? J will 's erzelle: Also bin i viel i dem

Huus y- und uusgange, bi Tag und bi Nacht, wie 's jo uf 'm Land dr Bruuch isch bi guete Fründe, wo mr eim kei Etigetten uuferleit. Dr Aetti Amme, wenn 's nit öppe Gmeinroth gsi isch, het si zytlig d. h. grad nom Nachtesse zrugg zoge, für sie uuszrueihe vo dem schwere Schaffe dr ganz läng Tag uus; deßglyche d' Muetter und 's Theresli; und hei eus lo mache bi eusem Gschwätz und Churzwyl. Do het's es mängisch troffe, as dr Vehdokter abbruefe worden isch zum ene chranke Roß, zue nere nächige Chue, i d' Nööchi und au i d' Wyti, bi Tag und bi Nacht, zu jeder Stund.

Denn, wenn au ig uufgstande bi, für mi z' verabscheide, het d' Ammarei gseit: „Pressieret doch nit so, Schuelmeister! Syt is nüt verleidet!"

„Gwüß nit?"

„Gwüß nit!" Und het mi mit ihre bruunen Auge so schalkhaft fründlig agluegt und aglächelet — —

Sie het mi aglächelet i dr Singstund, aß mi frei glüpft het und d' Note schier hei afo tanze vor mynen Augen und i gyget ha die wunderlichste Sachen, und die hei klunge wie us eme selige Traum, wie häler Jubel.

Und e Jubel isch gsi i mym Herzen innen und eisder wie größer worde — —

Isch es Solo z' singe gsi im Muettergotteslied, im Salve Regina: d' Ammarei het 's müesse lehre und 's isch doch schier nit möglig gsi und au nit gar schön use cho, 's Schnyders Liseli, zum Byspiel, hätt's zeh Mal besser und schöner gmacht — selbmol aber het mi dr Ammarei ihre Gsang dunkt, jede Luut, as chöm 's vom Himmel.

Es hei drüü Schuelermeitschi Ammarei gheißen, und wenn

ig si bi dem Name grüest ha, het's mi dunkt, das kling wie die schönsti Melodei, und hätt keis vo dene chönne strofe, um Alls i dr Welt nit, und het doch eis vo ne rothi Hoor gha und unzähligi Laubflecken und Lüüs und alli Unarte. Ammarei — 's het mi dunkt, dr schönst Engel im Paradis sett Ammarei heiße!"

's isch nes eigetligs Fieber gsi, die ersti Jungschuelmeisterliebi, so starch und gwoltig: 's het mi frei gscheniert bim Schuelha, verwirret bim Esse, so daß i mängmol mit dr Gable i d' Suppe, mit 'm Löffel i d' Schnitz gfahre bi, aß d' Chilchmeyere luut het afo lache: „Schuelmeistr, wo denket dr hy? Gwüß syt dr verliebt? Gseit dr, dr werdet jo ganz roth, wie nes Schuelermeitschi, wo d' Tinten uusgheit het — — Und wege dem Verliebtsy schloht au alls Esse nüt a, heit halt kei Rueih! Und ig mueß mi drwege schäme als Eui Chostfrau — —"

Sie het Recht gha, bi eisder no wie mägerer worden und spitzer, und 's het ein doch welle dunke, 's sett nit chönne möglich sy.

Sie het Recht gha, i ha kei Rueih meh gfunde, im Wachen und im Traume isch's mr vorcho, das dolle hübsche Meitli!

Bi au viel höffärtiger worde. Ha ne neui, prächtigi halbwulligi Bchleidig agschaffet, d' Ell für einedryßg Batze; und 's Haar afo scheitlen und Pommade dry thue; und bi halbstundwys vor em Spiegeli gstande und ha gluegt, wie das junge Schnäuzli zuenehm.

„Wie? dir weit en Schnauz lo wachse?" het dr Pfarrer einisch gseit, ganz streng. „Dir, ne Schuelmeister?"

Und han 'n verschrocken abghaue, mit großem Beduure.

Und d' Ammarei het gseit, das syg au Schad; und druuf hätt i dr Pfarrherr hundert Chlafter i Boden abe möge verwünschen, so het's mi groue!

Und ha aso raucke, wüll's die andere Chnaben au tho hei und d' Ammarei gseit het, 's stöih mr gar styf ah; ha alls Uebelsy heldemüethig überwunde und gar nit nogloh. Fryli han i die nämligi Sigarre zwee drei Oebe chönne bruuche, ha azündet und lo lösche und dr Stumpe deheim hübsch dänne tho für nes anders Mol.

Und bi mehr as nöthig bi 's Ammes Huus verby gange, für d' Ammarei z' gseh, oder i 's Gäßli usen a Paß gstanden und hin und her gspaziert, wenn i gwüßt ha, sie chunnt hei ab 'm Feld.

Und ha nümme halb dä Flyß gha i dr Chilchmeyeren ihrem Huus- und Chuchidienst, ha dr Zikori vergessen i 's Gaffeechännli z'thue odr Milch lo überlause und dr Bueb nit köre brüele und d' Hüehner gaggle no'm Legge — ha halt numen ei Gedanke gha, ne völlig närrsche!

Nebes 's Ammes Huus isch 's Wirthshuus gstande; dört hei d' Chnabe keiglet und trunken und gsunge, dr ganz Sunntig Nomittag bis mängisch spot i Oben ine. Bueben, ölteri Mannli und armi Schlucker hei zuegluegt, ig ha keine vo dene welle sy; d' Chnabe hei mi agmacht und au ig ha aso cheigle, trotzdem i die schwere Chugele schier nit ha möge d' dröhle und me drwege glachet het. Aller Anfang isch halt schwer — i ha müesse dr Lehrlohn, das heißt dr größt Theil vo dr Uerti zahle; hätt mr 's aber nit loh agseh, wie grüüsli aß mi das Geld groue het, die magere suurverdiente Batze; denn nebena, uf ihrem Gartebank, isch gwöhnlig d' Ammerei gsesse bi de Meitlene, bi Gsang und Gugelfuehr, und die hei

alben übere gschielet, über e Haag, no dene Chnabe — —

Nes paar Mol han i 's Gerbers Hans atroffe, bis Ammes z' Obesitz — ne große dicke Buurechalli, aber rych, der rychst denk im Dorf. Denn isch mr d' Yfersucht uufgstyge, förchterlig. Und mehr as einisch bin i druff und dra gsi z' frage, ihn selber: „Was thuesch du do?"

Und d' Ammarei selber, won i drüber z' Red gstellt ha, het mi numen uusglachet und gseit: „Euse nooch Vetter — selle mr 'm öppe d' Thüre bschlüüße vor dr Nase zue?"

Jo si het Recht gha, wenn 's mi au gfuxt het wege dem dicke grobhölzige Vetter. Sie het Recht gha: meist het 'r jo nume mit 'm Aetti Amme brichtet und mit dr Ammene, über's Wetter, über's Buure und über e Vehhandel und wege de Rosse. Und d' Bei gstreckt und druuf los tubacket und graduse gspeut, as gieng en Alls nüt a, was wir Anderi zellen und mache. Doch het 'r nie vor mir furt welle, und das het mi doch albe dutteret und halbertheil g'ärgeret. Und my einzig Trost isch gsi; d' Ammarei het scho mithine gihnet, won i no dört gsi bi, het blanget für i's Bett z' goh — gwüß isch sie jetz scho drinn. Bhüet 's Gott, das liebe herzige Chind — — — Und i ha Plän gmacht, die guldigste himmligste Plän, und gstudiert die halbi Nacht und traumt die süeßiste Träum — wenn nit öppe d' Müüs z'wüest tho hei i mym Strousack inne — —

Einisch bin i drzue cho, wo dr Vehdokter, my guet Fründ, syr Schwester Vorwürf gmacht het: „'s isch e Sünd, Ammarei, dr Chnab so verenare z' ha — ne groß̈i Sünd — —" Do het 'r mi gwahret und plötzlig gschwige; und isch fründliger gsi as no nie.

Wer het jr mit dem Chnab gmeint, wer anders, as —

as eben offebar dä Gerberhans? Jo, 'r het Recht, han i denkt, dä hätt i au scho lang abdankt! Möcht dä Gstabi nit gseh i dr Stube inn hocke! —

Und i ha früsche Mueth gfasset und mr vorgnoh, jetz recht herzaft um das Meitli z' werbe, dr Gerber, dä chönn furta i das Huus go hocke so lang 'r well, 's werd 'm weni nütze!

---

8. Kapitel.

Mys Herz i Füür und Flamme.

Uf Verwendig hi vom Fründ Vehdokter isch mr uf Neujohr d' Bsoldig uufbesseret worden um volli dryßg Franke!

Dr Gmeinrath heb das, wie mr dr Chilchmeyer mittheilt het, vo syr eigene Kumpetenz uus gmacht, hätt's dr Gmein nit wohl dörfen unterbreite; die syg halt i dene Stucke gar hinterhäbig; und i dem Fall bsunderbar hätt mer ordli z' rischgiere gha: d' Großbuure syge höhn, aß ig d' Taunerchind so guet thüei lehre, wie ihri eigeni, d' Tauner syge hässig, aß ihri Chinder so flyßig müeßen i d' Schuel cho, aß sie sie deheim nit besser chönne uusnutze; do heb ne dr olt Schuelmeister viel meh z' Gfalle glebt, heig gwüßt was dr Bruuch syg uf 'm Land. Au mein me schier allgemein, i heb jetz scho z'viel Lohn für das ringe Schaffe. Mängge müeß dröschen oder holzen oder Ryswelle mache, bi Wind und Wetter, und verdien chuum fünf Batze per Tag. Und ig ne ganzi Franke — für e chly i dr warme Stube ume z' pantöffele, i Schatten und Scherme — ne ganzi Franke! — — Und dr Chilchmeyer het bygfüegt i aller

Wohlmeineheit, i sell doch nümme Zigare raucken aß öpper gseih, me lueg mr uuf und vergönn mer 's gar schröckli und säg: „J, dä cha wohl herre 's Dorf uuf und ab — wer mueß 'm dä Chruutstengel im Muul zahlen, aß ebe mir? Jo dä cha wol!"

Wo sie mit dr Büchs ume gange si vo Huus zu Huus, für ne neui Chilchealogge, het dr Statthalter gseit: „Nu, uusgruckt, Schuelmeister, dir heit e schöne Gholt!" J ha nes Guldestückli i die Büchs abe gschobe, ha gmeint 's gseih's Niemer. Nochedee abr hei 's mr ordli dr Marsch gmacht, wien ig ne Großhans und Verschwender syg: die mehrste Buure, au die fürnehmste, hebe nit mehr as e Franke gä, und wo sie 's Gäld zellt hebe, syge no faltschi, verrüefti Stückli füreсho, Münz und Silber schier dr dritti Theil —

Dr Fründ Vehdokter het mr kei Rueh gloh: Z' Knollige het dr Gsangverein nes Theaterstück uufgfüehrt. „Und," het der Dokter gmeint, „was d' Knolliger chönne, sette mir 's nit au z' Stand bringe?"

Nes Theaterstück mit Gsang — —

Ganz neu isch mr die Sach nit gsi, ha jo z' Wulisheim hulfe mitmache, mit Glanz! De Mattewyleren aber wird die Sach bömisch gnue vorcho. Was werde die Buure, was wird dr Pfarrer drzue säge?

My Fründ aber het alli die Bedenke niedergschlage; für e Gmeinroth well 'r bürge, will dr Aetti scho vorume näh und wenn dä zfriede syg, dörfe die Anderen au nüt säge. Und dr Pfarrer — dä werd ömel nit wellen ufflüüge wege so menen ehrbare Gspaß!

Und d' Ammarei, wo sie eus vo der Sach het köre brichte, isch uf eimol ganz alärt worde. „O jo," het sie gseit, „nes

Thirater — i bsinne mi no ganz guet, won i so nes Schuelermeitschi gsi bi, het ne Bande gspielt uf 's Wirths Estrig obe, d' Genevefa. O da 'sch schön gsi, dä Grof, ganz ybändlet mit Guldpapier, und d' Gröfi mit eme länge schneewyße pärgaliga Rock, und 's Büebli, mit schwarzem Chruselhoor, und, anstatt ere Hirzechueh, hei si 's Bamerts Geiß uf d' Bühni gschleipft, het d' Währig au tho! Verstande het me weni, was sie gredt hei, aber 's isch eineweg schön gsi und het nume ne Batze kost, eus Chinder ne halbe. Und z' letscht, wo 's uus gsi isch, hei d' Gröfi und dr Golo — und me het 'n doch grad voredee gköpft gha — hei Frau und Ma nand no prüglet, hinter em Umhang und au duren Umhang use, wüll sie nem fürghalte het, er syg en Süffel und heb ere die halbi Kasse gmuuset, wül sie i dr Wildniß gsi syg; und hätt si dr Graf nit dry gleit, ihre Chnecht oder Suhn oder weiß i was, i glaub es hätt es großes Unglück gä — — Aber gradglych — schön isch 's gsi!"

Dr Vehdokter het überluut afo lachen und seit: „Jo, däwäg spiele mir nit, Ammarei, mir spiele ganz öppis anders und uf en anderi Manier, nit gar so natürlig, gel, Schuelmeister? Vo prügle nachedee — vo dem möcht i nüt wüsse: Also bsinn di, Fründ, was für nes Stück mer wei wähle! Au ig will mi bsinne. Und de guräschirt a 's Werk!"

Au d' Ammarei het mi so huldselig agluegt und so ne chindligi Freud zeigt uf dä Gspaß hi — wie hätt i da chönne widerstoh oder zaudere, nume ne Minute?

Also bin i heigangen i mys Schuelchämmerli und ha afo schnausen im Gänterli ume, im Lessing und Göthe, im Schiller und Körner und au im Kotzbueb, wo mr dr olt Pfarrherr verehrt het; und all die tragische und lustige Gstalte

loh verbyspaziere und die Helde betrachtet, welen aß mr am besten astöih. Denn daß ig d' Haupt- und Helderollen übernehm und — d' Ammarei die ersti Heldi darstelle müeß — — da'sch vo Afang a my uusgmacht Gedanke gsi — — Mina von Barnhelm, Egmunt, Don Karlos, Kabali und Liebi — — J ha luut aso deklemiere us dene Helderolle, und d' Händ drzue verworfen und Positur agnoh und bi 's Chämmerli uuf und abgrönnt ganz begeisteret, bis i heiser gsi und vor Müedigkeit schier ygsunke; und au 's Liecht glöschen isch, 's Lewatölämpeli, vor luuter Tröchni. Und ha zu keim Entscheid chönne cho, zu keir Uuswahl — ach 's isch Alls so schön gsi, eis wie 's ander, d' Helde so groß, d' Heldine so prächtig! — — Endlige bin i erschöpft uf mys Lager gsunke. Aber im Travm no het sie das Sinne furtgspunne, i 's Pfantastische. J bi plötzlig dr Don Karlos gsi, dr Vehdokter dr Posa, und Künigin — wer anderes as my heißgeliebti Ammarei? Und zum Amme-Künig han i herzhaft gsproche: „Posse das mit myr Stiefmuetter! 's isch jo dy eigeni Tochter, my Schatz — Kenrsch sie denn nümme? Was dr do dr Pater Domingo, nämlig dr Pfarrherr, will yblöterlen und agäh, das si luuter Flause, Jesuitetück — los nit druuf! — Und drwyle, won i mit 'm Alba Gerberhans gfochte ha im Huusgang uß und 'n z' Bode gstreckt mit mym lange Stoßdege, isch dr Fründ Posa mit dr Gutsche vorgfahre, vor d' Hinterthür, und mr si hurti ygstiegen, ig und my Herzenskünigin, und uuf und drvo gfahre bi Nacht und Nebel, Flandere zue, d. h. hei zue myr Muetter.

Wo 's aber taget het und i recht luegen, isch 's nit öppe d' Ammarei, die holdi, himmlischi, sondern die dicki Chilchmeiere gsi und die foht überluut aso lache und seit:

„Aber Schuelmeister, was chunnt ech a? Syt dr au no gschyd? — — Und dora bin i verwachet. Und 's isch die höchsti Zyt gsi, für d' Schuelstube z' heize und go z'dischiniere und i d' Meß z' goh, denn 's isch Samstig gsi und Stundgebet. Und au i dr Chilche no, i ha mi drgege möge wehre, wien i ha welle, isch mr die Sach i Sinn cho wege 'm Theater; neui Zwyfel und Schwierigkeite si uufgstiege: dr chly Wirthshuussaal, viel z'chlei für öppis Rechts uufz'füehre; dr Estrig viel z'wüest, au gar z'wüest; und süscht keis Lokal, wo paßt, au d' Schuelstube nit! Und d' Dekeration und d' Gulisse — woher die näh, wo uufstelle, aß 's e rechti Gattig macht, i dene niedere Stube? Und 's Publikum, wohy mit dem? Und Publikum sett mr doch au ha, scho wege dr Kasse und em Byfal — wenn's mir persönlig au ganz glych wär, mit dr Ammarei alleini z' spiele, z' selbzwöite! — Und wien i so stuunen und einisch per Zuefall dur d' Chilche hintere schiele, drmitts im Rosechranz, da gsehn ig sie chneuen im ene Meitlibank inne, ganz vora — wie ne Rose so schön, so prächtig azluege! Und 's hei mi dunkt, au sie lueg mi a und thüei mit 'm Kopf nicke, ganz zimpfer, und lächele — o 's isch dur my's Herz gfahre wie ne guldige wunnige Sunnestrahl; und im Vergeß han i im Vorbete statt: „mit Dornen ist gekrönt worden", gseit: „der dich im Himmel gekrönt hat," so daß mr dr Sigrist dr Ellbogen i d' Rüppi gstoße het für mi z' vermahnen und dr Pfarrherr bös gluegt het, so bös — —

Und z' Obe hei mr wieder kunferenzlet, dr Dokter und ig; und si no langem Hin- und Herrede zue dem Schluß cho: Vom ene gschlossne Theater, im ene Huus inn, cha unter dene Umstände gar kei Red sy, ebeso weni vom ene kunst-

ryche Stuck, us Mangel a Holz — da 'sch em Dokter sy Meinig gsi, und i dem Fall, wie no i mängem andere, han i gseh, wie nes gsunds Urtheil as 'r het.

Also nes Stück im Freie, für Groß und Chly, Jung und Alt. Aber was für eis?

Und wieder isch 's dr Fründ gsi, wo der Nagel demitts uf e Chopf troffe het: „Dr Wilhelm Tell! Isch eifach, national, patriotisch! Das zieht — meinsch nit au, Schuelmeister?"

Han 'm müeße Recht gä, wenn i 's au schmerzlig vermißt ha, aß kei Liebszene drin vorchunnt! Sell i de my Ammarei nit verwende dörfe, won i so großi Stuck druuf bout gha ha, uf dä Umstand? Doch jo, als Frau Getrud, ig als Staufacher — das mueß schön und rüehrend werde, dört wo 's heißt: stürzt sich in ihre Arme — — Oeb sie 's gscheh loht vor allem Volch? Ha 's jo no nie dörfe probiere, wo mr ellei gsi sy — — Aber i wär lieber dr Tell gsi, der Volksheld, dr vergötteret! do wett i zeige, was spiele heißt, bym Monolog, allen Orte! — — Do isch mr abr plötzlig i Sinn cho: dr Ruedenz und sy Bertha — o ja, da 'sch ne Rolle wie gmacht für my, für eus Beedi! Werd Tell und Geßler und Walther Fürst und Rösselmann wer well — ig will der Ueli Ruedenz sy!

Und demnoh han i 's au ygfädlet. Dr Dokter als Tell — scho d' Postur, 's Redhuus, d' Maniere, Alls het gstimmt, besser nützt nüt! Als Geßler het 'r dr Wiedeschmied vorgschlage, und d' Uufführig het 's bewiese, wie ne guete Wurf das gsi isch — — I han 'n lo mache, au bi dr Bsetzig vo den andere Rolle, ha nüt vorbha, as dr Ruedenz und d' Bertha — — Und won i 's em Dokter

gseit ha, wege syr Schwester, het 'r hauthöchligen afo lache: „Eusi Ammarei als Edelfräuli — hahahaha! Nu, mynetwege wenn sie 's thue will, ig ha nüt drgege, öpper mueß 's ja mache, wenn mr die Rolle absolut bybholte wei! — — Uf 'm Roß ryte, das wird sie wol no chönne; wo sie no jünger gsi isch und em Aetti het müeße z' Achertrybe und helfe chare dürhar, do isch sie dr uf 's Roß ufe gumpet und drvo gsprengt wie ne Bueb, frei zum Stuune! Und dr Aetti het mengisch gsüüfzget: „„Wär 's nume ne Bueb!““ — — Doch vo dr Sach z' rede: Alls netral, wie 's im Buech stoht, alli Szene vo Afang bis zue End, chönne mr unmüglig spiele, das nuhm z' viel Zyt und Uufwand i Aspruch, und 's Volch thät sie langwyle drby — nume 's Wichtigere, Aschauligere drus: dr Melchthal wien 'r z' Acher fahrt — do isch 's Wirths Hofstett ganz geeignet drzue — wie 's 'm d' Stieren ewegg nehme — dr Grütlischwur i 's Uerech's Winkel uufgfüehrt, zringsum die höche Bäum, ganz wie gmacht — dr Geßlerhuet, uf dr Chrüüzgaß uufpflanzet, dr Oepfelschutz — dä Vorgang i dr hohle Gaß — dört, grad dört loht si mys Bholts Alls gar schön und umständlig mache, bsunders die Buurehochzyt i denen olte Trachte mit Muussig und Gsang — und e hohli Gaß hei mr jo, schöner nützt nüt: dr Stutzhubelweg, mit syne huushöche Börderen uf beede Syte und dem Gstrüüch! — — Und zwüschen ine nes par chreftigi patriotischi Lieder, denk a die Lieder, Schuelmeister, öppe drüü, vieri, numen eifachi, dere wo doll Lärme mache! Und d' Rolle use schrybe, frei gly! Denn i feuf Wuchen isch d' Faßnecht! Ig will für d' Kostüm sorge, nes paar Harnisch us 'm Züüghuus, dr Schnyder uf d' Stör näh — — Und i will helfe, lehren und ypauke so viel i cha,

darfsch uf mi zelle! Numme d' Rolle brav abchürze, abhaue was z' läng isch — hesch kört?"

Mörnderisch isch Eine i d' Schuelstube cho, dä i am wenigste erwartet ha: my Herr Oberlehrer oder Seminardirekter, wie me jetz seit! Ne überuus wüsseschaftligen, aber au überuus pflichtyfrige, strenge und gförchtete Ma. Und jetzt mueß 'r mi grad atreffe, wien ig Rollen useschrybe währed dr Schuel, das einzig Mol, won ig Allotria trybe i dr Pflichtzyt! Und 'r het's gseh uf 'n erst Blick, geb wie i 's ha welle verberge; und mr ne Strofpredig gha — i bi roth worde, wie ne Schuelerbueb! Druuf het 'r aso d' Schuel inspiziere bis spot, spot z' Mittag, und isch eisder wie z'friedener worde und het de Chindere ne Zuspruch gha, wie sie brav selle folge ihrem tüchtige Lehrer — o für das Lob, mit dem 'r süscht so grusam gyzig gsi isch — für das Wörtli hätt 'm möge ume Hals falle! Und 'r het mr au no nes paar gueti Wink gä über d' Methodik und mr fründlig d' Hand glängt zum Abschyd und isch wyters gangen — em en andere Kolleg go rothi Bäckli mache — — Und hütt no, no länge, länge Johre, han i die Lehre no i früschem Gedächtniß, Wort für Wort.

---

9. Kapitel.

Ne cholte Wassersprutz.

All Händ voll z'thue! Am Tag Schuelha us Lybschrefte, z' Obe Kummeedi lehren und wie? 's cha scho öppis, bis jede vo dene Buureburschte nume syni paar Gsätzli uus-

wendig weiß. Und denn säge sie die herrlige Strophe her, ungfähr wie d' Schuelerbueben ihres Christelehrbüechli, ohni Betonung, ohni Gfüehl, ohni Schliff, ohni Chraft und Saft! Müeßen e, ig und dr Dokter, jedi Silbe vorsäge; und ne d' Händ us de Hosesecke und d' Bei usenand schryße und ne zeige, wie sie die Hölzer hithue und bewege selle; und dr Chopf und d' Miene, die ganzi Positur — Alls, Alls mueß mr ne vormachen uf's Tüpfi, hei gar kei eigne Schigg! Und het mr nes hundert und eis Mal vorgmacht, so mache sie 's hundert und zwöite Mol wieder letz — zum häle Verzwyfle! Und chönne sie chuum e Minute gedulde, ohni die Stinkpfyfen im Muul. — O wie si mr myni Schuelchinder wieder lieb worde!

Die Exerzizi hei mr i dr Schuelstuben inne vorgnoh, vom Füürobe bis teuf, teuf i d' Nacht. Und d' Lüüt si cho wundere, Jung und Olt, und hei d' Müüler vergesse zue zthue vor luuter Stuune, Einigi hei au ihre Witze grisse, gueti und schlechti — —

Und die unglehrige Burschte lehre z' singe: s' Grütlilied, s' „Wo Kraft und Mueth in Schweizerseelen flammen“ und 's „Rufst du mein Vaterland“ — o hindersi uf Rom z' laufe ma längwylig und beschwerlig sy, doch isch 's nume nes Chindswerchli drgege, jo gwüß!

Nit nohloh gwünnt! Ausgehnds dr Fasnecht het's ordli afo klappe, besser aß ig's erwartet ha. Die Lüüt hei Alls mit Geduld agnoh und si lo wysen und brichte, me het dörfe grobane zfriede sy. Jo mänge het sy Rolle mit eme settigen Yfer gä und Auge drzue gmacht und Füüscht oder a 's Schwert gschlage, me hätt si schier chönne fürchte vor dene gwoltige Burschte! — Au dr Gsang het sie nothdürftig

dörfe la köre, d' Fortissimi ömel si starch gnue gsi, au i's Freie — —

Drum han i's a dr Zyt gfunde, au mit Bertha-Ammarei nen Uebig vorznäh, bi ihre deheim, perseh! Da 'sch am ene Samstig z' Obe gsi. Dr Dokter im Schuelhuus, dr Olt im Bett und nume die olti übelkörigi Muetter no uuf, im Ofeneggeli etschlofe. Also mir Beedi sozsägen ellei, die allerschönsti Glegeheit, für ne Prob abzholte.

I ha dr Bertha ihri Partie ordli abkürzt gha. Aber das herzig Meitli het sie gar gschiniert az'foh, het glachet wie nes Narli und syni wyße Zähnli füregloh, die Grüebli i dr Backe — ig selber bi fast närrisch worde vor luuter Entzücke — — Und wo sie endlig afoht, ganz naiv:

„Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären" — do bin ig mit großem Yfer ygfalle:

„Fräulein, jetzt endlich find ich euch allein,
Abgründe schließen ringsumher uns ein — —"

und wo die Strophe cho si:

„Jetzt oder nie — — —
O waffnet eure güt'gen Blicke nicht
Mit dieser finstern Strenge — Wer bin ich,
Daß ich den kühnen Wunsch zu euch erhebe?
— — — — — — — — — —
Nichts hab' ich als mein Herz voll Treu und Liebe —

Do ha mi nümm chönnen überha, bi vor aneren a Bode kneuet, ha ihri Hand ergriffe und inbrünstig küßt und wieder küßt — —

Und sie — was meinet dr, aß sie gseit het?

Höret doch uuf, Schuelmeister! I chumme jo erst vom

Schuehsalbe, und gwüß schmöcke d' Händ no vo dem Feißischmutz!" Und het aso lache wie nit gschyd — — Ig aber bi ganz närrisch gsi vor Liebi, ha d' Händ lo fahren und 's Meitli ume Hals ume gno und uf die runde Backe küßt, uf die rothe Lippe.

„Geuggel!" het sie gseit und nume no grüsliger aso lache — o wie schad, aß si grad d' Muetter het aso roden im Chunsteggeli inn und uufgwachet isch!

Für selb Oben isch 's halt uus gsi mit dr Prob. Ig selber hätt keis Wort meh gwüßt zsäge, bi ganz und gar us dr Rolle gfalle gsi. Am Himmel, won i hei bi, si 's schwarzi Wulche ghanget, pechschwarzi Nacht zringsum, und i de leere Nußbäumen am Weg het 's gchuutet, as chäm die wildi gspenstigi Jagd — i mym Herz inn isch 's luuter Früehlig gsi und Morgeroth, und gmusiziert het 's drinn — das si d' Engeli vom Himmel gsi, wo uufgspielt hei, han i gmeint!

Bi dr nöchste Prob aber het mi my Engel Ammarei recht erschreckt, vom Mitspiele nüt meh welle wüsse — — Und wär dr Brueder Dokter nit derzwüsche cho und hätt eren i 's Gwüsse gredt, ganz ernsthaft und ruuch, und ere Vorstellige gmacht: „Zuegseit isch zuegseit, und jetz zruggzstoh, im letschte Moment, das hätt bygott kei Art!" und gseit, dr Wybersattel syg scho zuegschaffet und d' Chleider au, us dr Stadt, und zwar pur Sammet und Syde, Silber und Guld — i glaube, sie hätt kei Wank tho!

Sie thuet si halt au grüsli schiniere! han i denkt. Und i ha großes Beduure gha mit dem arme Chind, wie 's dr Dokter so streng gno het mit ihrer Rolle, dem Uufsägen und Betone — — zletscht isch sie bös worde und seit ganz rabiat: „Jetz isch 's guet! Und wenn 's E u ch nit guet isch, so

steckt e Stecke drzue! Guet Nacht!“ und isch verschwunde.

Sie isch schier no schöner gsi im Zorn, as bi gueter Luun, dä Trutz, die großen Auge, dä bös Blick, das stolzen Umdräihen unter dr Thür, ’s Thürezueschlo — zum Etzückt-werde! Und im Hrigoh han i denkt: O wenn chunnt ächt dä Tag, die glückseligi Stund, wo die „Bertha“ zue mr seit, wie’s heißt am End vom „Tell“, i dr Schlußstrophe:

„Wohlan!

So reich ich diesem Jüngling meine Rechte,

Die freie Schweizerin dem freien Mann!“

Ach, wenn wird sie das zue mr säge?“

Dr Tag druuf het sie wieder fründlig glachet und mr d’ Zyt abgnoh vo wytem, won i zum Chrämer gange bi, go ne Zigare chaufe. Ne Zigare chaufe. Vier han i kauft uf eimol, vor luuter Glückseligkeit! Hätt die ganzi liebi schöni Welt mögen umarme mit sannt der Chrämere, dr olte Schnupfdrucke!

„Mit des Geschickes Mächten — „wer kennt nit das fatale Sprüchli? Selb Obe no han i ’s müessen erfahre; uf my Freud, mys Glück isch ne Dämpfer cho, ne ganz gwoltige, fürchterlige — —

Isch Gsangstund gsi, wie all Oben, und ig grüüslig überhüüft mit Arbet aller Art, dr Samstigrosekranz, ’s Programmschrybe für d’ Uuffüehrig, ne Brief uufsetze für e Chilchmeier a sy Schwager Chlosterherr, ne neui G-Saiten uufzieh uf d’ Gyge, ne Chnopf anäihe, ’s ober Schilehchnöpfli, und ei Sogge vrsteche, dä dünn, uustreit — — und die Chnaben und Meitli hei mi überrascht i myr Schuelstuben inn, ha nit emol z’nachtgspise gha. Und d’ Gsangheftli no deheim bi ’s Chilchmeyers. Und wien ig mi hurti furtmache, für die Hefili

goh z'hole, chunnts dene muethwillige Meitlenen i Sinn, sie welle mr gflingg ne Posse spiele: öppis i mys Bett ine thue, nen Arfel herti Schyter — — Und dringen i mys Chämmerli ine, nehme die hübschi blüemleti Tagdecki weg — und unter dr Tagdecki isch mys elend, mager, armmüethig Bett zum Vorschyn cho, won ig so sorgsam ha welle verberge! — — I glaub es gern, sie syge selber erschrocke! Nume weni hebe glachet und dorunter Eini — o i ha 's nit chönne glaube, wüll 's hüt nit glaube, aß mr so schröckli faltsch si chönn! — — Isch Alls so duuch und still gsi, won i zrugg cho bi, ha mi recht verwunderet; nume zwöi drü Meitschi hei heimlig guschelet und gigelet im Ofenegge inn, 's Schnyders Liseli aber het mi so beduurlich agluegt, aß wett 's mi tröſten und Abbitt thue für dä Schrecke und für e Schmerz, die Schand, won ig empfinde werde bim Schlofegoh, bi dem uufgwüehlte Bett!

Jo, dä Schrecke het mi schier umgschlage. Lang, lang no bin i blybe hocken uf dem herten armüethige Gliger und Schyter lo Schyter sy. Bi sc elend müed und mucht gsi, wie i mym Lebe no nie! Mucht im Mage — sit Mittag nüt meh gnosse gha und drei Stund gsungen und ghoopet us Lybschrefte, drum het 's mr au gruugget im Mage wie im ene Fröschelych und 's isch mr schier schwarz worde vor den Auge — — Mucht im Herze, so unsäglig mucht und truurig — — „O jetz isch 's uus und vrby mit dr Ammarei, uus und Amen mit aller Hoffnig!“ so han i gsüüfzget; „die Armueth verzieht si dr nümm, nei gwüß nit — wie sett sie au, die fürnemi Buuretochter?“ Und i ha dr Chopf lo hange bis schier uf d' Kneu abe, und mi gschämt, bi vom bloße Gedanke bleich und roth worde — am liebste wär i selbi

Nacht no uuf und druus, über all Berge, wo mi kei Mensch meh kennt — oder grad gstorbe! Denn ohni das Meitli, ohni d' Ammarei, isch mr 's Lebe ne Qual, die ganzi schöni Welt nen ödi Wüesti — — da 'sch mi Gedanke gsi, mys trüebselig verzwyflet Stuune; und das het gwähret bis schier am Morge, wo dr Sigrist klenkt mit 'm Betzytglöggli.

Doch — wie d' Juged so schnell vergesse, wie gleitig 's Blettli si chehre cha!

Mörnderisch, bi dr Gsangprob, wo Alli so fründlig unbefange drygluegt hei, as wär nüt passirt, und so gstyf uufpaßt uf all myni Wink und so z'säge keis Aug ab mr tho hei bim dirigieren und brichte; und mr d' Ammarei im Verbygoh i Ellboge klemmt het — 's het mr frei weh tho i der magere Huut, im Herz innen aber so erstuunlig wohl — ach do isch uf eimol Alls rein vergesse gsi, d' Schand und 's Leid! Ha mer 's sogar gsuecht uuszrede, i heig 'n nume traumt, dä mißlig Vorfall — — Ha wieder nüt gseh as die Eini, Herzliebi, mit dem Grüebli im Chinn, de muethwillig fründligen Auge, wo so uusglasse neckisch thuet und lachet und so luut und bedüütungsvoll „Guet Nacht!" seit und no zruggschielet unter dr Thür — oder het 's mi nume dunkt? Wär so gern uuf und noche gange, mit ere hei, für mys übervolle Herz uusszschütte! Aber leider si die Chnabe no blybe hocke, für no nes Rüngli z' tubacken und z'brichten und au für d' Rolle no einisch ernsthaft duure znäh, zum letschte Mal, uf 's Dokters Manig. Er selber, der Dokter, het ne dicki Gutteren olts Chirsiwasser zum Chittel usezogen, und 's Buurehansjö̈gelis Steffen isch hei go Brot holen und e Bitz rauhe Speck, schier so groß wie ne Roßchopf — das hett battet und 's Mägli erquickt, und dr Mißmueth verschüücht

und Guräschi erzüügt und nes liechts Herz gschaffet voll neue Plänen und Hoffnige.

Und myni neue Plän und Hoffnige hei si a ei Umstand knüpft: Wie wett d' Ammarei mit dr Theater spiele, offen und frei, ne Liebhabrirolle, wenn sie di nit vo Herze gern hätt? Und sie weiß es jo! No'm Theater isch Obedesse für alli Aktiven und au für e Gsang und nochedee Tanz . . . Und do bin ig jo dä, wo das Fräuli ysüehrt, perseh, und nebe sie sitze und mit 'm Glas astoße darf und d' Plättli aneha und mit ere d' Gedanke uustuusche, die gheimste, zärtligste, i's Ohr! Und mit ere tanze — zwar chan i's no nit uf's Best, mache, wie me seit, z'allmächtig Gümp und Sprüng — doch das thuet nüt a d' Sach, sie wird mi scho ebha und lehre, ha kei Chummer . . . Also mit ere tanzen Arm in Arm, Aug in Aug, Brust a Brust, und darf ihren Othe gspüre, dä himmlisch Chuuch — 's Herz het mr aso juuzge jetz scho, vor Freud: Uebermorn um die Zyt bisch du dr glückligisch Mensch uf 'm ganzen Erdbode — ach, wenn's nume scho übermorn wär!

---

10. Kapitel.

Ne cholti Dunsche.

Und das „Uebermorn", dr Fasnechttag, isch cho, ne sunneklare Wintermorge, chalt und troch, grad wie gwünscht!

Ha die ganzi Nacht keis Aug zuetho gha, aß mr nit närrischi Träum vorgschwebt sy, alls vo myr Herzliebste: Bold isch sie ne Nonne gsi, bold ne Grofetochter, bold e Prinzessi; und Riese hei sie bewachet im feste höche Schloß, oder häßligi

Zwerge, sogar Drache mit fürige Rache; und e Dörnhag het si um das Schloß ume zoge, zeh Ell höch und zeh Ell dick; und ig bi uf mym Strythengst und im Schlachtharnisch druuf los gsprengt, für sie z' befreie, und mys schröcklig Schwert zogen und d' Lanzen ygleit und dr Schild vorgha und d' Sporen ygsetzt — — Und dr Hag durhauen und Alls tödt, was mr i Weg cho isch, Drachen und Zwergen und Chrotten, ohni Gnad; bis uf Eine, ne große Ries'; und dä het merkwürdigerwys em Gerberhans gliche wie ne Tropf Wasser; und ne glychligi silberbschlagni Stinkpfyfen im Muul gha und i d' Händ gspeut und gseit: „Chum nume, du Weberbüebli" — — Worum dr Gerberhans? Was het dä mit mir? Und won i wieder ygschlofe bi — 's glyche, nämlige Spiel, dr nämlig Stryt und Kampf mit Menschen und Unghüre. Und d' Ammarei, wie ne Engel so schön, rüeft mr zue, vo wytem: „Chumm nimm mi! Chumm nimm mi!"

Und ömel drü Mol, selb Morge, han i my Edelmamuntierig agleit und sie drü Mol wieder zum Schnyder-Liseli übere treit — dr Olt het gar struub Gsüchti gha im Arm — für sie enger lo z'mache; und bi mr eisder wie fürnehmer und gstadliger vorcho, i dem Ritterchleid, und ha die Stund chuum mögen erwarte, z Mittag am Eis.

Z' Mittag am halbi Eis scho, do bin i, gfolgt vo Bueben und Meitschene, 's Dorf abgwandlet mitts dur d' Hauptgaß; z'erscht zum Chrämer go ne Sigare z'chaufe, ne „Wewelung"; und du i 's Ammes Huus, mys Fräuli go abzhole. Uf 'm Weg han i vernoh, wie das es Glyr syg durhar: der Pfarrer Rösselmann thüe no nes Schof fertig bescheere, dr Walther Fürst Fuetter rüste für 's Veh, dr Melchthal syg erst mit ere

Ladig Holz hei cho us 'm Wald — sie werde bald cho, wie abgredt, i's Wirthshuus.

Doch, was han i dene Schwyzerhelde nohgfrogt? Ha gnue my Bertha=Ammarei azluege gha, i ihrem länge prächtige Sammetchleid und de Schnabelschuehnen und em vergüldete Lybgürtel und dr wyße, breite Halschruusen und de länge dicke Hoorzöpfen und em Hüetli druff, mit dene Falkefedere — zum Abete schön! Nume d' Händ wei abselut nit i die schmale Händschli ine, scho sie nes paar Fingernöthli uufgsprengt, und sie boorzet no eisder druuf los und wird ganz häßig drby, will gar nüt meh drvo wüsse, geb wie de Brüeder Tell häckt und grestet.

Jo schön isch sie gli, 's het mi dunkt, i möcht voran eren a Bode chneue — — Und sogar ihri Muetter, die eifältigi olti Frau, het einisch über anderisch gseit: „Aber nei! Aber nei!“ und d' Händ obe 'm Chopf zsäme gschlage — —

Eine aber isch do gsessen uf em Ofesitz, hert und empfindungslos, wie nes Stücki Holz: dr Gerberhans; und het glychmüethig zuetubacket und mit 'm Aetti Amme vo de Holzloose brichtet und vo de Rossen, und schier keis Aug gha für d' „Bertha“, no weniger für my, und name mithine so verstohle, verschmitzt glächelet! Doch, wo sett so bim ene ungebildete Buurechalli 's esthetische Gfüehl hercho?“

Also si mr, mir drü Theaterlüüt, i's Wirthshuus übere zoge. Dört vor em Huus, isch scho 's ganz Dorf versammlet gsi, Groß und Chly, und no en Huufe Fröndi, us den umliegende Gmeine, und hei schier d' Augen uusgluegt vor Gwunder. J dr Gaststuben inn die anderen Aktive — das het es Halloh gä und es gegesytig Aluegen und Stuune; und Witzerybe — Einzig dr Geßler het no gfehlt; grad thüen

'm ne Geiß gizzle, het 'r lo melde, wenn nume de Vehdokter gschwind wett cho, 's heb ordli Astand — — Also isch dr Tell i syr vollständige Theatertracht dörthy g'ylt, zum Geßler. Jedermann het's begryflig gfunden, und Alls isch schynt's guet gangen, und das Spiel het chönnen agoh.

„Vorwärts," han i kummidirt, „use! Dir wüsset jetz All, wo dr hiköret — marsch!"

Dußen, i's Wirths Schopf, sie d' Roß scho parat gstande, für e Geßler, für e Harras und für eus Zwöi — die schönste muethigste Güül im ganze Dorf, die hei gscharret und grüchelet, 's isch e Freud gsi z'luege. Ha dr „Bertha" galanterwys welle bhülflig sy, doch die isch dobe gsi, uf 's Dokters Bruun, wie ne Blitz, aß Alls tätschelet het vor Vergnüege und sie selber glachet het überluut und si völlig yzrichtet uf dem Fraueſattel, as wär sie vo jungem uuf drby ume gsi. Jetz, wenn ig au dobe wär uf mym Guul — isch 's nit grad em Gerber si Choli, dä wild, füürig? Er stoht kei Sekunde still, trämpelet hin und her, schießt hinten und füre, der Chnecht ma 'n schier nit ebha. „Heb brav!" han i gseit und trete muethig i Bügel, aber fatalerwys mit em letze, das heißt mit 'm rechte Bei — Alli lache, Alls luegt und wartet numen uf my, denn 's Landebergs Bande mit sammt 'm Tell sy scho furt. Do uf eimol gspüren i ne schwere Hand im Necken, en anderi, wien 'n ysigi, zunterisch am Rügge, wien es Chind wird i uufglüpft und i Sattel ghobe — do hocken i wie nit gschyd und luegen um no dem Ries, wo mi däwäg gschlungge het — wer isch's? Dr Gerberhans! Und 'r blinzlet so schlau und tubacket so starch und git 'm Roß, s y m Roß, mit dr flache Hand ne gwoltige Prätsch uf e Rüggen und seit: „Hü Choli! Dä Rüter mahsch öppe souft!" O wie

das nes Glächter gä het und ig mi gschämt ha und zornig worde bi — i hät dä ungschlacht Kerli chönne durbohre mit mym länge Schwert — wenn nume dr Choli gwartet hätt! Dä het aber nit gwartet, isch eisder mit mr zringsum, im Hof ume trämpelet, gäb wien ig am Zaum grisse ha, und han 'n gar nit chönne begüetige; bis der Thnecht cho isch und 'n uf e Weg gfüehrt het, uf d' Straß. D' „Bertha" isch scho wyt voruus, jetz thuet sie mr warten, 's isch dr Zorn gsi über das ungspänig Roß und zueglych dr Gedanke, dene Lüüte und mym Fräuli z' zeige, aß ig mi nit förcht — guet, i giben 'm Choli chreftig d' Spore, dä schloht hinten uuf, my dunkts bis a Himmel ufe, i fallen aber au abe wie vom Himmel abe — — und do liggen ig arme Ritter drlängisweg nebe 's Wirths Mist, zum Theil im Schnee — zum Theil i dr brunne Gülle, dr Choli uuf und drvo! Und wer hundertstimmig glachet het, da 'sch 's Volk gsi; und wer am muethwilligsten, am lüütiste lachet, da 'sch d' „Bertha" gsi uf 'm Roß, my Ammarei — — —

Oh! han i denkt, wenn numen Eine chäm und mys arm Herz grad thät durchbohre, aß 's nit müeßt überlebe die Schmoch, dä Schmerz!

Im glyche Moment aber gspüren i scho nes Dotze Händ, wo mi uuflüpfe und sogar d' Ammarei, wo erst no so übermüethig spotthaft glachet het, fahrt mr mit dr warme linde Hand über d' Stirnen abe und frogt: „Heit dr ech öppe gwirset, Schuelmeister?" Und zeigt großes Beduure.

Nei, i ha mi nit gwirset gha, nit drwerth! Nume mys schön himmelblau Mänteli, das isch verrisse gsi und het uusgseh, wien e Mistladen, o weh! Und die längi, prächtigi Pfauefedere uf 'm Huet, wo mi acht Batze kost het extra,

die isch demittsabenander knickt, lampet erbärmlig — ach mir isch, i selbem Moment, jo das Alls ganz glychgültig gsi: d' Ammarei het glachet, herzlos glachet, bi mym truurige Fall! — — Het sie de würklig? Me sett 's nümm meine! Denn grad druuf, won i so herzbetrüebt do gstande bi, het sie wieder so lieblig uf mi abe gluegt und mi gsuecht z' tröste, und die Wort si süeß gsi wie Hung — — Au d' Chilchmeiere, my Chostfrau, isch cho, und het mr a ihrem Naselumpezopfe z' schmöcke gä und großes, uufrichtigs Beduure zeigt und mi hulfen abputze hinten und vorne, vo Schnee und Uroth. Und i ha mi rasch wieder ebchymt. Und me het mr nes anders Roß zuegfüehrt, aber das Mol nes frömmers, 's Wirths olti Füllimähre. Nume mys schöne Mänteli — das chöstlig Mänteli han i leider müesse zrugg lo, und isch doch dr Byse zoge so dünn und kalt dur mys dünne bouelige Ritterchleid dure!

's isch die gröſzti Zyt gsi, aß i wieder i Aktivitet trete bi.

I 's Wirths Hostet hei 's Melchthals scho z' Acher gfahre — im schuehteufe Schnee — der Ueberfall, der Ochseraub — Alls het si ganz nach Noten abgwigglet, nume hätte sie bold z' natürlig afo spiele, d. h. nander bi der Häckete d' Chöpf ygschlage. Bim Augenuusstechе si sogar Zuschauer ganz wild worde, hei gruefe: „Thüet doch die Hallunggen au grad zweg näh! Hauet ne Grinden ab!" — — Dr Schwur im Rütli, dä isch prächtig gsi, ha Manne gseh im Volch, hei ebefalls d' Schwörfinger uufgha frei höch, so patriotisch het sie das agmuethet, die Rede, dä Gsang — — Dr Oepfelschutz — da 'sch ne Tell gsi, dr Dokter, zum Bewundere! Und nit minder dr Geßler, hert wie Ysen und Stachel. Alli hei si bi dem Akt ganz famos usebisse, g'ärgeret het mi halbertheil nume my Bertha, wege ihrem programmwidrige

luute Lachen und Brichte mit Dem und mit Diesem, linggs und rechts bi dem ernsten Akt, und aß sie unufhörlig öppis gschlecket und gmöffelet het, Leckerli, Nuß und dürri Zwetschge! Aber z' grechtem höhn hätt i doch nit chönne werde, sie isch so schön az'luege gsi. Und het mir selber ne prächtige Channebire glängt, us ihrem eigene Sack — 's isch mr fryli nit ganz guet agstande i selbem Moment, gradglych han i dry bisse, ha nit anderisch chönne — — Und dä Hochzytszug, Geßlers Tod i dr hohle Gaß — wie het do 's Volch gjublet über das wohlverdiente End, als wär 's dr Tyrann selber gsi, lybhaft — — Und dr Schlußchor, dä Männerchor uf 'm Bendihübeli au dr Geßler het mitghulfe und syni Spießgselle, und kei Mensch het si dra gstoße — das het klunge, so chreftig und küehn, und agschlagen im Chilchbann änen, a dene Hüüsere zringsum, 's Herz im Lyb het eim glachet vor Freud, bebt vor Heldemueth!

Ig selber ha bi dem guete Verlauf my Ufall schier rein vergesse gha und mit mir au dä ganz Huufe Volk, ömel für dä Augeblick. Mit eigenen Ohre han i 's kört, wie Chly und Groß, Ma und Wyb zsäme gseit hei: „Gel, wie das schön gsi isch, die Kummeedi, dä Gsang — o prächtig! So öppis wär doch bim Oltschuelmeister nie müglig gsi, hätt's nit zweg brocht, bewahr! Und wenn 's dr Pfarrherr au nit gern gseh het — ömel apparti Sündhafts han i nüt gseh und du denk au nit?“ — —

O da 'sch Balsam gsi uf my Wunde, uf das Abegheie! I ha mi ganz ghobe gfüehlt und bi stolz hergritte nebe mym eroberte „Brunegg-Fräuli“, 's Dorf ab, mitts im Volch. Und dr Fründ Tell isch neben ine glaufe und het mr warm

d' Hand drückt und gseit: „Ganz famos — nit wohr, Schuelmeister? Bisch jetz nit zfriede?“

Uf dr Chrüüzgaß het si d' Harisdörfer Tanzmussig postiert gha für is abzhole: mir z' Roß hei vora müesse, d' Theaterlüüt, dr Gsang, 's Volch — da 'sch ne Zug gsi, schier ohni End, wie Mattewyl no keine gseh gha het. Und luuter no, as Muussig und 's Gsang, hei d' Bueben und Meitschi g'johlet und g'juuzget neben ine, sogar ölteri Mannli hei d' Hüet gschwunge vor Freud und 's Tubacke vergesse für dä Moment — was doch öppis heiße will!

Nume der Gerberhans han i niene gseh, nei mit keim Aug. Doch was kümmeret mi dä Burscht? Isch jo das Meitschi a myner Syte ganz Glück und Freud, strahlet wie d' Morgesunne und thuet so uusglasse neckisch und lustig und fislet so übermüethig mit dr Rytpeutsche a mym Chlepper ume, für ne wild zmache, aß mr bold Angst wurd — ach, dä isch frein wie nes Schoof und thuet nüt drab, gottlob! — — Und bym Abstyge vor 'm Wirthshuus gumpet mr das herzig Meitschi frei i d' Arme, aß ig schier umrenne vo dem süeße mächtigen Aputsch — Stolz und zärtlig zueglych han ig sie a Arm gnoh und i d' Wirthsstube begleitet — do am mittlere Tisch hocket breit und gstabelig dr Gerberhans und trinkt mit 'm Stadtmetzger Wychauf. O du Trochjoggi! han i denkt. Bi en arme Schuelmeister, aber mit dr tuusche thät i nit! Hesch denn au gar keis Temperament? Chönnsch ein am End no ordli duure — so ganz ohni Freud!

Und wien i ne Butelli Rothe bstelle, vom Zehbatzige, frogt dr Wirth: „Weit dr nit lieber überufe go, i Saal? Dr Tisch isch deckt!

„Wol!“ han i gseit, „isch mr scho recht, mir passe nit

dohy, chönnte schiniere!" — Aber o jere, dä dick Gerberhans het dä Trumpf nit gmerkt, het drglyche tho, er kör's nit, und die Hüüfli Neuthaler nochzellt, won 'm dr Metzger anegleit het; und nit uufgluegt.

Das Esse — sit selbesmol i dr Stadt, als jungs Chnäbli bin i a keim eigetligen Esse meh gsi. Aber däis isch nüt gsi gege das Ordinäri! Denn dört isch nume dr Vikari, do aber nes Meitschi nebe mr gsesse, s' schönste, fürnemsten im ganze Dorf; und das het au gar nüt zimpfer tho, het agstoße und Gsundheit gmacht und uf alli Gspaßwort g'antwortet linggs und rechts, und so fröhlig und schalkhaft glachet vor Uebermueth nit gwüßt, was 's will afo, het mr Bitze Fleisch uf e Teller ane gleit und Soosse dra gschüttet, für zwee drei Ma z'gnue, und Salz und Pfeffer dra gheit und mi gheißen essen, aß ig au drüeih; und mi gneckt uf alli Wys — Alls het numen uf sy glost, ab ihre glachet, dr halb Tisch: nume 's Schnyders Liseli nit — worum 's Schnyders Liseli nit?" — Und i ha vo dene guete Sache schier nüt abe brocht vor luuter Glückseligkeit, ha gnue gha mys Meitschi azluege, synen übermüethige Plaudereien und Gspäße zlose, bi völlig uufglöst gsi und i höcheren Sphäre gschwumme —

Do föih sie afo d' Gyge stimmen im Tanzsaal äne. My Ammarei cha d' Füeßli scho nüme still ha, trämpelet unter'm Tisch und luegt so urüehig no dr Thür hi — ma 's de gar nit gwarte, wien ig au? I nime d' Händschli füre, won ig extra kauft ha für die Glegeheit und zieh sie a. Me spielt e Walzer, dr schönst herrligisch Walzer, i jucke freudig uuf und — schieße mit 'm Hinterchopf a öppis Dicks, Fests a — wer stoht do hinter anis? Dr Gerberhans —

— Was will dä do? Ig selber thuen 'n frage, ganz entrüstet: „Was guets, Mano?"

Dä seit aber ganz troch: „Blyb Du nume rüehig, Schuelmeister, will nüt mit dir — nume chly mit mit mym Meitschi go tanze —"

„Mit Euem Meitschi —?"

„Fryli jo, wenn 's erlaubsch!"

„Ig erlaube 's aber nit!" han i gschraue. „Will wüsse, mit welem Recht —"

„Do frogt dä Züttel no: mit welem Recht — isch das nit glächerig, Ammarei? Hahahaha!" „Er fasset sie bi dr Hand, und — o was mueß i gseh? — sie stoht willig uuf, und won ig mi ganz wüethig i Weg ine stelle, schiebt mi das groß dick Kameel eifach uf d' Syten, aß ig i Egge ine zwirblen, und seit: „Thue doch nit so dumm! Hesch jo dr ganz Tag chönne mit ere dr Hanswurst mache und ha nüt drwider gha — hahahaha!" Was sie, d' Ammarei, zue mr gseit het — i ha 's vor Täubi nit kört, ha nume gseh, wie die Zwöi Arm in Arm und majestetisch zur Thür uus göih — —

„Wo isch dr Tell? Wo isch dr Dokter?" han i gschraue, „i will Uufklärig ha, uf dr Stell!" Ha zitteret am ganze Lyb vor Zorn und Wueth. Aber Alls isch use go tanze, und Niemet meh am Tisch, as dr „Frießhard", und dä het bereits nen Aff gha und am Tischegge gschloffe; und 's Schnyders Liseli, für dr Tisch und d' Garderobe z' hüete — — Und das Liseli seit: „Dr Dokter isch furt, plötzlig furt, het müesse go helfe „füle"*), uf Lätthuuse use — isch ungern gnue gange! — Und wege dr Ammarei — o scho lang, scho mängisch han ech 's welle säge — im Vertraute —

*) fohlen.

und ha nit dörfe, ha mi gschiniert: das Meitschi, die rychi Buuretochter, trybt nume Gspaß mit Euch —"

„'s cha nit sy! I cha's und will 's nit glaube!"

„Ach Gott, wie wett 's nit chönne sy? Isch jo im ganze Dorf bekannt: dr Gerberhans isch sy Schatz, isch sogar mit 'm versproche — dr rychst Buuresuhn woyt und breit! — — Aber leid isch 's gradglych vo dr Ammarei, Anderi so z'löckle, so z'nare! Und wie dir mi duuret heit, vori, i cha 's nit säge — —"

Und das arm Meitschi het würklig nes Thränli gha i den Auge. Aber i ha settig's chuum g'achtet, ha nume eis Gfühl gha: My unermeßligi Liebi, dä schröcklich Affrunt! Und aß d' Ammarei falsch und untreu syg und dä grob Bursch chönn estimieren und liebe — „'s cha nit sy, i glaube 's nit!" han i wieder gseit „mueß mi selber überzüüge!"

Bin use gstürmt. Und ha mi chönnen überzüüge zum Ueberdruß — —

Do nebe 'm Tanzsaal zue, im ene gheizte Nebezimmerli sitze nom Tanz dr Hans und d' Ammerei am Tischli und e mächtige Türggebund vorane und e Fläsche Butschirte und essen und trinken und mache Gspäß, uf ihri groblächtig Art, und zelle vom hütige Tag vo — vo — mym Abegheie und lache, eis grüüsliger as 's ander — —

Und das han i chönne gseh und köre mit eigenen Augen und Ohre, dur e Thürespolt dure, d. h. sie isch handsbreit offe gsi — — Hätt me mr mys Todesurtheil verchündt wege Mord und Raub und Hüüserverbrönne, uf dr offene Straß, 's hätt mi nit ärger chönne betrüebe, vernichte! Und e Raserei isch über mi cho, ne tolli Lustigkeit, i bi i Saal füre g'ylt, ha ei Fläschen um die anderi befohle, bi mit eim Meitschi

um 's ander go tanze, meist aber mit 'm Schnyderliseli, ha tanzet wie närrisch und gumpet und gjuuzget und gsungen, aß si Alls verwunderet het; nume 's Liseli nit, das het frei Angst übercho und afo abwehren und zletscht afo briegge wie nes Chind. — Und wo die stolzi Ammarei einisch chunnt und seit: „Syt dr no höhn, Schuelmeister? Wei mr nit au eine zsäme?" do han i aber d' Hand abwehred uusgstreckt und zornig deklemiert:

„In gährend Drachengift hast Du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt,
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt —"

und ha spöttisch gsunge: „Ich hab — ich hab schon einen andern Schatz, geh du nur immer zu!"

„Er isch us 'm Hüüsli, my Seel us 'm Hüüsli!" han i köre sägen, i weiß nit vo wem.

Und würklig, i bin ganz us 'm Hüüsli cho — — Und de Morge, wo dr erst Sunnestrahl dur d' Fenster schynt und ig i dr Gaststube unten am Tischegge hocke, ygnückt und ohni Sinne, do chunnt d' Frau Wirthenen und weckt mi, weckt mi mit aller Gwolt und seit: 's isch ne Frau do, Schuelmeister, und will mit ech rede — ne fröndi."

Und wien i d' Augen uusryben und uufluege — wer isch 's, wo voramer stoht? D' Tantegotte, mys Muetters Schwester — oder ihre Geist? Nei' sie selber, i armüethigem Chleid und leidem Ussächen und großer Jast, und seit — was sie seit, lang han i 's nit recht chönne begryfe — dä schwer Chopf, die schwachen Auge, das müede Ghirn — Endlige han i 's doch begriffe: d' Muetter, my Muetter syg chrank, 'n ungsinneten Afall — —

D' Muetter chrank — —

Lebt denn my Muetter no? Stoht 's Hüsli no deheime? — — Sit Langem, Langem han i nümm a mys Heimet denkt, nit emol a d' Muetter, ha Beedi vergesse gha — Alls wege myr närrische Liebi, dr sinnlose Liebi zue dr schnöde, liechtfertige Buuretochter! Ha all my freyi Zyt vertänderlet wegen ihre; im Wachen und Traume nume a sie denkt, die Treulosi; und drob mi eigeni Muetter vergesse, my treui, gueti Muetter, wo Alls tho het für mi, Alls glitten, Alls uufg'opfert; und ere nit emol gschribe, kei churzi Zylete meh sit länge, länge Wuchen — Alls wege dem uusglassne Meitli; 's Bete sogar vergesse, jo 's Bete — — Und mys Geldli verschleuderet, mys suurverdiente Geldli, für Gstaad zmache, im Wirthshuus z'hocke, Sigare zraucke, Narretheien az'schaffen, Alls für ihre z'gfallen, die mi so elend g'narret het! Und ha my armi Muetter deheim lo webe, lo darben, i ihren olte, müehselige Tage!

Und won i d'Frau Wirthi no myr Uerti froge, vo dem ganze Gspaß, sit gester Obe — — und i zahlt gha ha, die uvernünftigi Summ — do han i no paar Batze fürgha, blößeli gnue, für dr Gotte nes Süppli z'zahlen und es Glas Wy. Und fast Alls nochezoge gha, bim Schaffner! — —

D' Gotte müed und ängstlig, ig selber in ere Gmüeths- und Lybsverfassig, die si mit nüt verglyche, nit beschrybe loht — so si mr zsäme hei zue gwandlet, dä wyt, wüest Weg, drei Stund Berg uuf und ab, i dr strenge Chölti! Mir aber isch dr Schweiß zue alle Poren uus drunge — — —

* * *

D' Muetter isch gly wieder zweg gsi, gottlob!

Ig aber nit!

Es hitzigs Fieber het mi ergriffe und mr lebesgfährlig zuegsetzt. Und ha mi derwyle mit schwarze Riesen und schlimme Hexen umegschlagen, und die Riese hei all 's Uussäche gha vom Gerberhans, und die Hexe hei glachet grad wie die Eini, Grundfaltschi —

Und won i wieder zue mr selber cho bi und d' Augen uufmache, do isch 's Erste gsi, won i erblickt ha: my liebi, gueti Muetter, bleich und abzehrt, 's Aug voll Chummer und Weh. Jetz aber foht dä Blick afo lüchte vor Freud, sie ergryft mi bi dr schmale magere Hand und seit: „Kennsch mi jetz, Melchior? O Gottlobedank! Wie han i Angst gha, die Zyt uus — nit z' beschrybe“ — — Und 's Augewasser lauft ere die bleiche runzelige Backen ab; und sie leit mr 's Chüssi zweg und längt mr nes Chacheli Lindethee und strycht mr Wiehwasser a und faltet d' Händ und seit: „Wei zum Liebegott bete, bi dym glückligen Erwache!“ und sie betet mr 's vor, das Chindemorgegebet, wie sie 's tho het vor zwänzg Johre. Und das het mi so seltsam agmuethet, so wunderbar tröstet — — Und sie het mr nes halbs Tellerli voll Suppebrüeihi glängt, und isch mr mit dr Hand über die chalti Stirne, über die mageri Backen abe gfahre — o wo isch die Hand, so lind und zärtlig, wie d' Muetterhand?

Und mörnderisch de Morge, wo mi ordli chreftiger gfüehlt ha, seit sie: „Jetz, Melchior, muesch mr dy Bycht ablegge — wotsch? Alls säge, was dys Herz quält het und no quält, alls Unguets und Schadhafts, wo über di cho isch — säg mr das Alls, Melchior, mir, dyr sorgsame Muetter! Wei luege, was z'helfen isch — — Und i han ere bychtet, Alls, vo Afang bis zue End — — und byfüegt: „Jetz chunnt 's mir selber vor, wie ne dumme wüeste Traum. Mit em Fieber

isch au all die Eifältigkeit verfloge, wie Schuppe fallt 's mr vo den Augen — und hüt chann i währli nit begryfe, wien i so nes Wohlgfalle ha chönne fassen a dem ungebildete, groblächtige, liechtfertigen und herzlose Meitschi! Hüt chunnt mr Alls i Sinn, was i selbi Zyt, i mym Dusel inn, rein überseh ha: die grobe Wort, wo sie ihren Eltere gä het, die Dummheit, das eifältige, vorluuten, unzimpfere Thue, die Schleckhaftigkeit und Uhuusligkeit i alle Dinge — churz und guet, wien ig mi i das schön hohl Lärvli einisch so sterblig ha chönne vernarre! O Muetter, i schäme mi nume dra z' denken a die eifältigi, chrüzdummi Gschicht! Uf Mattewyl gohn i i mym Lebe nümm, thät mi z' häfti schiniere." —

„O du dumms Chind!" seit d' Muetter, „z' schäme, z' schäme — für was? Aß di von emen übermüethige, gwüsselose Buuredotsch zum Beste hesch lo ha? Da'sch scho Tuusige passiert vor dir! Und d' Mattewyler si gar nit so ungschickti Lüt! Si scho do gsi, jüngeri und ölteri Burschte, und hei dr nogfrogt, no dr Gsundheit — eis nöjen e Dokter; und Grüeß hinterlo — ach, i dem Elend han i die Näme rein vergesse! Und au nes Meitli het im Verbygoh a d' Thüre ghoschet, nes grüsli ordligs zimpfers, schüchs, a dr Gattig a ne Näihere; und dr Gotte nes Pfund Zucker glängt und gueti Beßrig gwünscht und isch verschwunde wie nes Reh."

Da'sch 's Schnyders Liseli gsi! han i denkt — —

Und e Sunnestrahl isch inne drunge, selb Moment, zum Fensterli y, ne warme Früehligssunnestrahl, und dä het glüchtet a mi äne, aß wett 'r „Gottwilche" säge, ne Grueß bringe us wyter Ferni. Aß i grad a das Liseli ha müesse denke — — a die große frommen Auge, a dä theilnehmed, truurig Blick, a die schwarze Löckli uf dr wyße Stirne, a die schmale

fyne Bäckli, a die schlanggi gslinggi Gstalt, a das stille, sitt-
same, keusche Wese, wo si so geduldig füegt i die tägligen
Sorge, i's Vaters Luun; und kei anderi Erholung kennt, as,
vo ihrer herrligen Erststimm nes fröhligs Lied — as mr bi
dem Sunnestrahl grad 's Liseli, dä Aeschebrödel, i Sinn cho
isch?"

Vo dusse her kör i nes Roß stampfen, und ine chunnt —
mi Fründ Vehdokter! Und wien 'r mi gseht uufrecht sitzen
im Bett, streckt 'r mr fröhlig d' Hand etgegen und seit: „Jetzt
isch wieder Alls guet!" Und er nimmt zwo Fläsche Wy
unter 'm Kaput füre: „Do trink vo dem, Chnab, da 'sch
besser as 'm Dokter sy bitteri Rustig! Und heb Ernst, as
gly wieder zweg bisch — mir blange scho lang, die ganzi
Schuel, dr Gsang, d' Chnaben und Meitli all im ganze Dorf!
Gester isch Gmeinversammlig gsi und ohne viel Gred isch
bschlosse worde, mr well dr d' Bsoldig ebe mache d. h. uuf-
bessere — — Hä nämlig e chlini List bruucht und gseit, d'
Härisdörfer hätte di gern — und grad glogen isch 's nit!
— — Und settsch ne Zorn ha über eusi — Familie — loh 's
vergesse sy! Mir het dä Vorfal schier mehr Verdruß
gmacht as dir, und a Vorwürfe han i's nit lo fehle, darfsch
mer 's glaube! Gester isch d' Hochzyt gsi — — Und sie —
weisch wol wer i meine — het mr uuftreit, vor 'm z' Chilche-
goh noh, i sell di um Verzeihung bete, sie heb 's nit so bös
gmeint, sig Alls im dummen Uebermueth gscheh — —"

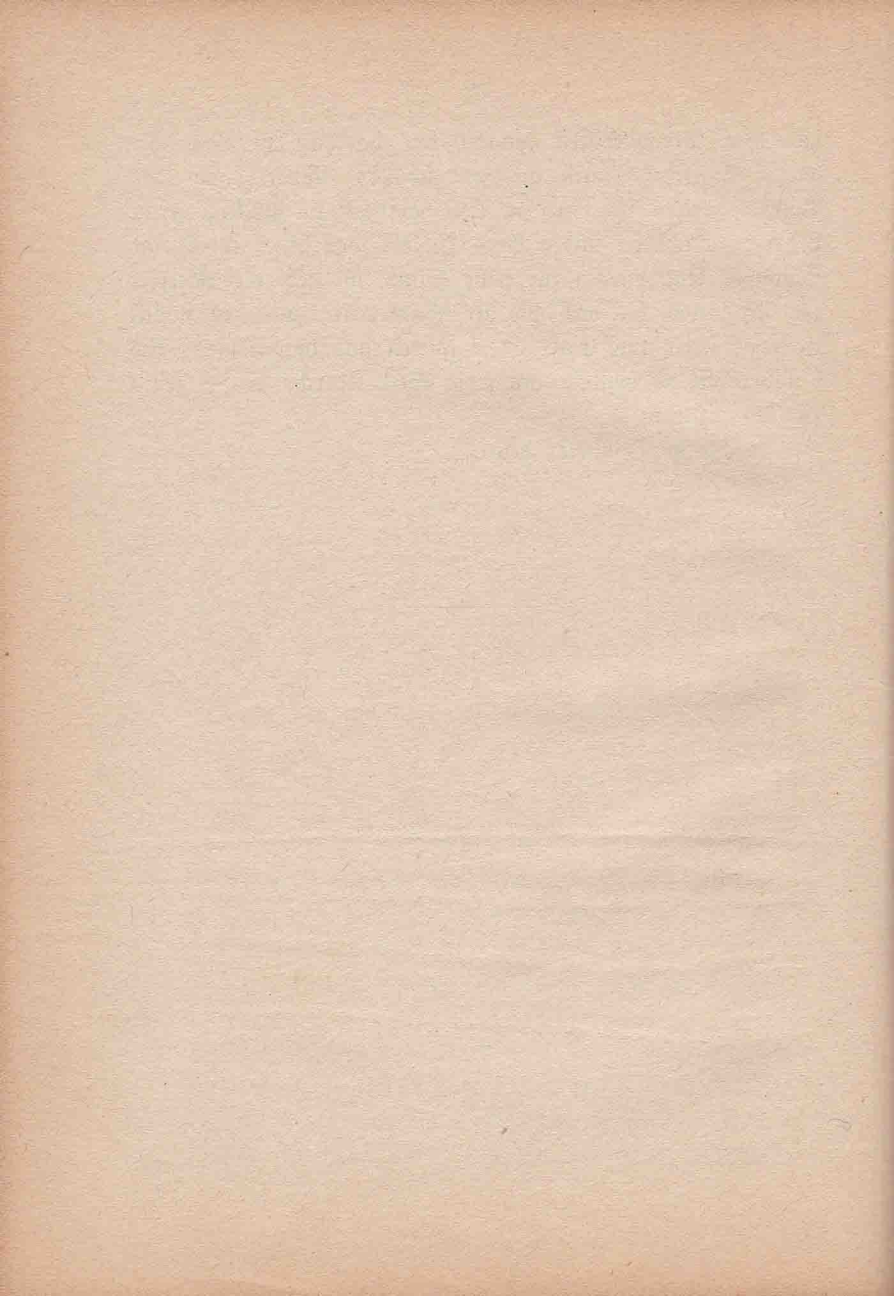
— — — — — — — — — — — — — — —

Sell i no wyters erzelle?

Sell i erzelle dä fründlig Empfang z' Mattewyl, my
neui freieri und festeri Thätigkeit i dr Schuel, im gsanglige,
gsellschaftlige Lebe? Wien i notisnoh nööcheri Bekanntschaft

mit dem Schnyderliseli gmacht ha, vo Tag zu Tag ihri gueten Eigeschafte meh ha lehre schätze? Wien i, wo ihre Vater gstorben isch, us 'm Schnyderliseli ne glückligi Frau Lehreri gmacht ha und i ihres Hüüsli zoge bi, i ihres eige Hüüsli? Und wien i zur selbe Stund mi liebi olti Muetter zue mr gnoh ha und wie mr ghuuset hei, mir drü Lüütli zsäme, i Fried und Eintracht, i gueten und böse Tage? Bis i unverhofft ne besseri, my jetzig Stell übercho ha — sell i das no erzelle?

'S cha sy — spöter denn!

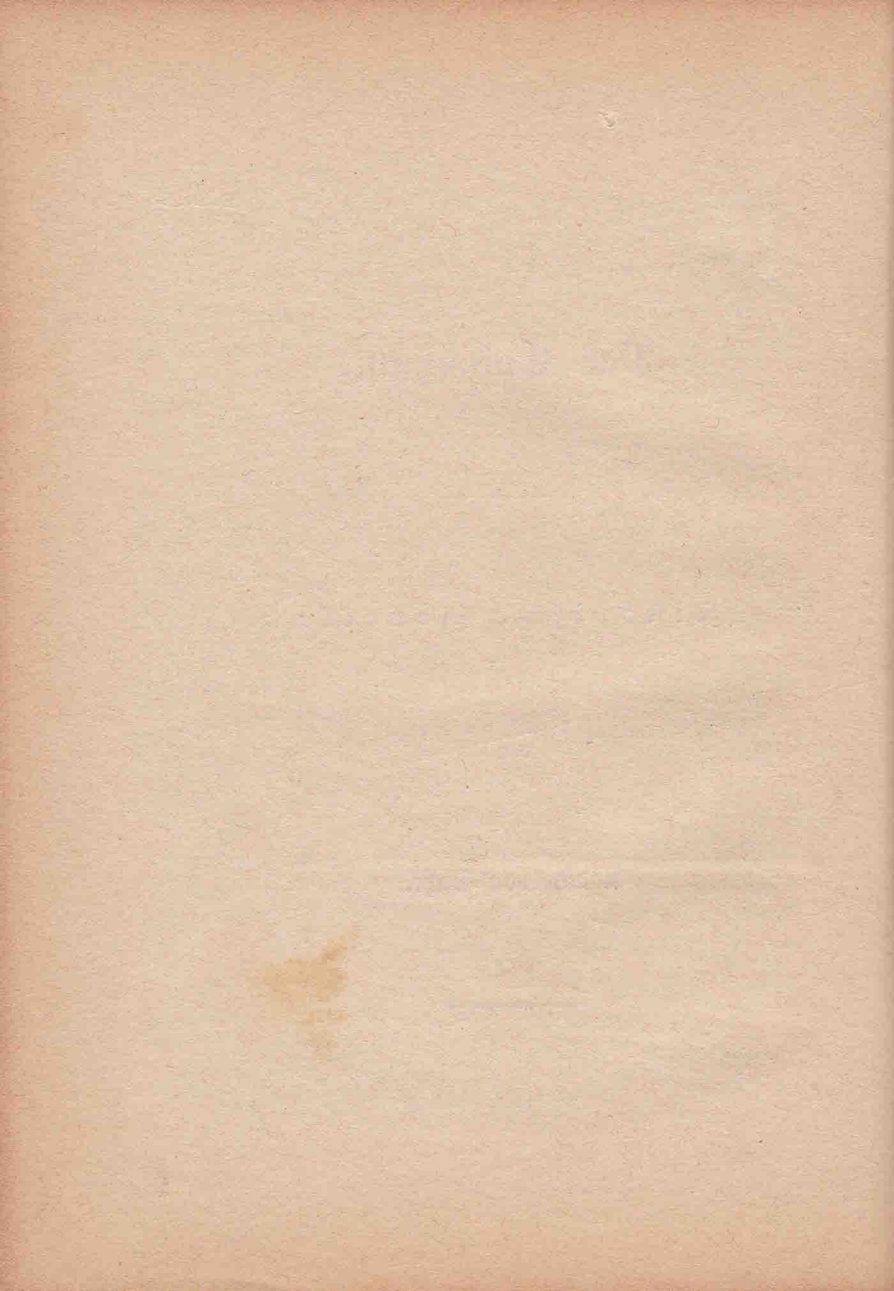


Der Talisman.

Historische Novelle

von

Agathe von Suhr.



In der Nacht des 18. September 1345 klopfte es laut und wiederholt an die Hauspforte des Oberaufsehers der königlichen Gärten zu Aversa, unweit Neapel. Andronica, die Tochter des Hauses, die allein noch wach war in dem nicht unansehnlichen Gebäude, schreckte angstvoll von der Spindel auf, die sich rastlos drehte und dabei jenes Liedlein von der Fischerin Donzella Marina sang, die im Haupte des Karpfen jenen Goldring fand, den Kaiser Karl der Große einer seiner Geliebten verehrt hatte und der, wie die Sage behauptet, an einem Purpurfaden auf ihrer Brust gefunden ward, als sie todt war. Die Besitzerin hatte besondern Liebeszauber über den Kaiser geübt, darum meinte sein Beichtiger, es könne wohl noch etwas an diesem Ringe hängen, bemächtigte sich desselben und warf ihn in's Meer.

Andronica hatte dabei ihre ganz eigenen Gedanken und der tiefe Sehnsuchtsseufzer, der den keuschen Busen hob, mochte von dem Wunsche erzeugt sein, auch einmal aus Meerestiefen solch wunderbares Kleinod zu gewinnen. Dann wendete sich ihr Nachsinnen wieder dem Ringelrennen zu, das die Königin Johanne von Neapel den Untersassen ihrer Privatherrschaften versprochen hatte und bei dem der feine Stoff, den sie aus der purpurrothen und himmelblauen Wolle, die vor ihr lag, zu weben gewillt war, ihr die schönen Glieder schmücken sollte. Der geneigte Leser wird bemerken, daß es

mit Andronica's Putz zu diesem Feste noch im weiten Felde war, aber auch zwischen Plan und Ausführung desselben wurden wichtige Hindernisse gelegt. Die Jungfrau schreckte, wie gesagt worden, angstvoll auf bei dem wiederholten Anpoch, und lief eilig an die Hausthür, von innen fragend, mit einem Tone, dem man das lautklopfende Herz anhörte, wer denn draußen sei?

„Dein Vater," rief eine rauhe Stimme, und Andronica öffnete.

Signor Paolo war aber nicht allein. Gebückt schlich er leise in die Thür. Auf den Schultern trug er eine schauerliche Last; die Leiche eines Mannes in leichter Nachtkleidung, dessen Züge entstellt waren durch den Strang, mit dem er ertdrosselt schien.

„Was ist das, Vater?" rief Andronica von Fieberschauer durchrieselt; was tragt Ihr um Mitternacht Todte in's Haus? Ich glaubte Euch längst zur Ruhe gegangen, und darum überrascht mich dies doppelt."

„Auch muß es eine höhere Mahnung gewesen sein, die mich aus meinen Mauern getrieben," antwortete Paolo. „Es ließ mir nicht Ruhe noch Rast; ich mußte noch einmal vor Schlafengehen die Gärten durchwandern."

„Als ich am Schlosse vorbeiging," fuhr er nach einer Weile fort, „sah ich, daß die Fenster des Schlafgemaches der Königin hell erleuchtet, und viele Gestalten sich im Saal hin und her bewegen, auch glaubte ich laute Stimmen zu vernehmen, durch welche Angstschreie sich drängten. Mich überraschte dies nicht sonderlich. Des wüsten Lebens an diesem Hofe kundig, glaubte ich, man feiere dort irgend ein Fest dem Bachus und der Venus geweiht, und ging meines Weges.

Da ich jedoch einmal draußen war, wollte ich in den Treibhäusern nachsehen, ob die asiatischen Pflanzen gestern Abend gehörig besorgt worden und die Wächter noch auf den Bleichen wach wären. Als ich nach einer halben Stunde zurückkehrte, war im Schloß alles still und dunkel; unter dem mittleren Fenster des Saales aber lag, beleuchtet vom bleichen Mondesstrahl, diese Leiche. — Zwar waren die Züge entstellt und mit Blut unterlaufen durch den entehrenden Strang, aber es bedurfte nicht des blitzenden Rubins mit dem ungarischen Wappen, den die Mörder vom Finger zu nehmen vergessen, um meinen geliebten Herrn, den Prinzen Andreas von Ungarn zu erkennen. Nachtherberge will ich ihm geben in meiner Behausung, bis der Tag anbricht, der das nächtliche Verbrechen beleuchten und die Mörder zur Rechenschaft ziehen wird. Sie werden dann beben, denn anders sieht sich die Sünde im Mondenschein an, als beim Sonnenlicht."

„Großer Gott, der Prinz Andreas von Ungarn," rief Andronica mit erhobenen Händen und schüchternen Blicken auf die fürstliche Leiche, „der Gemahl der Königin ermordet und in unserem Hause!"

Paolo hatte die Ueberreste des geliebten Herrn indeß auf ein Ruhebett eines der anstoßenden Gemächer gelegt, und die kluge Andronica fuhr leiser fort:

„Habt Ihr, lieber Vater, aber nicht unbesonnen gehandelt? Wird man Euch nicht für den Mörder unseres Herrn halten können?"

„Mich, den anspruchslosen Gärtner?" fragte Paolo verwundert, „der seinem Gebieter stets mit Liebe angehangen und sich eine Ehre daraus gemacht hat, ihm die ersten Blumen zu ziehen, ja, der sich seiner Anhänglichkeit für Andreas

von Ungarn wegen nur zu oft die mißfälligen Blicke der Königin zugezogen?"

„Das ist's ja eben, lieber Vater!" fiel Andronica lebhaft ein, „weil sie Euch haßt, wird sie Euch zu verderben suchen. Ihr wißt, daß mich die Welthändel anregen und ich mich gern von dem Treiben der Menschen unterrichten lasse. Da hat mir der Fra Bernardo aus dem Dominikaner-Kloster hier in der Nähe auch Manches über den Hof der Königin Johanne erzählt, und wie sie aus Furcht, die Herrschaft mit ihrem Gemahl theilen zu müssen, ihn mit Haß und Geringschätzung verfolge. Der Kardinal-Legat, der vom Papste aus Avignon hierher gesendet worden, um den Prinzen zu krönen, soll vor etlichen Tagen hier eingetroffen sein, und dies mag vielleicht die Königin bewogen haben, mit dem zu eilen, was sie im Sinne getragen."

„Kind, Kind! Was redest Du," rief Paolo entsetzt, „sprichst Du im Traum, oder flüstern böse Geister Dir die Worte ein? Kannst Du's vor Gott, dem Barmherzigen verantworten, Deine Königin so anzufeinden? Daß ihre schlechten Minister den edlen Fürsten aus dem Wege geräumt, ist wohl nur zu gewiß, vielleicht auch, daß der herrschgierige Herzog Karl von Durazzo einen Theil der Schuld trägt, aber Johanne, die Enkelin König Roberts, konnte so tief nicht sinken."

„Leichtgläubiger Vater," rief Andronica mit schmerzlichem Lächeln, „Du bist arglos wie ein Kind, und es wird Dich in's Verderben stürzen. Aber wie Du willst. Mag der Edle aus Ungarn's Königsstamme hier ruhen; die Folgen sind in Gottes Hand."

Andronica ging fort, um einige ihrer kostbaren Gewänder

zu holen, mit denen sie die Leiche bedeckte. Dann stellte sie mehrere hohe Kerzen um das Ruhebett herum und setzte sich mit ihrer Spindel unweit derselben nieder.

„Was soll das bedeuten? fragte Paolo verwundert.

„Ich will Wacht halten bei dem Leichnam,“ war die Antwort, „daß ich, wenn man mich vor Gericht fordert, den Eid leisten kann: ihm sei keine Unbill angethan worden im Hause des Oberaufsehers Paolo Manfredi. Daß Ihr nicht der Mörder seid,“ setzte sie, dem Vater weinend um den Hals fallend, hinzu, „das will ich gleichfalls eidlich bestätigen und mich dafür auf die Folter spannen lassen“

„Wunderliches Kind,“ rief Signor Paolo kopfschüttelnd, „mit Dir ist nichts anzufangen, wenn Du Dein Köpfchen einmal auf etwas gesetzt hast. Sonst würde ich Dich bitten, gehe zu Bette und laß die Todten allein; sie bedürfen der Gesellschaft nicht, Du aber der Ruhe. Aber habe Deinen Willen. Laß Kerzen lodern um das Todtenlager des königlichen Prinzen von Ungarn, hole aus Deinem Schrein das Meßbüchlein Deiner verstorbenen Mutter hervor und bete mit lauter Stimme ein lateinisches Reimlein zu Deiner Seele besonderer Erbauung.“

Mit seltsamen Gefühlen, die in stetem Wechsel aus Wehmuth, Mitleid und banger Scheu gebildet wurden, brachte Andronica die Nacht zu, bis endlich röthliche Streifen im Osten tagten, der Haushahn krähte, die Vögel in den Gebüschen zu zwitschern anfingen und die ganze Natur aus unerquicklichem Schlaf erwachte. Da erhob sich auch Andronica von ihrem Sitze, löschte die tiefabgebrannten Kerzen und ging dann in's Freie, ihre Andacht zu halten im größten Tempel Gottes.

Signor Paolo's Wohnung lag am Ende einer breiten Kastanien-Allee, das Schloß am entgegengesetzten. Andronica, gelockt von der erfrischenden Morgenkühle, war diese Allee fast ganz hinaufgegangen und war nicht wenig verwundert, hier bereits alles rege und wach zu finden. Mehrere Herren von der Hofumgebung wanderten gemächlich vor dem Schlosse auf und ab; Diener liefen eilig hin und her, bepackte Wagen mit vorgespannten Pferden hielten an den Seitenthoren, und vor des Schlosses Haupteingang stand die Reisesänfte der Königin.

Jetzt sah Andronica eine feine, leichtverhüllte Gestalt die Schloßtreppe hinabeilen und in die Sänfte schlüpfen. Sie wendete in demselben Augenblick das Haupt der Allee zu. Es war Johannens blendend schönes Gesicht, das heute Morgen bleicher als sonst unter dem Schleier hervor sah; es war jenes wunderbare, schwarze Auge, das alle Männerherzen bestrickte, und in dem mehr Seele lag, als die Königin hatte.

So verließ sie zu dieser ungewohnten Frühstunde schon Aversa, und floh gleichsam vor dem Schatten des ermordeten Gemahls, der sie hier verfolgen mochte.

Der neu aufsteigende Tag sollte sie nicht mehr finden an dem Orte, der so Schauderhaftes gesehen. Dies waren Andronicas Gedanken und der Glaube, daß die Königin um den Mord des Prinzen wisse, ward immer fester in ihr.

Zwei Männer in leichter Hauskleidung vor sehr feinem griechischem Baumwollenstoff, dem nach morgenländischer Art bunte Blumen in wasserblauem Grund eingewirkt waren, sahen der Sänfte Johannens eine Weile nach, reichten sich dann mit schlauem Lächeln die Hand und schritten dem westlichen Schloßthurme zu, dessen Wendeltreppe sie hinauf stiegen

und die eisenbeschlagene Thür des finsteren, hochgewölbten Gemaches hinter sich schlossen.

Es war Visconti Uberto und der Marquis Jacopo Barara, beide Minister der Königin und ihre ergebensten Diener.

„Die Leiche war schon kurz nach Mitternacht fort, wie mir der Pater Barbarino berichtete“, sagte Uberto.

„Möchten die bösen Geister sie in den Höllenschlund getragen haben,“ entgegnete Jacopo mit teuflischem Lachen, „dann wäre unsere Sache klar.“

„Was auf dem Erdenrund nicht zu finden ist, kann uns nicht anklagen,“ nahm Uberto nach tiefem Sinnen das Wort. „Auf jeden Fall war es unklug, den Erdrosselten nicht gleich den Wellen oder Bergschlünden zu übergeben.“

„Eitle Furcht!“ warf Jacopo nichtachtend hin. „Fest gegründet steht Johannens Thron; die Macht ihrer Huld und Schönheit hält ihn, denn der Zauberin Blicke bestricken Volk und Edle.“

„Daß der lästige Ungarbär von der fremden Blumenweide verjagt ward, wird Neapel dankbar anerkennen und keine Hand sich aufheben, ihn zu rächen. Denn die rohen Sitten dieses Unmenschen widerten Jedermann an. Daß seine ungarische Umgebung uns nicht schade, dafür ist gesorgt. Ich ließ gestern Alles, was sich zu diesem wilden Volksstamm bekennt, in Fesseln legen.“

„Auch den Magnaten Jagello Mailath?“ fragte Uberto gespannt, „dieser Vulkan möchte sein verderbliches Feuer weit umher speien.“

„Er fand sich nicht“, entgegnete Jacopo etwas verlegen, „und die Diener behaupten, er sei verreist.“

Uberto versank in ernstes Nachdenken.

„Dieser Umstand könnte uns vortreffliche Dienste leisten", rief er. „Wer weiß es nicht, daß Mailath's Feuerblick sich zu der Königin erhob und diese seine Blicke lohnte durch süße Erwiderung derselben. Daß die Hoffnung, in der Krone der Frauen zugleich Neapels Krone zu gewinnen, ihn habe verleiten können, seinen Herrn zu ermorden, scheint nichts Ungewöhnliches, und wenn auch nie ein Beweis stattfinden kann, so wird schon der Verdacht ihn in Kerkermauern bannen, vielleicht auch auf's Blutgerüst führen und für uns unschädlich machen."

„Ihr träumt kurzweilig," rief Jacopo mit höhnischem Lächeln, „doch möchtet Ihr Euch verrechnen. Ich werde indeß das Meinige thun, Euern Plan zu unterstützen, und gehe stracks nach Neapel, die Königin gegen Liebling einzunehmen. Mit einigen Erdichtungen über Jagellos Liebeshändel wird mir's am sichersten gelingen, denn die Eifersucht ist Achills Ferse bei dieser Armida."

Als Andronica von ihrem Spaziergang heimkehrte, fand sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Thür der Wohnung offen, die sie ihrer Meinung nach doch fest verschlossen hatte. Mit hochklopfendem Herzen trat sie ein, angstvoll dem Gemache zueilend, wo die Leiche des Prinzen von Ungarn sich befand. Welche Ueberraschung erwartete sie hier! Zu den Füßen des Todtenbettes lag ein junger Mann, seine Empfindungen durch lebhaftes Minenspiel und heftige Geberden ausdrückend. Er schien noch unter dreißig Jahren. Seine Züge waren offen und edel, die schwarzblauen Augen sprühten blitzend Feuer, und auf der freien Stirne lag Muth und Kraft vereint. Der schön geformte Mund, den der pechschwarze Schnurrbart umzirkelte, war fest verschlossen und

ein wehmüthiges Lächeln umschwebte ihn. Seine Kleidung war schwarz und einfach. Im Ledergürtel, der den kurzen Leibpelz umschloß, steckte ein Dolch. Den Reitermantel und die spitze ungarische Mütze mit der einzelnen Reiherfeder hatte er von sich geworfen. Bei Andronica's Anblick sprang er auf, eilte ihr entgegen, ergriff ihre Hand und rief mit einer schön klingenden Stimme, die das Neapolitanische freilich etwas rauh aussprach:

„Nicht wahr, Signorella, der Vater fand diese edle Hülle unter den Fenstern des königlichen Schlosses?“

„Ihr sagt es, edler Herr“, antwortete Andronica mit fester Haltung. „Er gab dem geliebten Herrn Herberge in seiner Woheung, bis es ausgemittelt sein wird, wo man die Leiche des Gemordeten bestatten soll. Aber wer seid Ihr, Herr?“ fuhr sie fort. „Unstreitig führt Ihr einen vornehmen Namen und werdet den Vater schützen können, gegen ungerechten Argwohn.“

Ein trübes Lächeln flog über des Fremden Züge; langsam wendete sich sein Auge zu Andronica hin, mondliches Licht, wie es durch düstere Wolken bricht, füllte den Blick. —

„Ich Euch schützen?“ rief er mit dumpfer Stimme, „o, hofft es nicht.“

Es öffnete sich in diesem Augenblick eine Seitenthür, durch die Signor Paolo eintrat, die Spuren einer durchwachten Nacht in den Zügen.

„Ihr hier, gnädigster Herr?“ rief er sich ehrerbietig und froh überrascht vor dem Gaste verbeugend. „Gott sei Dank, daß der treueste Diener des Fürsten Andreas an seiner Leiche steht. Es wird sich seine Seele im Himmel freuen.“

„Meinst Du, Alter?“ fragte der Magnat Jagello Mai-

lath mit schmerzlichem Lächeln. „Du könntest irren. Betrüben möchte es die Seligkeit meines Gebieters, daß der treueste Diener an seiner Leiche steht, es wie Gewißheit ahnt, wer die entsetzliche Greuelthat verübte, und dennoch keine Mittel zur Rache besitzt.“

Der Magnat machte einige starke Gänge durch's Gemach; Signor Paolo gab Andronica den Auftrag, einen Morgenimbiß in einem anderen Zimmer zurecht zu stellen, und Jagello sagte, als sie sich entfernt hatte:

„Mein guter Engel führte mich vor einigen Tagen aus Neapel. Längst schon ahnte ich, was man gegen meinen Herrn im Sinne trug und befahl darum meinem treuen Diener Anastasius, Auge und Ohr offen zu halten. Es gelang ihm auch, mit seiner angeborenen Feinheit in der Kunst des Spürens die obwaltenden Intriguen zu entdecken, und überzeugt, mit den in Neapel befindlichen Ungarn verhaftet zu werden, im Falle er bliebe, machte er sich bei Nacht und Nebel auf, und eilte mir entgegen, mich warnen wollend, nicht über Aversa zurückzukehren, wie ich's gesonnen war. Er traf mich heute um ein Uhr Morgens in der Taverne Vitaldi nicht gar weit von hier. Wir saßen eben im allgemeinen Versammlungszimmer, das mit mehr Gästen besetzt war, als es sonst wohl zu so früher Stunde der Fall ist. Da sah ich plötzlich einige Leibgardisten der Königin eintreten. Ich zog schnell meinen Reitermantel dichter um mich, schob die ungarische Mütze unter den Tisch, warf eine Mönchskapuze, die ich vorsichtshalber mitgenommen, über den Kopf und gab meinem Diener ein Zeichen, sich zu entfernen. Es gelang ihm auch, hinter den Rücken der Gardisten aus dem Zimmer zu schlüpfen, seitdem sah ich den Treuen aber nicht wieder

und fürchte, daß er ein Raub der Feinde geworden ist. Ich aber blieb unentdeckt, und man ahnte in der Ungestalt zwischen Mönch und Krieger, die wacker zechte und sich um die ganze Welt nicht zu kümmern schien, keineswegs den gefährlichen Magnaten Jagello Mailath. Ich hörte indeß jedes zwischen dem Wirth und den Gardisten gewechselte Wort. Mein scharfes Ohr kam mir zu statten, denn sie sprachen leise und flüsternd. Der Königin Seneschall ließ zu fünf Uhr Morgens Pferde bestellen. Sie wollte nach Neapel zurück, weil ihr Gemahl sich diese Nacht in einem Anfall seiner düsteren Melancholie ein Leid angethan habe und unter den Schloßfenstern erdrosselt gefunden worden sei. Dies Märcheu war zu schlecht ersonnen und mochte kaum für das ungebildete Volk dienlich sein. Ich kannte die edle Seele, die in des Prinzen Seele wohnte, ich wußte, daß er, selbst von den finstersten Geistern der Schwermuth belagert, jenen Blick zu der Gnade und Barmherzigkeit Gottes bewahrt hatte, der vor Selbstmord schützt. Ehe nicht die Königin mit ihrer Umgebung von Aversa abgereist war, durfte ich dieses nicht betreten, dann aber wollte ich gehen, um wo möglich genauere Nachrichten über die nächtliche Schreckensscene einzuziehen. Als ich mich eben Eurem Hause näherte, sah ich die Signora Andronica herausschlüpfen. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, daß ich meine Wünsche da am sichersten bei dem Oberaufseher Paolo Manfredi erreichen könne, dessen treues Herz und warme Anhänglichkeit für den Prinzen mir bekannt war. Ich betrat Euer Haus, fand zu meinem größten Erstaunen den geliebten Leichnam und das Uebrige wißt Ihr."

Paolo erzählte nun auch das Seinige, und hatte eben geendigt, als Andronica die Thür eines Nebenzimmers öffnete

und auf einen mit dem Frühstück zierlich besetzten Tisch hinzeigte.

Dann wollte sie sich entfernen, um die Männer nicht in ihrem, vielleicht geheimen Zwiegespräch zu stören. Aber Jagello hielt sie zurück.

„Bleibt immerhin, schöne Jungfrau!“ rief er freundlich, „Ihr werdet nichts verrathen, sondern uns vielmehr nützlich sein durch Euren klugen Rath.“

„So erlaubt mir, edler Herr, Euch eine Frage vorzulegen,“ sagte Andronica. „Warum weilt Ihr auch nur einen Augenblick länger hier? Warum wandert Ihr nicht gen Ungarn zu dessen Könige Ludwig, des Bruders schmählichen Tod ihm verkündend, und das Aufgebot der Rache jenseits der Karpaten ergehen lassend? Dort würden Eure Worte in jedwedem Herzen einen Anklang finden, denn treu ergeben ist das Ungarvolk, wenn es einmal liebt, wie man mir gesagt.“

Eine finstere Wolke flog über Jagellos Züge, die indeß, als Andronica nun schwieg, durch einen warmen Sonnenstrahl der Liebe verdrängt wurde, mit dem sein Auge auf ihr ruhte.

„Joseph Bitiacki und ich“, begann Mailath nach kurzem Sinnen, „wurden miteinander am Hofe des Königs Karl Hubert von Ungarn erzogen. Beide Söhne großer Magnaten, die sich dem Dienste des Staates gewidmet. Beide früh verwaist, Beide zu denselben Beschäftigungen und Lebenszwecken bestimmt, schienen wir zu einander hingewiesen, und man würde ein festes Freundschaftsband natürlich gefunden haben. Das aber verkuüpfte uns nicht, vielmehr wichen wir so schnurgerade von einander ab, daß wir uns flohen, statt uns zu suchen. Joseph war wild und ungebändigt in seiner Leidenschaft, doch vertauschte er sie nur zu gern mit falscher Tücke,

wenn er seinen Feind so besser zu treffen glaubte. Auch in mir tobten stürmische Leidenschaften, doch verstand ich sie nicht unter gleißender Hülle zu verstecken, ein sanftes Wort, ein Thränenblick konnte mein inneres Feuer löschen. Er war fähig, wie ein Chamäleon seine Meinung und Vortheil um Fürstengunst zu wechseln; mich brachte keine Menschengewalt von dem zurück, was ich einmal für das Rechte erkannt. Seine Ideen von Lebensgenuß lagen in Sinnengluth und äußerem Schimmer; ich suchte ihn in höheren Zwecken. Joseph war der Liebling des Kronprinzen Ludwig; mich hatte der jüngere Königssohn Andreas zu dem seinigen erkoren. Es bildeten sich auf diese Weise zwei Parteien am Hofe, und der König sah dem Wesen mit ernsten Blicken zu, uns warnend vor so gefährlichem Spiel, denn anders betrachtete er die Knabenfehden noch nicht. Doch lag mehr Ernst in ihnen, als er glaubte, und mit den Jahren wuchs auch der Haß zu größerer Stärke und Bedeutsamkeit heran. Mit dem Prinzen Andreas, der nach seiner Verlobung mit der Enkelin König Roberts an den neapolitanischen Hof geschickt ward, verlor ich meine Hauptstütze und blieb allein. Denn wer mir sonst angehangen, hatte es nur dem Prinzen zu Gefallen gethan."

„Daß der König den Magnaten Bitiacki mit dem Ritterschlag begnadigte, während ich, dessen Ahnenzahl und Turnierfähigkeiten ebenso gerechten Anspruch auf diese Ehre machen konnten, übergangen ward, kränkte mich auf's Tiefste. Jetzt waren alle Schranken niedergerissen, mit denen Scheu vor Verletzung des öffentlichen Anstandes mich umgeben hatte. Ich war beschimpft, gedemüthigt vor der Welt, ich war als Edelmann und Mensch gleich tief verletzt, und wollte zeigen, daß ich mich zu rächen verstände."

„Isabelle von Fiesco, die Gemahlin des Visconti Luchini, eine weitläufige Anverwandte der Königin von Ungarn, kam nach Pest und dieser gefeierten Dame zu Ehren wurden glänzende Turniere und Ringelrennen angestellt. Auch für ihre Schönheit sollte gekämpft werden, und durch Kabalen des Kronprinzen ward meinem verhaßten Nebenbuhler die Gunst, Isabellens Ritter zu sein. Wie dies auf's Neue alle Geister in mir wach schrie, wird man begreifen. Wie ein Schulknabe sollte ich dastehen vor dem versammelten Hofe, vor den Augen der schönen Frau, welche ritterliche Tapferkeit so hoch zu schätzen, so süß zu belohnen verstand, während er, der seiner Gestalt, seiner Geburt, seinen Fähigkeiten nach eher unter als über mir stand, den Siegespreis erringen sollte, den ihre Hände austheilten."

„Ewig nicht," rief es laut in meiner Brust, „und nicht Tag noch Nacht ließ mir diese Stimme Ruhe. Ich wollte mich rächen, laut und öffentlich, ich wollte den Schandfleck, der mir angehängt war, auswetzen mit des Schwertes Stahl und als ein hochsinniger Ritter siegen oder untergehen."

„Einige Tage vor dem Turnier entfernte ich mich und erschien als stattlich gekleideter Krieger mit geschlossenem Visir an den Schranken. Auf dreimaliges Anrufen wurden sie von dem Herold geöffnet, und als ob mein Roß des Herrn Gluth gefühlt, so wild brauste es in den Kampfplatz hinein."

„Schon hielt Joseph Bitiacki in der Mitte der Arena, seine Rüstung blitzend von Gold und Edelgestein, mit denen Ludwigs Gunst ihn überhäuft, schon näherte sich auf reich gezäumtem Roß ein zierlich geharnischter Ritter aus Trevisano, schon harrten die Zuschauer mit angehaltenem Athem dem galanten Streit, der jetzt beginnen sollte, und Isabelle von

Fiesco schickte forschend das schöne Auge zu ihrem Ritter hinab, als meine unerwartete Erscheinung die ganze Scene verwandelte. Ehe noch Maßregeln irgend einer Art genommen werden konnten, fiel ich den Magnaten wüthend an. Er vertheidigte sich mit dem Grimme eines wilden Thieres der Wüste, und keiner seiner sogenannten Freunde dachte daran, ihm beizustehen; auf alle Anwesenden schien die Ueberraschung versteinernd gewirkt zu haben.

Nur die Thränen der Frauen flossen reichlich, als nun der Heros des Hauses wirklich besiegt im Staube lag. In mir jauchzten alle Höllengeister, als ich meinen Nebenbuhler bleich und blutend vor mir sah, aber nicht kühlte dieser Anblick meine heiße Rachegluth. Wie ein Rasender riß ich das Visir auf, sprengte an die Tribüne, wo der König und der Kronerbe saßen und rief mit lauter Stimme:

„Da schaut, wer den goldenen Sporn verdient hätte, Joseph Bitiacki oder Jagello Mailath! Hütet Euch in Zukunft vor derlei Verwechselungen, sie möchten schwer auf Ungarn fallen.“

„Greift den Nichtswürdigen, den Rasenden!“ schrie der Kronprinz mit wutherstickter Stimme.

„Keiner aber dachte daran, und mein guter Zelter brachte mich sicher an die Grenze, von wo ich nach Neapel ging und noch früh genug eintraf, die Vermählungsfeierlichkeiten meines Prinzen Andreas von Ungarn und der Königin Johanne mit begehen zu helfen.“

„Ihr seht aus diesem,“ fuhr der Magnat nach einem kurzen Stillschweigen fort, „daß ich mein Leben auf's Spiel setzen würde, wenn ich nach Ungarn zurückkehrte, und nicht möchte ich's hingeben um den armseligen Preis, König Ludwig

vielleicht einige Tage früher eine Nachricht zu bringen, die nur zu bald ganz Europa mit Schrecken und Abscheu erfüllen wird. Ich habe Vaterland, Fürstengunst und Lebensbestimmung dem glänzenden Ideale der Ehre geopfert und zu kühn begonnen, um mit einem Tode im Kerker oder auf dem Blutgerüst enden zu wollen."

Vater und Tochter wurden gleich sehr von Jagello's Erzählung ergriffen. Sie konnten sein Betragen nicht loben, und doch zog es sie an, begeisterte sie für ihn.

„Und was wollt Ihr denn beginnen, Herr Magnat?" fragte Signor Paolo nach geraumer Weile.

„Kriegsdienste nehmen," entgegnete Jagello, „und Ludwig von Ungarn Neapel erobern helfen. Denn erscheinen wird er mit seinen Schaaren, des Bruders Tod zu rächen und blutig wird die Rache sein."

Andronica sah den Magnaten erschrocken an; sie war eben so sehr überrascht als niedergeschlagen durch seine Antwort und rief traurig:

„So wollt Ihr der Verräther des Landes werden, das Euch Heimat ward? So wollt Ihr dem, der Eure Jugend demüthigte, die Thore öffnen zum Ruhm?"

„Anders schaut sich das Leben und seine Verhältnisse an aus Frauenblick als aus Männeraugen", entgegnete Jagello nach kurzem Sinnen, „und während Euer Geschlecht die Dinge nur von der Gefühlsseite betrachtet, ziehet das unsrige den Pflichten einen viel größeren Kreis. Wohl fasse ich, daß mein Handeln Euch unbegreiflich erscheinen wird, und Euch im Widerspruch mit mir selbst vorkomme. Doch kann ich nur auf diese Weise die Irrthümer meiner ersten Jugend vergüten. Schwer habe ich gefehlt gegen Königsgesetz und Vorschrift der

Sitte in meinem Vaterlande, und dem sprudelnden Jugendmuth die wahre Ehre geopfert. Denn reiner wäre mir der Ruhmesglanz geworden, hätte ich durch stilles Ausharren und ernste That mir die goldenen Sporen verdient. Nur im blutigen Kampfe für Vaterland und König kann ich den Schandfleck wieder auslöschen, der am Namen Mailath hängt."

„Und glaubt Ihr wirklich," fuhr er nach kurzer Pause fort, „daß Neapel glücklich sei unter diesem Weiberregiment, glaubt Ihr, daß jene Armida, die mit dem Szepter spielt, wie mit Würfel und Männerherzen, die wahre Liebe des Volkes besitzt? O hofft das nicht! Noch heute, seid es versichert, wird sich die Fackel des Bürgerkrieges entzünden, denn dem Prinzen Andreas gehört die reichliche Hälfte der Volksgunst, und Johannens Partei konnte nur siegend sein, weil sie die vornehmere war und die königlichen Prinzen an ihrer Spitze standen."

Das Resultat reiflicher Ueberlegung war, daß Andronica zur Königin gehen und ihr den nächtlichen Vorfall melden sollte. Es war ihr kaum recht und schien ihr nicht der klügste Ausweg in dieser verwickelten Angelegenheit, doch hatten die Männer es also beschlossen, und sie glaubte, sich fügen zu müssen.

Schon war die Sonne auf ihrer höchsten Höhe, als sie durch die Thore Neapels schritt, wo ihr wildes Gewirr entgegenwogte, denn Jagello's Prophezeiung war in schnelle Erfüllung gegangen.

Schleunig wie ein Blitzstrahl hatte sich die Nachricht von der Ermordung des Prinzen verbreitet. Seine Anhänger ließen das Aufgebot der Empörung ergehen, erbrachen die Gefängnisse der Ungarn und zogen haufenweise durch die

Straßen, die Leiche des Gemordeten begehrend mit lauten Drohungen gegen die Königin.

Diese saß zitternd und bebend in ihrem innersten Geheimzimmer, nur umgeben von Herzog Karl von Durazzo, dem Gemahl ihrer Schwester, und einigen der vertrautesten Minister, als man Andronica Manfredi meldete.

Dieses fremde Ereigniß fiel ableitend in das quälende Drängen des Augenblicks, weßhalb die Königin freundlicher als sonst vielleicht geschehen wäre, den Befehl gab, die Tochter des Oberaufsehers zu ihr zu führen.

Johanne von Neapel war von der Natur mit allen den äußeren Vollkommenheiten ausgestattet, die das Weib zur Göttin machen, aber es fehlte jene innere Verklärung, die es zum Engel bildet.

Erzogen an einem üppigen Hofe des Südens, der unter seinen Blüthen die Schlangen der Sünde reichlich nährte, war auch ihr Inneres schon frühe von diesem Gifte angehaucht worden, und ihre Leidenschafteu hatten sich unter blendend schöner Hülle zu schrecklicher Stärke entwickelt. Mit sechszehn Jahren Königin und Gemahlin eines sie anbetenden Mannes, der ihr ein treues Herz, eine schöne Gestalt und eine königliche Geburt entgegenbrachte, keineswegs aber einen erleuchteten Geist, oder feine Zierlichkeit der Sitten besaß, die sie hätten in seinen Fesseln halten können, ward sie seiner sehr bald überdrüssig und behandelte ihn mit einer Geringschätzung und mit einem Hohn, der ihn zum Aeußersten reizte und oftmalige rohe Ausbrüche seiner ungarischen Natur zur Folge hatte. Der Geschichtsschreiber Muratori behauptet, er habe sie zu sehr mit Eifersucht gequält, und dies, wie auch seine große Herrschbegier, seien wohl die Hauptursachen seiner Ermordung

gewesen. Ob die Königin um dieselbe gewußt, ist wohl kaum erwiesen, wenn auch wahrscheinlich.

Viele Jahrhunderte haben ihre Schleier über jene Zeit geworfen, und auch diese schreckliche Begebenheit mit undurchdringlichen Hüllen bedeckt.

Die Historiker und Chronikenschreiber widersprechen sich, doch ist wohl die Majorität für ihre Mitwissenschaft. Einige nennen auch den Herzog Karl von Durazzo als Haupturheber des Mordes; Andere sprechen ihn nicht allein ganz frei, sondern schildern ihn als einen edlen, hochherzigen Prinzen, dem eine solche That nicht zuzuschreiben sei.

Andronica trat indeß bescheiden aber furchtlos in der Königin prächtig verziertes Zimmer, und diese ließ ihre, durch die seltene Schönheit der Donzella merklich verfinsterten Blicke forschend auf derselben ruhen.

„Was wollt Ihr von Uns?“ rief die Dame mit herrischer Stimme und warf den Schleier zurück, die Fülle jenes wunderbaren Haares zeigend, dessen schwarze Ringellocken ihre Schatten auf den weißen Hals warfen. „Ihr seid die Tochter des Oberaufsehers Paolo Manfredi zu Aversa. Ich kenne Euch wohl und möchte wissen, was die Grasmücke zu suchen haben kann beim Aar?“

„Die Leiche des Prinzen Andreas von Ungarn ward in der letztvergangenen Mitternacht von meinem Vater unter den Schloßfenstern von Aversa gefunden“, berichtete Andronica mit fester Stimme; „er gab ihr Herberge in seiner Behausung und läßt Ew. Hoheit durch mich fragen, wo die Ueberreste Eures Gemahls bestattet werden sollen?“

Eine Geisterblässe auf der Königin Wangen, der ein leises Zittern der Glieder folgte und eine unruhige Bewegung

unter den Hofleuten erregte Andronica's erste Antwort. Der Herzog von Durazzo war sogleich nach ihrem Eintritte aufgestanden und hatte ihr einen Stuhl an der Königin Seite hingeschoben. Ungerührt von Johannens wüthendem Blicke, der diesem Akte feiner Sitte folgte, hatte er sich in eine Fensterwölbung zurückgezogen, wo er Andronica gespannt beobachtete, und sich nur von Zeit zu Zeit über die schöne Stirn fuhr.

„Ich denke", rief er endlich, „wir lassen den Leichnam vorerst in der Schloßkapelle von Aversa bestatten" —

„Und den Signor Paolo Manfredi sammt seiner Tochter Donzella Andronica gefänglich einziehen", setzte die Königin mit flammenden Blicken hinzu. „Die Untersuchung über die Erdrosselung meines fürstlichen Gemahls", fuhr sie gehaltener fort, „ist bereits eingeleitet, und ich hoffe dadurch mein empörtes Volk in die Schranken der Ordnung und des Gehorsams zurückzuleiten. Eine des Mordes verdächtigere Person, als den Oberaufseher Paolo Manfredi finde ich in Wahrheit nicht, denn es wäre nicht das erste Mal, daß ein unruhiger Kopf die Miene der Sanftmuth annimmt und Haß sich unter dem Mantel der Liebe birgt."

Der Herzog ging während Johannens Reden unmuthig im Zimmer auf und ab; die Minister Japoco und Alberto sahen sich bedeutungsvoll an, Andronica aber behielt ihre völlige Geistesgegenwart.

„Ich verstehe Euch wohl, Hoheit!" sagte sie mit Bedeutung. „Ihr wollt das drohende Ungewitter von einem hohen Haupte auf ein niedriges leiten. Aber hofft nicht zu viel von dieser List. Man muß glauben wollen, um zu glauben, daß der Oberaufseher Paolo Manfredi der Mörder Eures

fürstlichen Gemahls sei, und ob das neapolitanische Volk dies will, ist die Frage."

Johannens Wangen färbten sich hochroth, und ihre schwarzen Augen funkelten in scharfem Licht.

„Ihr seid kühn, Donzella!" rief sie, „und müßt mich für sehr gnädig halten, weil Ihr so unumwunden redet."

„Die Unschuld hat der Schuld gegenüber stets eine freie Sprache."

„So haltet Ihr mich für schuldig an dem Tode meines Gemahls?"

„Ja." — —

„Und was gab Euch diesen Glauben?"

„Der Glaube liegt zu tief in der Menschenbrust, als daß er sich, wie ein Gedanke des Kopfes durch Worte ausdrücken ließe."

„Und warum geht Ihr denn nicht hin, und säet diese böse Saat unter's Volk? warum pflanzt Ihr nicht die Fahne des Aufruhrs in Neapel auf? warum dingt Ihr nicht Mörder oder bewaffnet selbst Eure Hand mit dem blanken Eisen, mich hinterrücks zu tödten? Es wäre ja eine gute That?"

Johannens Stimme sank zur Wehmuth herab bei den letzten Worten. Ihr Gewissen mochte rege geworden sein, und Andronica wie ein Strafengel Gottes vor ihr stehen, denn nur so läßt es sich erklären, daß der Zorn nicht die Oberhand behielt in ihren Worten.

„Weil Ihr meine angestammte Königin seid," erwiderte Andronica, sie groß und offen anblickend. „Stände in diesem Augenblicke der Mörder mit dem Stahl hinter Euch, ich würde den Todesstreich ableiten auf meine Brust und selig sterben für die Enkelin König Roberts.

„Sie wolltet Ihr in Fesseln legen lassen, königliche Frau!“ rief der Herzog von Durazzo, indem seine dunklen Blicke im feuchten Glanz der Wehmuth schimmerten; „sie die edelste der Frauen sollte schmachten in Kerkerknacht? Ewig nicht. Es würde den Namen Johannens von Neapels mit unauslöschbarem Flecken besudeln, um des Himmels Fluch auf Ihre Regierung herabziehen, denn Gott und seine heiligen Engel müssen mit der Jungfrau sein.“

Wie wolthätig erschloß sich Andronica's Herz dem milden Hauche dieser Worte, die der bedeutendste Blick aus einem wunderbar schönen Augenpaare begleitete. Er trieb heiße Gluth auf ihre Wangen; er hob ihre Brust in süßem und doch bangem Sehnen, und beklommen wie nie im Leben, heftete sie den Blick auf den Fußboden, dessen spiegelblanke Täfelung ihr sinnbildlich den Standpunkt zeigte, auf dem sie sich befand.

Die Königin hatte sich für Andronica erregt gefühlt; ihre lebhafte Phantasie war durch des Kindes hohen Schwung zu gleicher Wärme hingerissen worden und schon war sie im Begriff, ihren Ausspruch zurückzunehmen, als des Herzogs begeisterte Lobpreisungen Andronica in tiefe Schatten stellten und nichts als Widerwille und Eifersucht ihre Brust füllte. Sich gegenüber ein weibliches Wesen erhoben zu sehen, kam ihr ebenso unerhört, als strafwürdig vor, und sie beschloß Andronica's Verderben.

„Spart Eure schönen Worte, Herzog!“ sprach sie drum nach kurzem Schweigen, „sie sind bei mir verloren. Ich kann Euren Grillen zu Gefallen nicht ernste Herrscherpflichten vernachlässigen. Die Jungfrau,“ so wendete sie sich an den Minister Uberto, „wird unter Bedeckung nach Averso zurück-

gebracht und mit dem Vater in die Schloßgewölbe abgeführt, die fürstliche Leiche aber mit einer gebührenden Ehrenwache versehen."

„Vergönnt mir das Geschäft, die Donzella zu begleiten," rief der Herzog dringend, „Karl von Durazzo möchte das regste Interesse für Eure Angelegenheit haben."

Nicht gern gewährte die Königin, wie es schien, und Andronica folgte ihren Führern mit den streitendsten Gefühlen, die sich in das schmerzlichste Mitleid auflösten, als der alte Vater das graue Haupt verhüllte beim Anblick der gefesselten Tochter. Jagello Mailath war fort. Einige Diener hatten den Zug aus der Ferne kommen sehen, und er entfernte sich in das naheliegende Dominikanerkloster, wo die Mönche ihm willige Aufnahme gönnten, bis schon am andern Morgen die Nachricht von der Befreiung seiner eingekerkerten Landsleute ihn nach Neapel rief. —

Die Schloßkapelle von Aversa war schwarz behangen. Bleiches Ampellicht erhellte matt die hohen Wölbungen und eine Todtenhymne, von den Priestern abgesungen, begleitete den Leichnam des Urgroßfürsten in die frühe Gruft. Vor dem Altar, auf hohem Katafalke, stand der schwarze Marmorsarg, umstellt mit reichen Candelabern, auf denen Wachskerzen brannten. Um ihn her standen in voller Rüstung mit entblösten und gesenkten Waffen die Magnaten Ungarns, zu denen sich auch Jagello Mailath gesellt hatte. Hinter ihnen reihte sich ein doppelter Kreis ihrer Landsleute von niederer Geburt, alle versunken in jenes feierliche Schweigen, das ein wahrer Schmerz erzeugt.

Die Todtenhymne war verstummt und die ungarische Leibwache trug den Sarg unter den Klängen gedämpfter

Blasinstrumente zu dem Todtengewölbe. Vor ihm her ging eine Schaar Chorknaben, nach alt-ungarischem Gebrauch Asche und welkes Laub auf den Weg streuend. Das war des Vergehens trübes Sinnbild; hoch oben in der schwarzen Todtenfahne aber, die der Marschall voran trug, winkte das Bild der Hochgebenedeiten, das Jesuskindlein im Arm, als Symbol ewigen Lebens.

Als der Zug nach Hinabsenkung des Sarges die Kapelle verlassen hatte, traten zwei Männer in dunkle Mäntel gehüllt, hinter einem Pfeiler hervor und nahmen den Weg zur eben verriegelten Todtengruft.

Der Voranschreitende, in dem der geneigte Leser den Herzog Karl von Durazzo erkennt, zog einen Schlüssel hervor, öffnete das Gewölbe und stieg hinab, gefolgt von seinem Begleiter, einem schönen Mann mittlerer Jahre. Nachdem sie eine Zeitlang schweigend in der Gruft umher geschaut, warf sich der Herzog am Sarge des Fürsten Andreas nieder, faltete über demselben die Hände, hob sie dann zum Himmel auf und gab Zeichen tiefer innerer Bewegung, die der Fremde mit Blicken voll Antheil beantwortete. Dann warf er den Mantel von sich, zog einen Stift hervor, und begann auf sein schwarzes Ledercoller, das bereits mit manchem Reimlein geschmückt war, ein neues hinzuzuschreiben.

„Laßt jetzt Euer Dichten, Francesco Petrarca," sagte der Herzog mit leichtem Unmuth. „Wendet Euch nicht ab von dem unglücklichen Durazzo in dieser bewegten Stunde. Laßt die Musen und Grazien; Menschen bedürfen Eurer."

„Ich aber bedarf der Musen, um die Menschen zu trösten," entgegnete Petrarca.

„Nicht also, mein edler Sänger," fiel Durazzo lebhaft

ein. „Ein Blick Eurer frommen Augen, ein einfaches Wort Eures Mundes wirkt ebenso Großes, als Eure süßesten Sonetten. Klar liegt das Leben mit seinen Höhen und Tiefen vor Euren Blicken: Ihr habt eben so viel gedacht, als gefühlt, Ihr habt geschöpft an der Quelle der Wahrheit und tragt die Resultate Eures Forschens als edles Handeln in's Dasein hinein. So sagt mir denn, Ihr, als Mensch und Gelehrter gleich Hochgeehrter, ob ich ein Sünder bin?"

„Die Stimmen in Eurer Brust geben richtigere Antwort, als Menschenwart vermag, gnädiger Herr."

„Sie verdammen mich."

„Dann richten sie dennoch zu hart. Ihr fehltet nur aus Leidenschaft, und beharret nicht in der Sünde. Reue folgte dem Vergehen und wird es tilgen."

Der Herzog versank in düsteres Sinnen. Dann machte er einige rasche Gänge durch das Gewölbe, blieb vor Petrarca stehen und rief, ihm wie in tiefen Gedanken starr in's Auge blickend:

„Ich habe seinen Tod nicht beschlossen und kann dies beschwören auf's heiligste Sakrament. Vielmehr flehte ich die Königin in unserer letzten Unterredung, seines Lebens zu schonen. Aber ich wußte die schreckliche That und ließ sie geschehen." —

„Und das war die versteckte Herrschbegierde"' fuhr der Herzog nach geraumer Weile fort, „geheime Hoffnung auf die Krone Neapels, die mir, dem Schwiegerenkel König Roberts, dem beliebtesten Prinzen des Hauses, in den, durch des Fürsten Andreas Tod erfolgenden Umwälzungen am ehesten zu Theil werden konnte. Aber das Blendwerk der Hölle ist vor meinen Augen zeronnen, und ich bin frei."

„Was aber wolltet Ihr bei den Todten?“ fragte Petrarca. „Nicht geziemt es dem Krieger, sich zu erweichen durch Nahrung der Wehmuth. Handelt edel und thut Buße durch die That.“

Das werde ich, verlaßt Euch darauf,“ antwortete Durazzo. „Am Sarge des Gemordeten habe ich's geschworen. Nicht nur seine Schatten fordern mir Buße ab, auch Paolo Manfredi und seiner Tochter bleiche Gestalt, die in Kerkernacht schmachten.“

„Letztere regte auch Gefühle anderer Art bei Euch auf,“ bemerkte der Sänger. „Ihr seid verwandlet, seit diese Jungfrau in Euren Lebensgang trat. Ihr schaut mehr gen Himmel seitdem, denn unglückliche Liebe knüpft an seine Sterne ihr einzig Hoffen.“

Laura's Augensterne mochten in Petrarca's Erinnerung leuchten, denn ein seliges Lächeln verklärte sein Antlitz. Er reichte dem zur Erde starrenden Durazzo die Hand und rief begeistert:

„Laßt darum den Muth nicht sinken. Ewig blüht in Lied und Erinneruug, was durch Thränen und Entsagung genährt wird, während befriedigte Lust das schöne Bild in Asche legt. Wäre Laura mein auf gemeine Erdenweise, so würde die Nachwelt uns mit allen beglückten Ehepaaren in Vergessenheit begraben, während unser ungestilltes Sehnen, wie jedes tragische Schicksal ihren regsten Antheil erwecken wird.“

„Eure Philosophie scheint mir spitzfindig und etwas weit hergeholt“, rief der Herzog. „Ich finde mich mir selbst näher, als der Nachwelt und sehe keinen Beruf, mein Glück lächelnd aufzugeben, um ihr angenehme Gefühlserschütterungen zu be=

reiten. Aber das alles beruht darauf, daß Ihr ein Dichter seid. Eure Gefühle nehmen stets eine fremdartige Richtung. Wir gewöhnlichen Erdenkinder stehen unten im Staube, staunen Eurem Fluge nach, und können ihn nicht verstehen."

„Ihr saht Andronica nie?" fuhr der Herzog nach kurzem Schweigen fort.

„Niemals," war die Antwort.

„Und es gelüstet Euch nicht, diese Rose zu bewundern und sie zu verewigen in Eurem Sonettenkranz?"

„Edle Schönheit ist würdige Nahrung für des Künstlers Phantasie," entgegnete Petrarca, „und diese stille Mitternachtsstunde wäre geeignet, mich zum Singen zu begeistern."

In einem hochgewölbten Gemache des königlichen Residenzschlosses zu Pest saßen zwei Männer beim Würfelspiel. Hohe silberne Pokale mit Handgriffen nebst mehreren Flaschen edlen Weines standen auf kleinen Nebentischen, und die Gesichter der Würfelnden waren erhitzt, vielleicht ebenso sehr vom Eifer des Spiels als dem glühenden Tokayer, den sie hastig und reichlich geschlürft.

„Laßt es gut sein, Bitiacki!" rief der größere der Männer, „ich bin des Spieles überdrüssig. Wo ich geh' und stehe, sehen mich des Prinzen Andreas Blicke an, Rache flehend, und mag ich auch für meinen Schmerz Zerstreuung suchen, ich finde sie nicht. Erst wenn jene welschen Schlangen, die ihm den Tod bereiteten, sich sterbend zu meinen Füßen winden, werde ich ruhig sein." —

Der eben Redende, in dem wir dem freundlichen Leser den König Ludwig von Ungarn vor Augen stellen, hatte eine hohe Gestalt mit breiter Brust und starkem Knochenbau. Die hochgewölbte Stirn war von Haaren frei, die buschigen Brauen

überschatteten ein graublaues, schlaublickendes Augenpaar, und kupferfarbige, dicke Ringellocken fielen, wie es in jener Zeit Sitte war, über das Ledercollet herab, das von dunkler Farbe und mit köstlichem Zobel verbrämt war. Der Spitzenkoller und der große Rubin im Siegelring deuteten auf den hohen Rang des Beschriebenen. —

Der kleinere der Männer war auch zierlich gebaut. Die Züge des Gesichts waren regelmäßig; die großen schwarzen Augen schön geformt und feurig; die Haltung edel, die Bewegungen leicht und gewandt, die Stimme angenehm klingend. Dennoch lag über dem ganzen Menschen ein so eisiger Ueberguß, wie Glas über Blumen. Man empfand, daß man erst etwas zerbrechen müsse, um zu warmem Leben zu gelangen, sich hierbei aber leicht verletzen könne. —

„Und Du bist wirklich verliebt, Joseph?“ rief der König nach einer Pause, indem das eben noch verfinsterte Gesicht sich zum Lachen verzog, wodurch es etwas Gemeines erhielt.

„Nun — Glück auf, Geselle! Ist's auch nur Leinwand, der Du zur Zeit opferst, so wird sie sich schon in Fleisch und Blut verwandeln. Lebt die Maid, von der uns der Harfenspieler das Contrefei verkaufte, wirklich in Neapel, so werden wir sie hoffentlich finden und im Kriegssturm als gute Beute davontragen. Dein sei sie mit Haut und Haar,“ setzte Ludwig mit rohem Lachen hinzu. „ich gebe Dir mein königliches Wort.“

Der Magnat Joseph Bitiacki verbeugte sich tief, lächelte kalt und bat um ein Pfand dieses königlichen Wortes.

„Beim heiligen Nepomuk! Du bist kühn, Junge!“ rief der König; ich verstehe Dich wohl, diese Bitte soll ein versteckter Vorwurf meiner neulichen Wortbrüchigkeit sein. Aber

Scherz oder Ernst, ich will Dir ein Pfand geben.“ Er zog bei den Worten ein kleines Crucifix von köstlicher Silberarbeit aus dem Busen, reichte es Bitiacki hin und sagte mit weicherer Stimme:

„Da nimm, es ist das Vermächtniß einer sterbenden Mutter, und sei Dir, meinem Liebling, Unterpfand meines königlichen Wortes. Ich löse es ein, wenn Du das Original jenes Bildes, das Dir den Kopf verrückt, zum Altar führst.“

Ein lautes Hohngelächter schallte bei den letzten Worten des Königs durch's Gemach, worauf ein plötzlicher Aufruhr draußen in der Natur folgte. Denn dumpf begann der Donner zu rollen und rother Blitzesschein erleuchtete die dunklen Fresco-Malereien der Wände und des Plafonds.

„Was ist das?“ rief der König, „habe ich vielleicht zu vermessen geschworen?“

Aber Joseph Bitiacki schien ungerührt von des Himmels ernsten Mahnungen, und rief mit höhnischem Gelächter:

„Wer wollte sich wohl von eitlem Gaukelspiel blenden lassen, Hoheit! — Wer möchte Zufall Schicksal, oder gar Weissagungen nennen? Ihr seid gekrönter König von Ungarn, und mögt wohl das Recht haben, Ehen zu schließen, trotz dem da oben.“ —

Da fiel, als Bitiack's letztes Wort kaum verhallt war, ein prasselnder Donnerschlag, dem der Blitzstrahl unmittelbar folgte. Zu gleicher Zeit schrieen die Wachen auf dem Schloßhofe Feuer, und nach kurzer Zeit stand der rechte Flügel des Schlosses in hellen Flammen.

Der Magnat war zum Zimmer hinausgestürzt, um sich den Hilfeleistenden anzuschließen. Der König stand finster und wie getroffen von diesem wunderbaren Zusammenstoßen der

Umstände am schmalen, buntbemalten Fenster, hinein starrend in die vom Sturm gepeitschten Flammen. Dem rohen Gemüthe Ludwig's war dies ein fast behagliches Schauspiel und gab seiner lebhaften Phantasie Nahrung. Denn er sah hierin ein Vorspiel des Sengens und Brennens, das er in Italien vorzunehmen gedachte, und die einzelnen Trümmer, die endlich zwischen Schutt und Asche stehen blieben, waren seiner Rachegier ein erbauliches Bild der Zerstörung Neapels. —

Die Untersuchung über den Mord des Prinzen Andreas von Ungarn war zu Ende, und manche vornehme und geringe Personen als Opfer derselbeu gefallen. Ganz Europa kam in Aufruhr über diese verabscheuungswürdige That, als deren Urheber man laut die Königin Johanne und den Herzog Karl von Durazzo nannte.

Sie wurden zwar vom Pabste in einem öffentlichen Conzilium freigesprochen, und die Königin vollzog nach einem Jahre schon ihre zweite Vermählung mit Ludwig, Fürsten von Tarent, welche Heirath von den eifrigen Christen der zu nahen Verwandtschaft wegen sehr gemißbilligt wurde und zu der sie erst des Pabstes Erlaubniß erbitten mußte; wie es aber in den Herzen dieser beiden Freigesprochenen aussah, ist eine andere Frage.

Johannens Leichtsinn bedeckte ihre Außenseite mit lächelnden Hüllen. Sie erschien stets heiter und glänzend, und der Besitz des schönen Gemahls schien alle finsteren Geister gebannt zu haben. Der Gedanke an die Strafen des Königs von Ungarn kam ihr zwar oft, aber sie wies ihn mit Festen, Gelagen und Liebkosungen ihres jungen Gemahls zurück, ließ auch zum Besten des Landes verschiedene neue Verordnungen ergehen, die ihre Minister gar klüglich ausgesonnen hatten.

Mit dem Herzoge von Durazzo stand es anders. Wenn bei der Königin der Kern schlecht war und nur verziert mit wenigen glänzenden Punkten, so war er bei dem Herzog reines Gold, das nur einige dunkle Flecken verunstalteten. Ehrsucht hatte ihn in das Labyrinth der Sünde gelockt; Erkenntniß und Andronicas edle Erscheinung gaben ihn den besseren Gefühlen zurück, und sein glänzendes Bild erscheint uns doppelt anziehend in den Nebeln der Schwermuth, die es umschweben. Zwar war er äußerlich derselbe, arbeitete wie immer als erster Minister im Geheimzimmer der Königin, wohnte den Ringelrennen und Turnieren bei, übte sich mit den Unterthanen seiner Herrschaften in Kriegsspielen, gab Jagden und blieb der Partei Johannens treu, aber dem genaueren Beobachter konnte doch die Veränderung nicht entgehen, die mit ihm geschehen.

Mit großer Mühe hatte er bei der Königin das Leben Paolo Manfredis und seiner Tochter ausgewirkt, doch die Freiheit weigerte sie bis jetzt hartnäckig. Wenn er auch das Seinige that, das Loos der Unglücklichen zu erleichtern, so konnte er ihnen doch das schönste Gut nicht geben. Ihr Aufenthalt war ein finsteres Gewölbe mit Marterwerkzeugen versehen und von feuchter, kalter Grabesluft erfüllt. Es war des Herzogs erstes Streben, ihnen durch einige in die Mauer gebrochene Fenster Licht zu verschaffen. Dann ließ er den Fußboden und die Wände mit Wollenstoff bekleiden, Paolo Weiden zum Korbflechten, Schreibmaterial und Bücher bringen, wie Andronica ihren Webstuhl und ihre Laute. Statt der ärmlichen Kost, die den Gefangenen bestimmt war, ließ er ihnen täglich bessere Speisen reichen, und besuchte sie oft, jedes Mal den Trost milder Worte in ihre trübe Einsamkeit tragend.

Da das Gefängniß nicht mit einem besseren vertauscht ward, welches öffentliches Aufsehen exregt hätte und der Herzog die Kerkermeister durch Gold gewonnen hatte, so konnten der Königin und ihren Anhängern diese Einrichtungen leicht verborgen bleiben. Auch gedachte sie der Gefangenen kaum, und es war wohl bloßer Eigensinn, (ein Hauptzug ihres Charakters) daß sie, wenn Durazzo dringend um die Freiheit derselben bat, sie so hartnäckig verweigerte.

Ludwig von Ungarn rüstete sich indeß, nach Italien zu gehen, um den Tod seines Bruders zu rächen. Er schickte seine Gesandten voraus, von den italienischen Fürsten freien Durchzug zu begehren. Sie trafen am 24. April in Ferrara ein und wurden von dem Markgrafen Obiozzo von Este auf's gnädigste empfangen. Dagegen erfüllten Ludwigs Kriegsrüstungen den Papst mit großem Mißbehagen. Es schien ihm zu beunruhigend, daß ein so mächtiger Fürst sich Neapels bemächtigen wollte, und er nahm bei allen Gelegenheiten die Partei der Königin Johanne.

Es war den Anhängern König Ludwigs gelungen, die Stadt Aquila zur Empörung gegen die neapolitanische Regierung aufzureizen. Es erregte dies am Hofe große Bewegung. Die Königin war außer sich über ihrer Unterthanen Treulosigkeit. Thränen der Wuth entflossen den schönen Augen, und der Rosenmund stieß Verwünschungen gegen die Uebermüthigen aus und flehte des Himmels Strafgericht auf ihren vermessenen Herrscher herab. Der Herzog von Durazzo war um diese Zeit bewegter, als je, und hatte häufige Unterredungen mit den königlichen Prinzen und den Ministern.

Es war an einem Spätabende, als er schnell aus dem Geheimzimmer der Königin trat, eiligst nach seinem Palaste

zurückkehrte, wo er die glänzende Hoftracht mit einem einfachen Hauskleide vertauschte. Er warf über dasselbe einen leichten Reitermantel, schwang sich auf seinen flüchtigsten Renner und sprengte im Galopp nach Aversa.

Alles war hier still und todt. Des Mondes bleicher Strahl brach durch den grauen Gewitterhimmel und erhellte unsicher die schlummernde Gegend.

Das Schloß lag wie ein seelenloser Riesenkörper in der matten Beleuchtung, nur unten im Erdgeschoß gen Norden flimmerte durch die mit Eisenstäben vergitterten Fenster die Nachtlampe der Gefangenen, bei deren trübem Scheine Paolo der am Webstuhl arbeitenden Tochter die Legende des heiligen Augustin vorlas.

Da klangen plötzlich Tritte draußen vor der Eisenthür. Andronica erkannte sie; sie trieben heiße Flammen in ihr Antlitz und beklemmten die Brust zu süßem Weh.

Aus der zitternden Hand fiel das Webschiff; Todtenblässe folgte der Fiebergluth auf ihren Wangen und sie mußte sich mit geschlossenen Augen an die Stuhllehne zurücksinken lassen, um so Fassung zu gewinnen.

Als sie die Augen öffnete, stand der Herzog vor ihr. Anziehender hatte sie ihn nie gesehen, beredter hatte die Liebe nie aus seinen Augen gesprochen, und sie fand keinen Widerstand mehr in ihrem Herzen gegen das allmächtige Gefühl, das siegend jedes andere übermannte.

„Darf ich ein Wörtchen mit Eurer Tochter allein sprechen?“ fragte Karl von Durazzo.

„Warum nicht, gnädiger Herr,“ entgegnete Signor Paolo, „die Jugend mag auch wohl Geheimnisse haben vor dem Alter. Ich verüble das nicht und entferne mich sofort.“

Wie klopfte Andronica's Herz, als die kleine Seitenthür, die in ein anstoßendes Gewölbe führte, sich hinter Manfredi schloß, und sie mit dem Herzog allein blieb.

Was sie erwartete, stand nicht klar vor ihr, wohl aber, daß es etwas tief bewegendes sein müsse.

„Euer Geist erhebt sich hoch über den gewöhnlichen Gesichtskreis des weiblichen Geschlechts," sprach Durazzo nach geraumer Weile, die er benutzte, seinem stürmenden Herzen zu gebieten, „und Ihr gehört zu den seltenen Frauen mit denen sich auch die ernsten Angelegenheiten des Lebens besprechen lassen. So komme ich denn auch heute Abend, mir Euern Rath zu erbitten."

„Zu mir, Herr?" fragte Andronica überrascht, „wie könnte mein schwaches Lichtlein Euch, dem Hocherleuchteten frommen?"

„Es gibt Lagen im Leben," fuhr der Herzog fort, wo der Blick uns umnebelt wird durch Leidenschaft, und wir nicht finden können das Bessere, weil es uns abzieht von dem Lieberen. Eine solche ist die meinige. Die Königin, die Fürsten von Tarent, das neapolitanische Volk bestimmen mir das Kommando der Truppen, die gegen die aufrührerischen Aquilaner zu Felde ziehen sollen. Mich ehrt der Auftrag, mich reizt der zu erkämpfende Ruhm, und dennoch schwanke ich. Ihr Andronica, sollt das entscheidende Gewicht in die Waage legen. Ihr sollt das Nein oder Ja aussprechen."

Durazzo's Blicke redeten fort, als sein Mund schon lange geschwiegen, warum er schwankte.

„Und haltet Ihr mich denn so frei von persönlichen Berücksichtigungen, parteilos wählen zu können?" fragte Andronica. „Meint Ihr, daß ich Euch, unseren Wohlthäter,

Euch, unsere Leuchte in tiefer Finsterniß, gleichgültig fortziehen sehe in Kampf und Schlachtgefahr? O, hoher Herr, erspart mir die bange Wahl; ich bin nur ein schwaches Weib."

Der Herzog trat schweigend in eine Fensterwölbung und starrte hinaus in das bleiche Mondlicht. Andronica's Antwort hatte ihm einen süßen Stachel in's Herz gebohrt. Er war von ihrer Gegenliebe überzeugt, aber sein Kampf war dadurch schwerer geworden. Ihr aber war beim klaren Nachsinnen, dem die eingetretene Pause Zeit ließ, die Ueberzeugung des Besseren geworden und glaubte sie aussprechen zu müssen. Sie erhob sich deßhalb, trat zum Herzog und sprach mit einer Stimme, die sie vergebens zu beherrschen strebte:

„Nur durch die tapfere Vertheidigung der angestammten Königin, nur durch die Beschützung von Neapels Thron könnt Ihr den Flecken löschen, dessen die Welt Euch beschuldigt. Die Eroberung Aquila's wird Euch das Thor sein, durch das Ihr eingeht zu Ruhm und Seelenfrieden."

„Du hast das Rechte gewählt, Engel des Lichts," rief Durazzo und seine überwallende Bewegung zog ihn zu Andronica's Füßen. „Ich folge Deiner reinen Stimme; ich reiße mich los von Dir und meinem Glück, ich fliehe Deiner Himmelserscheinung, die mich der Tugend wiedergab, und was wird mein Lohn sein?"

„Das Bewußtsein erfüllter Pflicht."

„Es ist viel und doch wenig. Es füllt des Verstandesmenschen kaltes Leben aus und läßt den ewig darben, der noch nach Gefühlsgenüssen strebt. O halte mir nicht den kaltglänzenden Schild Minerva's hin, wenn ich in Liebessehnsucht ringe, o sprich mir nicht von Tugend, wenn ich Dich,

nur Dich begehre. Sage mir, ob Du mich liebst, ob Du mir angehören willst, wenn ich Königin und Vaterland befreit habe und siegend heimkehre."

„Ihr seid vermählt, Herr, und ich niedrig geboren," antwortete Andronica mit wankender Stimme. „Zwei unübersteigliche Schranken thürmen sich zwischen uns auf. Ehrt sie und vergesset mein."

„Wirst Du vergessen?"

„Nie!" —

„Und verlangst es von mir?"

„Weil Eure Ruhe mir mehr gilt, als die meinige und Eurem Geschlechte höhere Pflichten vorgeschrieben sind, als Frauenliebe."

„Auch Jagello Mailath liebt Euch," sprach der Herzog nach kurzem Schweigen mit finsteren Mienen, „er ist frei, er wird Euch seine Hand bieten, wenn dieser Kriegssturm ausgetobt hat. Thorheit wäre es, sie auszuschlagen und Andronica Manfredi wird, Karl Durazzo vergessend, als stolze Magnatin gen Ungarn ziehen."

Ein trübes Lächeln belebte Andronica's bleiche Züge.

„Ihr kennt mich schlecht, sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „doch behaltet immerhin diesen Glauben, er wird den Sieg über Euren Schmerz erleichten. Geht nach Aquila und brecht Lorbeeren; ich werde indeß in meiner Nacht für Euch beten. Das Flehen der Frommen dringt auch durch Kerkermauern zum Himmel. Diese Feldbinde," fuhr sie zum Webstuhl tretend fort, „fertigte ich für Euch mit dankbarem Gemüth und heißem Flehen für Euer Glück. Sie ist gewebt in Neapels Farben und war Zeugin meines verschwiegenen

Kummers. Tragt sie zu Andronica's Andenken, und seid glücklich!"

„Ich glücklich sein?" rief Durazzo in heftiger Bewegung. „O glaubt es nicht, begehre es nicht. Denn sei versichert, es erlischt mit meiner Liebe der schönste Stern an Deinem Lebenshimmel. Ich weiß es, und Dein Auge sagt es mir wie sich Dein Leben verklärt, selbst im finsteren Kerkergrauen."

Der Herzog hatte Andronica's Gefühlen Worte gegeben, und es that ihr wohl, daß er die Stärcke derselben kannte. Sie konnte ihn jetzt ruhiger scheiden sehen.

* * *

Vergebens war die Belagerung Aquila's. Drei Monate lag Herzog von Durazzo mit seinem Herre unter den Mauern der Stadt, ohne etwas ausrichten zu können. Er, der sieggewohnte Krieger litt große Pein während der nutzlosen Belagerung und sandte häufig Boten nach Neapel, seine Abberufung von diesem unrühmlichen Posten begehrend. Aber die Königin, die mit ihrem Scharfblick sein Inneres erforscht haben mochte, fand es gerathener, ihn fern zu halten und schlug seine Bitte wiederholt ab. Indeß traf der Bischof Cinque Chiesa mit 200 wohlgerüsteten, vornehmen Ungarn in Italien ein. Er machte in Romagna und der Mark bedeutende Truppenwerbungen, erhielt von Ugolino von Trieco, Herrn von Foglino, und den Maletestas, Herrn von Rimini, bedeutende Hilfsvölker, worauf er mit seiner vereinigten Heeresmacht zu der bereits in Abruzzo in Sold genommenen Armee stieß. Die Nachricht dieses heranziehenden Ungewitters, und besonders die Erscheinung einiger ungarischer Feldherrn

die als Gesandte des Königs an den Herzog geschickt wurden, waren Gährstoff für Durazzo's Kriegsheer. Es war mit der Antwort des Oberbefehlshabers an die Ungarn unzufrieden; es nannte sich betrogen von der Königin und ihrem Schwager, die die Truppen freiwillig einem schimpflichen Loose preisgegeben hätten. Offiziere und Soldaten weigerten sich, ferner gegen Ungarn zu fechten und die Empörung ward so allgemein, der Unwille gegen Durazzo sprach sich so laut und heftig aus, daß er sein Leben gefährdet sah und aus dem Lager fliehen mußte. Einige seiner getreuen Kriegsobersten begleiteten ihn in die Ruine eines alten Bergschlosses, wo er die Nacht zubringen wollte. Hier unter den Trümmern der Vorzeit, auf bemoostem Gestein, von wildem Gestrüpp umrankt, ließ sich der Herzog nieder, ermattet von dem fliegenden Ritt auf dem treuen Rosse, das todt unter ihm zusammenbrach, und tief betrübt über die eingetretene Uneinigkeit im Heer, die dem Feind nur zum Vortheil gereichen konnte.

„Unsere Sache ist verloren, meine Freunde," so redete er seine Begleiter an. „Nicht werde ich mit meinem schwachen Menschenwort jene brausend ausgetretenen Ströme in das alte Bette des Gehorsams zurückleiten können. Ihr wißt, welche glänzenden Versprechungen mir die ungarischen Gesandten gemacht, wenn ich mich mit König Ludwig vereinigen und meine Waffen gegen das Vaterland kehren würde. Daß ich dies Anerbieten mit Verachtung zurückwies, war kein Verdienst, denn schlechtes Handeln kehrt den Stachel stets wider die eigene Brust. Aber ich habe die Rache meiner Truppen, die sich blenden lassen durch der Ungarn schöne Worte, auf das Aeußerste gegen mich gereizt. Sie sind des Weiberregiments schon lange müde und verlangen nach verständiger

Herrschaft. Gehts in's Lager zurück; erbittet Euch Gehör bei den Feldherren. Erkundet von ihnen, welche Forderung sie an die Königin stellen, welche Abänderungen sie wünschen in der Regierung. Johannens Sachen stehen so gefährlich, daß sie zum Nachgeben bereit sein muß. Sie zählt zudem die besten Häupter unter dieser Armee."

Nach einer Weile fuhr Durazzo fort: „Ich bin bereit, als Gesandter nach Neapel zu gehen, Aug' in Auge mit der Königin zu reden, mein Haupt zu bieten ihrem Zorne. Handeln, sterben will ich für das Glück meines Vaterlandes, aber nicht erkaufen durch Treubruch. Einmal faßte mich der Höllengeist — zeigte mir sein glänzendes Gold — da sandte der Herr einen seiner Engel und ich war erlöst."

Die alten Obersten verstanden den Herzog nicht. Sie meinten die Schwärmerei seiner verstorbenen Frau Mutter sei wohl auf ihn übergegangen, und er habe zu Zeiten überirdische Gesichte. Sie ließen ihn deßhalb auch still gewähren und störten das tiefe Sinnen nicht, in das er versunken schien. Als er jedoch einigen Stunden zu sich selbst kam und fragend seine Begleiter anschaute, meinten sie: die Gährung in der Armee sei zur Stunde wohl noch zu stark, als daß seine Vorschläge ruhig angehört werden könnten.

„Die Generäle geben den untern Graden nichts nach an blinder Wuth," setzte der Oberst Crevia hinzu, und die ungarischen Botschafter haben alle Köpfe verwirrt."

„Ihr könnt Recht haben," entgegnete Durazzo, und ich füge mich willig der klaren Einsicht. Laßt sie denn ihren Rausch austoben diese Nacht; mit der Morgensonne wird ihnen hoffentlich die bessere Erkenntniß zurückkehren."

Der Herzog hatte Recht gehabt, denn kaum erschien das

Licht im Osten, als er eine waffenblitzende Truppenabtheilung sich durch die Ebene der Schloßruine zu bewegen sah. Sein Herz klopfte laut den geliebten Landsleuten entgegen, und es bedurfte nicht ihrer abbittenden Worte, ihn zu versöhnen. Er empfing Sie ernst, aber sanft und ohne Vorwurf, und erneuerte seinen Vorschlag, nach Neapel zu gehen und das Beste des Reiches ihrer Königin an's Herz zu legen. Doch widersprachen sie diesem mit Entschiedenheit und wollten den geliebten Feldherrn nicht ziehen lassen an den parteizerrissenen Hof, wo, seit Ludwig von Tarent Johannens Gemahl war, dieser leichtsinnige Fürst und dessen ehrsüchtige Brüder unumschränkt herrschten.

„Glaubt es mir, Gnädigster," rief der General Pandulpho, „sie graben Euch eine Grube, ehe Ihr Euch verseht, und was dann?"

„Ich falle hinein und habe Ruhe, alter Freund," entgegnete der Herzog mit trübem Lächeln. „Ein Mal muß es ja doch sein und wohl dem, der hinübergeht in der Fülle seiner Kraft. Den Geist sterben sehen, während der Leib lebt, muß ein großes Unglück sein. Ich hasse welke Blüthen, und sind sie nicht des Alters traurige Bekränzung? Doch was beschließen meine Getreuen, die durch eigene Erkenntniß zu mir zurückkehrten?" fügte er heiter um sich herschauend, hinzu. „Ich ergebe mich ihrem Willen."

„Wir kehren Alle nach Neapel zurück," rief Orelasso, einer der erfahrensten Feldherren. „Unsere Schwerter schützen Euch, keine Heimtücke soll Euch erreichen. Mag dann Johanne von Neapel entscheiden. Sie hat dazu das Recht; sie habe auch die Verantwortung."

Der Vorschlag ward einmüthig gebilligt, und binnen

vierundzwanzig Stunden war die Ebene Aquila's von neapolitanischen Truppen leer.

* * *

Viel reden die Chronikenschreiber von der ehrenvollen Aufnahme, die dem König in Oberitalien geworden. Die Herren von Padua und Scala bewirtheten ihn prächtig und gaben ihm 300 Reiter bis Neapel zur Begleitung mit. Auch der Markgraf Obizzo von Este kam ihm zu Modena mit vielen Ehrenbezeigungen entgegen, sowie die Herren von Forli und Maletesta ihm Beweise ausgezeichneter Hochachtung gaben. Ueberall beugte man sich vor seiner Macht, nur wollte ihm der Graf von Romagna auf päpstlichen Befehl den Durchgang durch Imola und Faenza wehren. Als der päpstliche Legat zu Foligno vor ihm erschien und ihm bei Strafe des Kirchenbannes untersagte, sich zur Eroberung Neapels zu rüsten, antwortete er trotzig: er habe auch noch von seinen Ahnherrn her Rechte auf dieses Land, die durch die Ermordung seines Bruders verstärkt worden.

„Ich stehe der Kirche für das Lehn," setzte er hinzu, „und werde ein treuerer Vasall sein, als jene weltliche Königin, die alle Staatsschätze an Männer und Feste verschwendet. Droht immerhin mit Eurem Banne," fuhr er lachend fort, und sah dem Legaten starr in's Auge, „ich schüttle ihn ab, wie den Staub von meinen Füßen und weiß, was meine Waffen vermögen."

Der Legat sank nach diesen Worten todt zu des Königs Füßen nieder; ein Schlagfluß mochte dem blutreichen Prälaten getroffen haben, doch legte der Aberglauben jener Zeit dies überraschende Ereigniß auf andere Weise aus.

Die Unterhandlungen waren durch diesen Todesfall abgebrochen, und der König von Ungarn zog in Aquila ein. Die Nachricht, daß er dem Banne des Papstes durch hochmüthige und leichtfertige Reden Trotz geboten, zog wie ein dunkler Schatten vor ihm her, und das Gerücht schmückte dies Ereigniß auf's Zeitgemäßeste aus.

Es hieß: der Ungarkönig sei mit dem Widersacher im Bunde und habe, von seiner Macht beseelt, den päpstlichen Legaten durch seinen stieren Basiliskenblick getödtet. Bläuliche Flammen seien dann aus dem Haupte dieses frommen Mannes emporgestiegen, und dies sei das Höllengift gewesen, das nicht habe weilen können in geheiligtem Gefäß.

Es ist zu begreifen, daß die Bewohner Aquila's, so vorbereitet, dem jetzigen Oberherrn nicht ohne Scheu entgegen sahen. Wirklich erinnerte die ungarische Kriegerschaar, die sich durch die Ebene herbewegte, auch an jene dunklen Strafwetter des Herrn, die unheilbringend heraufziehen am heitern Horizont. Ihre dunklen Rüstungen, die zum Theil von Leder und vorne mit feinen Eisenketten überschnürt waren, gaben ihnen etwas Finsteres, und das Pelzwerk, oft von der schlechtesten Art, das überall angebracht war, vermehrte das Rauhe, Wilde des Anblicks. Die Armbrüste und Streitäxte waren kolossal; die Rosse, auf denen die wildblickenden Gestalten schnurgerade und kühn thronten, waren zum Theil schwarz und riesig groß, die Gesichter der Reiter bärtig und stark gebaut. Selbst die bluthrothen Fahnen, auf die der König, in Bezug auf seinen gemordeten Bruder, um dessentwillen der Krieg begonnen, einen Todtenkopf hatte abbilden lassen, gaben dem Zuge etwas Schauerliches. Kein Anderer, als der Magnat Jagello Mailath war es, der dem Könige bei seinem Ein-

zuge in Aquila als Commandant dieser Festung entgegentrat, und ein Knie vor ihm beugend, die Thorschlüssel überreichte. König Ludwig war kein edler Mensch, aber dennoch fähig, hochherziges Handeln anzuerkennen und zu belohnen. Er sah den verkannten, zurückgesetzten, gedemüthigten Jüngling als Denjenigen wieder, der ihm durch Aquila's tapfere Vertheidigung die Thore des Ruhms öffnete.

„Edler Mailath," rief er, „Ihr habt den Flecken an Eurem Namen gelöscht, welchen Lohn begehrt Ihr?"

Jagello's Feuerblick ergriff in diesem Momente den Magnaten Joseph Bitiacki, der kalt und stolz wie immer neben dem König stand, aber voll innern Aergers, über das Lob, das dem verhaßten Nebenbuhler geworden.

„Versöhnt mich mit diesem, Hoheit," rief Jagello im Ueberfließen seines großmüthigen Herzens. Meinen zweiten Wunsch kann ich Euch nur allein aussprechen; er gilt das Glück meines Lebens.

„Und seine Erfüllung wird mir darum wichtig sein," fiel der König ein. „Kommt diesen Abend zehn Uhr zu mir. Die Tagesgeschäfte sind dann beendigt, und wir werden ungestört reden können." —

Mattes Lampenlicht erhellte die gewölbten Schloßgänge, durch welche Jagello zu den Gemächern des Königs schritt.

Josephs Blicke waren ihm nicht entgangen, er kannte sie und ihre Bedeutung aus früherer Zeit.

Höhnisch hatte der Magnat gelächelt, als er von Versöhnung sprach, und König Ludwig absichtlich überhört. So glühte in Bitiacki's Herzen noch der Knabenhaß, während der Jahre Wechsel ihn in Mailath's Herzen getilgt. Wehmüthig dachte dieser darüber nach und schickte sich zu dem abendlichen

Gange an, versah sich indeß vorsichtshalber mit einigen wohlgeschärften Waffen. Er kannte Josephs Hinterlist aus früherer Zeit, und sie sollte ihn zum wenigsten nicht unvorbereitet finden.

Er hatte nicht geirrt. Denn eben war er die letzte Treppe hinaufgekommen und wollte in die Halle vor des Königs Zimmer einbiegen, als ihm Joseph Bitiacki aus einem dunklen Nebengange gerüstet, aber mit offenem Visir entgegentrat und ihm mit gezogenem Schwert den Weg hemmte.

„Was ist das?“ rief Jagello, „was stellt denn einen Magnaten Ungarns dem anderen feindlich gegenüber an diesem Tage, der dem gemeinschaftlichen Könige einen glorreichen Sieg gesichert? Wie kann Fehde sein zwischen uns, die wir uns rüsten, dem angestammten Herrscher eine Krone zu gewinnen, die wir hingehen zu siegen oder zu sterben unter seinen Fahnen?“

„Ihr springt von der Sache ab,“ rief Bitiacki mit höhnischem Lachen, „und denkt mich mit schönen Worten zu bestechen. Aber Ihr irrt. Nicht vom Allgemeinen ist die Rede, sondern vom Persönlichen. Jagello Mailath steht Joseph Bitiacki gegenüber, und der Mann fordert Genugthuung für den dem Jüngling zugefügten Schimpf. Gedenket des Tourniers zu Pest!“

„Nun wohl,“ rief Jagello, und seine leicht gereizte Heftigkeit loderte in hellen Flammen. Er sah dem Nebenbuhler in's kalte, stechende Auge, und diese Natur, die nur Gift hatte und Eis, reizte ihn zum Wahnsinn auf. „Nun wohl denn,“ fuhr er mit bebender Stimme fort, „wenn Ihr denn nicht Frieden haben wollt, so habet den Krieg, mein ist nicht die Schuld.“

Nach diesen Worten begannen die entblößten Schwerter im trüben Lampenschein zu funkeln. Wüthend fochten die Magnaten, und nur gleiche Geschicklichkeit ließ den Sieg noch immer unentschieden.

Da trat der König, der sich zufällig näher befunden, als sie's geglaubt, durch das Waffengeklirr aufmerksam gemacht, auf den Gang hinaus und stellte sich zwischen sie. Dieser Anblick entwaffnete die Kämpfenden, und Jagello legte sein Schwert zu des Königs Füßen nieder.

Joseph hingegen steckte das seinige trotzig in die Scheide, warf das Visir klirrend zu und entfernte sich in heftigerer Bewegung, als man an ihm je zu bemerken gewohnt war.

„Laßt derlei Thorheiten in Zukunft bleiben," sprach der König, indem er sich, in seinem Gemache angelangt, auf die Chaiselongue niederwarf und Jagello einen Platz anwies. „Es gibt für uns der ernsten Kämpfe genug; spart Eure Kräfte für sie. Es gefällt mir nicht, daß die kindischen Fehden zwischen Euch und dem Magnaten Bitiacki noch immer fortdauern.

„Ich wollte Versöhnung, Hoheit."

„Die Worte thun es nicht."

„Mein Herz wäre auch dabei gewesen; es barg keinen Groll mehr."

„So hätten sich diese guten Gesinnungen auch vor ein paar Minuten bewähren müssen."

„Mein Gegner reizte mich."

„Ihr hättet nicht auflodern sollen."

„Duldung würde meine Ritterehre verletzt haben." —

„Tod und Teufel, laßt die hochklingenden Worte aus dem Spiel und sucht Eure höchste Ehre in der Gunst Eures

Monarchen. Dieser Zweikampf vor seinen Gemächern war unanständig, und es würde Euch mehr Ruhm gebracht haben, hättet Ihr ihn vermieden. Geht einander aus dem Wege, wenn Ihr Euch nicht leiden könnt, nur verschont mich und meinen Hof mit thätlichen Verfechtungen Eurer Ritterehre; wir lieben sie nicht."

Der Magnat fand viel Wahres in des Königs Worten und schwieg daher.

„Ihr wolltet mir einen Wunsch vortragen," fuhr Ludwig nach kurzem Schweigen mit milderen Blicken fort.

Wie verwandelte sich Jagello's Innere bei diesen Worten, wie wich der eben noch so lebhaft empfundene Ehrgeiz den Forderungen des Herzens.

„Ich liebe, Hoheit," sprach er fast schüchtern, „eine Jungfrau niederer Geburt, aber hohen Sinnes und wünsche sie zu meiner Gemahlin zu erheben. Eure königliche Einwilligung wollte ich erbitten."

„Liebe, und nichts als Liebe!" rief Ludwig finster in sich hinein. „Daß doch dieß Gaukelspiel so viel brave Herzen bethört!"

„Ihr Vater war der wärmste Anhänger des Prinzen Andreas," fuhr Mailath fort. „Er gab seinem Leichnam Obdach, als er, aller Unbill preisgegeben, unter freiem Himmel ruhte, und seine Tochter durchwachte bei ihm die erste Nacht."

Jagello hatte seinen Zweck erreicht. Die Erinnerung an seinen Bruder erweichte das Herz des Königs.

„Ihr sollt das Mädchen haben," rief er, dem Magnaten die Hand reichend. „Ihr seid ein guter Mensch, und dem Königshause treu ergeben. Drum sollt Ihr auch nicht ge-

ringer behandelt sein, als Euer Nebenbuhler. Auch er hat mein königliches Wort in einer Liebesangelegenheit, und ich habe ihm ein Pfand desselben gegeben. Da nehmt," fuhr der König fort, ein auf Glas gemaltes Contrefei der heiligen Jungfrau hervorziehend, „ich löse es ein, wenn Ihr die Dame Eures Herzens zum Altar führt."

Ein furchtbares Gekrache ertönte bei des Königs letzten Worten.

„Wunderbar," rief er, um sich herschauend, „ich darf wohl kein Versprechen mehr geben, wie es scheint. Dies werde ich doch wohl halten können, und will's halten, beim Barte des heiligen Petrus! Wäre es auch nur diesen spuckhaften Mahnungen zum Trotz."

Jagello verstand den König nicht, aber seine Erscheinung war ihm schauerlich. Die Gerüchte über den wunderbaren Tod des päpstlichen Legaten kamen ihm plötzlich in den Sinn, und es wollte ihn bedünken, als hätten Ludwigs Augen wirklich einen Basiliskenblick. Und aus seiner Hand sollte ihm sein Glück kommen? Es wollte ihm nicht erfreulich scheinen, und er beurlaubte sich tief herabgestimmt.

* * *

Es war um das Weihnachtsfest des Jahres 1348, als die noch immer gefangene Andronica Tritte vor ihrem Gefängniß erschallen hörte. Der Vater war schon seit einigen Stunden zur Ruhe gegangen, sie aber nützte die kurze Zeit völliger Einsamkeit, ihren Schmerz auszuweinen, den sie Paola Manfredi verheimlichte.

Es war heute Abend der leichte Schritt des Dichters Franzesco Petrarca, den sie draußen hörte. Er kam von

Zeit zu Zeit als Abgesandter des Herzogs von Durazzo zu ihr und mochte auch heute eine Botschaft haben. Darum öffnete sie hochklopfenden Herzens ihre Kerkerthür, die von innen verriegelt war, und sah dem Eintretenden forschend in's Auge.

„Ich muß von Euch Abschied nehmen, edle Jungfrau," sprach Petrarca mit jener melodischen Stimme, die ihm eigen war. Zu lange schon weilte ich in Neapel. Die Königin zog mich an ihren Hof, der Mode des Zeitalters zu huldigen und sich von mir Sonetten dichten zu lassen. Da mich aber ihre Schönheit nicht in dem Grade begeistern konnte, daß ich zu ihrem Preise meine Leyer gestimmt, zerrann auch Johannen's Begeisterung für mich und ward zu Haß und Verfolgung. Mein Herr, Johannes Visconti, Erzbischof von Mailand hat mich überdies zurückrufen lassen. Er will mich als Gesandter an die Venezianer schicken, um mit ihnen und der Republik Genua Frieden zu vermitteln, und meine süßen Tändeleien müssen demnach ernsteren Beschäftigungen weichen. An Neapels politischem Himmel ziehen drohende Wolken herauf. Die Königin hat sich selbst mit ihrem Gemahl und den Prinzen des Hauses an die Spitze der Truppen gestellt und ist nach Capua gegangen, um dem Könige von Ungarn den Uebergang über den Volturno zu wehren. Die Sache ward eilig beschlossen und dem Herzoge blieb keine Zeit, sie Euch selbst mitzutheilen. Durch mich sendet er Grüße und Wünsche nebst Versicherung ewiger Treue."

„Dieser Brief," fügte Petrarca hinzu, „enthält einige Verfügungen für den Fall seines möglichen Todes. Er meinte, Ihr würdet es, trotz der mancherlei Hindernisse, die sich Euch entgegenstellen möchten, doch möglich machen, seinen Wünschen nachzukomen."

Der Dichter legte tiefbewegt ein zusammengefaltetes Blatt Baumwollen-Papier in Andronica's zitternde Hand, das wie ein Herz geformt war und auf dem das prächtige Durazzo'sche Wappen prangte.

„Gott sei Eurer armen Liebe gnädig," fügte Petrarca hinzu. „Sie wuchs wie eine seltene Blume unter umnachtetem Himmel auf, und keine Sonne des Glückes hat ihr gelächelt."

Andronica war tief ergriffen von den wenigen Worten, die so viel sagten.

„Ich wende den Blick nach oben," entgegnete sie gesammelt, „dort ist ja die Heimat der schönsten Gefühle."

Die Rosse Petrarca's stampften draußen ungeduldig den Boden, als ob sie ihres Herren Eile ahnten. Er folgte ihrem Mahnen und beurlaubte sich.

* * *

Ludwig von Ungarn ging nicht über den Volturno, sondern nahm seinen Weg nach Benevent, wo er den elften Januar eintraf. Er zog hier ein beträchtliches Kriegsheer zusammen, und schien in stolzer Ruhe zu erwarten, was Neapel beginnen werde. Es that, was er hoffte und kam ihm, dem Mächtigeren demüthig entgegen. Alle Großen des Landes beeilten sich, ihm ihre Aufwartung zu machen.

Die Truppen in Capua wollten von keiner Schlacht wissen, und die Erinnerung an Aquila schien noch zu lebhaft in ihnen zu sein, um sie auf Sieg hoffen zu lassen. Die Spaltungen der Hohen wirkten überdies schädlich auf sie ein, die Prinzen Robert und Philipp von Tarent hielten es im Geheimen mit der ungarischen Partei; der Gemahl der Königin war ein schwankendes Rohr, das jedes Lüftchen beugte; sie

selbst begünstigte oder verwarf, wie Laune und Leidenschaft es ihr eingaben, und ihre Rathgeber wurden demnach nicht weise gewählt, und so stand der Herzog von Durazzo eigentlich allein auf neapolitanischer Seite. Seine Stimme war zu schwach in diesen Stürmen und verhallte ungehört.

Die königlichen Prinzen verließen Capua, um sich nach Neapel zu begeben. Doch der Herzog war nicht unter ihnen. Er wollte allein reisen und seinen Weg über Aversa nehmen, um die Geliebte vielleicht zum letzten Male zu sehen.

„So lebt denn wohl, königliche Frau," sprach er zu Johannen, mit der er am Ufer des Meeres stand, das vom Mondlicht magisch beleuchtet ward.

Vor ihnen schwankte die Galeere mit neapolitanischer Flagge, die die Königin sammt den in der Eile zusammengebrachten Schätzen nach der Provence führen sollten.

„Nicht müßte ich Euch Vorwürfe machen in diesem bewegten Augenblick, der Euch auf dem Punkte sieht, als Flüchtige Euer Reich zu verlassen. Doch, ich möchte bitten, dies trübe Ereigniß nur auf die Spaltungen zu schieben, die Euern Hof seit langer Zeit zerrissen, und diesem Unheil in der Folge abzuhelfen. Ich bin nicht immer Euer Freund gewesen; jetzt aber bin ich's und der Herr wende sein Antlitz von mir ab in der Stunde des Todes, wenn ich nicht Euer und Neapels Glück beabsichtige. Der Himmel gab Euch treffliche Anlagen; o bildet sie aus; erweckt einen reinen Willen in Eurer Brust, laßt nicht Leidenschaft die Oberhand behalten in öffentlichen Angelegenheiten; regiert in Zukunft Euer schönes Erbe mit größerer Weisheit."

Der Herzog hatte tief bewegt gesprochen, und seine Worte trafen die Königin mit wunderbarer Gewalt.

Seine Gestalt stand so gebietend vor ihr; sein schönes Auge leuchtete so kühn und edel zugleich, und sie bereute es in diesem Augenblicke, nicht ihn zum Gemahl zu haben. Von dieser Empfindung beseelt, rief sie inniger, als es sonst wohl geschehen wäre:

„O, Durazzo! Ihr würdet Neapels Thron würdiger geschmückt haben, als jener rohe Andreas von Ungarn, als jener schwache Ludwig von Tarent, der eher die Spindel handhaben könnte, als das Scepter. Gebt mir Euren Segen mit,“ fuhr sie weicher fort, „wie gerne stehe ich unter Eurem Schutze. Fürchtet indeß nicht für die Zukunft,“ fügte sie stolz hinzu, da der Herzog ihren zärtlichen Blicken nichts entgegenstellte, als schroffe Kälte: „ich gehe in mein zweites Reich, und die Provence wird sich für seine Königin waffnen. In jenem Lande, wo der edle Rittergeist sich zuerst entfaltete, wo Minnesang und Schwerterklang sich so schön verschwisterten, wo Lorbeer und Rosen vereint erblühen, wird man den Thron der Frau zu beschützen verstehen.“

„O laßt doch Eure weiblichen Schwächen aus dem Spiele, wo es so Ernstes gilt,“ rief der Herzog dringend. „Gedenkt der Vergangenheit und seid demüthig. Gedenkt jener Mitternachtsstunde in Aversa, die Euch im Nachtkleide am Fenster sah, mit irrem Blick hinabstarrend auf Prinz Andreas Leiche. Damals thatet Ihr mir das Gelübde: diesen Blutfleck Eures Namens auszulöschen durch edles Handeln. Johanne von Neapel, tiefgefallene Enkelin König Roberts! Ich mahne Dich an Deinen Schwur in dieser feierlichen Stunde.“

„Aber was wollt Ihr denn von mir?“ rief die Königin, unangenehm berührt von Durazzo's Worten, „redet Ihr doch wie ein Beichtvater, scheint es doch, als solltet Ihr Rechen-

schaft geben von meinen Sünden am Tage des Weltgerichts. In der That," fuhr sie lachend fort, „auch Eure Mienen haben den geistlichen Ernst angenommen, und es fehlt nur das Ordenskleid, um den Priester vollständig zu machen." —

„Noch schmachten Paolo Manfredi und seine Tochter in Kerkermauern", fuhr der Herzog fort, „löst ihre Fesseln durch ein Wort des Mundes. — Es sei Eure letzte Handlung auf Neapels Boden. Sie begleite Euch wie ein freundlicher Engel über's Meer und ebene den Eintritt in die Provence." —

„Alberner Schwärmer," rief die Königin; „bittet Ludwig von Ungarn um diese Gnade; er hat Neapels Scepter in den Händen. Ich gebe Euch die Erlaubniß, mit der Dame Eures Herzens zu tändeln nach Gefallen. Sperrt Euch meinetwegen mit ihr ein, oder schwärmt mit ihr sonst in rührend-romantischer Liebe."

Der Herzog stieß sein Schwert wüthend in die Erde, und rief mit mächtiger Stimme:

„Was ich will, weiß ich wohl. Gut stände es um Neapels Königin, lägen die Triebfedern Eures Handelns so klar und durch die bessere Einsicht bedingt, in Eurer Brust. Seid versichert, daß ich, wenn auch tief verletzt, doch Neapels Bestes stets im Auge behalten, und dafür handeln werde nach meinen Kräften." —

„Lebt wohl," klang der Königin Stimme, wie ein leises Echo wieder. Sie reichte dem Herzog die Hand, in der er ein leises Zittern zu fühlen glaubte, und schlüpfte dann schnell in die Barke, die unter dem eintönigen Gesange der Gondoliere vom Ufer stieß.

In welchem tiefen Nachsinnen Karl von Durazzo den Weg nach Aversa verfolgte, wird der geneigte Leser begreifen.

Sein Vaterland stand auf dem Punkte, in die Gewalt eines fremden Herrschers zu fallen, und wenn auch Ludwig für Ungarn ein guter König, so ließ sich nicht erwarten, daß er es auch für Neapel sein werde. Die Völker waren in ihren Grundeigenthümlichkeiten zu verschieden, um auf gleiche Weise regiert werden zu können, und des Königs starrer Eigensinn, der von den gebräuchlichen Formen nicht gerne abwich, ließ dies nur zu sehr befürchten. Durazzo war überdies von glühender Vaterlandsliebe beseelt. Neapel war ihm eine heißgeliebte Braut, die er hätte schmücken mögen mit seinen besten Schätzen. Er hatte im Wahn, das Glück derselbeu zu begründen, gesündigt; er hatte in stolzem Hoffen, dereinst ihr Herr zu werden, das Bewußtsein der Schuld auf seine Seele geladen. Und jetzt?

O wie hatte sich die Zeit gewandelt. Er, einst der nächste am Thron, stand jetzt einsam und verlassen auf dem Boden seiner Ahnherren, welchen fremde Raubhorden zu verwüsten drohten. Sollte er, der Enkel König Roberts, sich beugen als Vasall vor dem übermüthigen Ungarn? Edler Stolz verwarf diese unwürdige Knechtschaft. Sollte er unter die wenigen Getreuen, die ihm geblieben, das Aufgebot der Empörung ergehen lassen und sich mit ihnen opfern? Klugheit widerrieth dies zwecklose Auflehnen, und ihm blieb nichts übrig als Parteilosigkeit. Er erflehte vom Himmel Ruhe für diese, seiner heftigen Natur ungewohnte Rolle, und trat mit müde gekämpftem Geist zu Andronica ein. Er fand sie lebhaft aufgeregt. Der Vater war erkrankt und nach des Arztes Ausspruch gefährlich. Man hatte nebenher die schrecklichsten Gerüchte über des Ungarnkönigs Einzug in ihre Einsamkeit getragen. „Er bezeichne“, so hieß es, „seinen Weg mit Hand-

lungen der Grausamkeit und habe beschlossen, alle königlichen Prinzen seiner Wuth zu opfern. O geht nicht zu ihm, Herr," schloß Andronica ihre Erzählung, „spart Euer edles Haupt für höhere Zwecke, als das Sühnopfer seiner wilden Rache zu sein."

„Du träumst zu schwer, Mädchen," rief der Herzog. „Wie dürfte es König Ludwig wagen, mich, den durch Papst Clemens Freigesprochenen, hinzuopfern, gleich dem gemeinen Mörder? Was mein ist an dieser That," fuhr er düsteren Blickes fort, „liegt schwerer auf meiner Seele, als Menschen ahnen. Aber die Lippen haben es dem Diener des Herrn ausgesprochen im Beichtstuhl und mir ist Absolution geworden. Der König von Ungarn ist mein Richter nicht. Der wohnt über den Sternen und wird mein Urtheil fällen. Nicht werde ich mich demüthigen vor Neapels jetzigem Herrscher, aber ebensowenig ihm feige ausweichen. Beides würde mich entehren. Aber wie es auch komme," hob der Herzog nach kurzem Schweigen wieder an, „Du erfüllst meinen Wunsch, Du löjest das Gelübde, das ich am Sarge des Prinzen Andreas abgelegt."

Ein heißer Thränenstrom war Andronica's einzige Antwort.

Die Gefühle flutheten zu heftig auf und ab in ihrer Brust, als daß sie hätte Worte finden können.

„Weine nicht, Du Ewiggeliebte," fuhr Durazzo fort und schlang seinen Arm um die Bebende. „Auch Du wirst Ruhe finden an jener heiligen Stätte, zu der ich Dich hinweise, und alle Klage wird sich dort in Frieden auflösen."

Es waren einige Tage nach dieser Unterredung verflossen.

Andronica saß an der Leiche ihres Vaters und bewachte seinen Todtenschlaf mit trüben Blicken. Mariana, des Kerkermeisters Tochter, theilte freundlich Schmerz und Sorge, und hatte vereint mit ihr den Leichnam geschmückt. Ein schneeweißes Sterbekleid wallte um die welken Glieder, das ehrwürdige Haupt mit dem reichen Silberhaar bot ein Bild der Ruhe nach langen Stürmen, und die gefalteten Hände hielten ein schwarzes Gebetbüchlein, auf dem ein Cypressenzweig lag.

Signor Barbo, der Kerkermeister, trat eilig zu dem Mädchen ein und meldete den Magnaten Jagello Mailath. Wie überraschend dieses Ereigniß Andronica treffen mußte, begreift sich. Sie hatte ihn während ihrer Gefangenschaft gar nicht gesehen, und wenn auch der warme Antheil an seinem Herrn ihn ihr werth gemacht, so war er doch jetzt Neapels Feind.

Was er ihr bringen würde, ahnte sie, und fand es bewegend, daß der Hochgestellte sich zu der Gefangenen herabließ.

„Zum zweiten Male begegnen wir uns an einem Todtengerüste, Andronica!“ rief Jagello, und sein Blick weilte innig auf der bleichen, abgehärmten Gestalt im Trauerkleide. „Das erste Mal war es Euch der Eingang zu langen Leiden; heute werde ich Euch von demselben in ein neues, schöneres Leben zurückführen. Ich habe beim König von Ungarn Eure Freiheit bewirkt; er läßt Euch auf's Schloß einladen, das frohe Mittagsmahl mitbegehen zu helfen, das dort angestellt.“

„Was soll meine Trauergestalt in dem Kreise der Freude?“ rief Andronica.

„Laßt mich im Kerker bei des Vaters Leiche. Ist diese zur Erde bestattet, werde ich des Königs Geschenk benutzen und in die Welt zurückkehren.“

„Reizt nicht des Herrschers Zorn, Jungfrau!“ flüsterte Signor Barbo, während der Magnat sich gerührt zu Paolo's Leiche hinabbeugte.

„Geht und bittet für Euer Vaterland, es könnte vielleicht frommen und wäre nicht das erste Mal, daß das Lamm den Tiger zähmt. Ich sorge für den Vater; verlaßt Euch darauf.“

Ein Blitzstrahl schien Andronica's Auge zu erleuchten.

„Ich gehe,“ rief sie entschlossen, „Euer Rath kann Gottes Stimme sein.“

Welch einen Wechsel erfuhr Andronica. Aus dem dumpfen Kerker trat sie in's Sonnenlicht; aus dem Sonnenlicht in Aversa's prächtig geschmückten Festsaal, wo auf reichbehangenem Throne eine gebietende Gestalt in königlichem Schmuck sich ihr als Ludwig von Ungarn darstellte. Um ihn her standen die Prinzen Neapels, unter ihnen auch Karl von Durazzo.

Ihnen reihten sich die Großen Ungarns und Neapels an, im reichsten Festzuge, und auf der Versammlung ruhte ein feierliches Schweigen, wie es wohl großen Ereignissen voranzugehen pflegt. Auch war es ein schweres Unwetter, das die Rachsucht vorbereitete, und daß der Knoten von Andronicas's Schicksal so grausig zerrissen ward in diesen Stürmen, mischt dem zu malenden Bilde noch dunklere Schatten hinzu.

Wunderbar bist du, o Schicksal, in deinem geheimnißvollen Walten! so möchten wir ausrufen, indem wir in der Heldin unserer Blätter das Urbild jenes Conterfei erscheinen sehen, die die Seele Joseph Bitiacki's zu warmem Liebesleben beseelt. Ein junger Maler hatte sie einst, von ihrer Schönheit ergriffen, in der Messe gemalt, und späterhin mit mehreren Bildwerken jenem Harfenspieler verkauft, der an König Lud-

wigs Hof kam und, wie es in jener Zeit Brauch und Sitte war, Handel mit derlei Malereien trieb.

„Andronica Manfredi," rief der König mit lauter Stimme, die von dem zahlreichen Männerkreise Verschüchterte, näher zu sich heranwinkend, — „Ihr habt eine trübe Zeit vertrauert im Kerker, und zwar Eurer Treue wegen gegen meinen Bruder, den Prinzen Andreas von Ungarn. Ich weiß solche Treue zu belohnen. Der Magnat Jagello Mailath liebt Euch und erbat meine königliche Erlaubniß, Euch zum Altare zu führen. Euer Werth löscht den Flecken niederer Geburt, und ich werbe für den Edlen um Eure Hand." —

„Mein ist diese Hand", rief Joseph Bitiacki, alle gewohnte Fassung vergessend, und ein silbernes Kruzifix nebst einem Miniaturgemälde hervorziehend, welch ersteres er fast drohend dem König entgegenhielt.

„Kennt Ihr das Pfand Eures königlichen Wortes, Hoheit? Einlösen wollt Ihr's wenn ich das Original dieses zum Altar führte." —

Wie hätte der heftige Jagello ruhig bleiben können bei so entsetzlicher Ueberraschung? Das Bild Andronica's in Joseph's Händen? Die Geliebte ihm verlobt durch des Königs Zusage? Er sah sich betrogen durch ein teuflisches Lügenspiel, sah sich wie am ungarischen Hofe, ein Opfer der Hinterlist seines Nebenbuhlers und des Kronprinzen.

„Auch ich besitze ein solches Pfand", rief er, das auf Glas gemalte Bild der heiligen Jungfrau emporhaltend; „auch mir gelobte König Ludwig von Ungarn es einzulösen, wenn ich Andronica Manfredi zum Altar führen würde. Ich werde meine Ansprüche nicht aufgeben; sie sind in der Wirklichkeit begründet. „Die Eurigen", fuhr er, dem Magnaten Bitiacki

einen verachtenden Blick zuwerfend, fort, „liegen im Reich der Phantasie. Ob Euer todtes Conterfei sich jemals beleben wird, ist die Frage, denn es bedarf der Beweise, daß meine Braut ihm zum Original gedient.“ —

„Schweigt, Jagello Mailath,“ rief der König mit gebietender Stimme, „und Ihr Joseph Vitiacki verfügt Euch in Eure Gemächer, wo ich Euch vierundzwanzig Stunden Zeit lasse, zu bereuen, daß Ihr die Schranken überschrittet, die das Gesetz zwischen König und Unterthanen aufgeführt. Ein wunderbarer Zufall hat hier gewaltet und mich wie ein neckender Kobold zu Versprechungen verleitet, die ich nicht erfüllen kann. Das Schicksal warf dies schöne Weib als einen Apfel des Zankes zwischen zwei edle Magnaten meines Reiches und da beide mir gleich nahe stehen, und ich keinen zurücksetzen möchte, so entscheide das Schwert diesen seltsamen Streit. Ich werde ein Tournier ausschreiben lassen. Die beiden Bewerber mögen vor der versammelten Ritterschaft in ehrenwerthem Zweikampfe um die Braut ringen.“ —

„Das werden sie nicht,“ fiel Andronica mit fester Stimme ein. „Keinen würde mein Herz wählen, darum vergönnt, Hoheit, daß auch meine Hand Keinem gehöre.“ —

Eine unwillkürliche Bewegung der Freude unter den neapolitanischen Herren, der ein lantes Beifallrufen folgte, verfinsterte des Königs Mienen immer durchdringlicher.

„Ihr weigert Euch, thörichtes Weib?“ rief er mit donnernder Stimme, „Ihr verwerft eine Gnade, um die Ungarns erste Töchter gebuhlt hätten? Ich lese in den Mienen meiner Umgebung“, fuhr er, zu den neapolitanischen Großen gewendet fort, „daß der Jungfrau stolze Antwort Neapels Stimme war. Schon längst war es meine Absicht, diesen Tag durch ein

nachdrückliches Schauspiel zu feiern und dem Schatten meines gemordeten Bruders ein Freudenfeuer anzuzünden. Denn seid versichert: nicht todt ist in mir das Vergangene und erwacht lebendiger in diesen Räumen, wo die entsetzliche That geschehen." —

Auf ein Zeichen des Königs entfernten sich einige Ungarn, worauf sich der Saal mit Bewaffneten füllte. Ludwig stieg von seinem Thron herab und begehrte das Fenster zu sehen, aus welchem die Leiche des Prinzen Andreas in den Garten hinabgeworfen ward.

Des Königs Haß gegen den Herzog von Durazzo war durch dessen stolzes Betragen bei Aquila und späteres, kühnes Entgegentreten zu einem hohen Grade gestiegen.

Auch mag die Bedeutung Karl's ihm für seine Zwecke gefährlich erschienen sein und dies Alles, vereint mit dem ewig wachen Verdacht, der des Mordes wegen auf ihm ruhte, den König bestimmt haben, gerade diesen unter den königlichen Prinzen zum Opfer auszuersehen.

Er rief ihn, wie uns die neapolitanischen Geschichtsschreiber berichten, zu sich in die Fensterwölbung und beschuldigte ihn der Mordthat.

Der Herzog beantwortete alle Fragen und Vorwürfe mit starrem Schweigen.

Sein Gewissen ließ ihn sich nicht freisprechen und sein Stolz verbot ihm, einzugestehen.

Nur, als Andronica von Jammer und Liebe ergriffen, sich zu des Königs Füßen warf und ihn anflehte, ihr Leben als Sühneopfer hinzunehmen, brach er das Schweigen und rief gebietend:

„Nicht vor dem Unwürdigen beuge Deine Knie, Du

Hohe! Leben unter seiner Herrschaft ist bitterer, als der schmählichste Tod; ich empfange ihn ohne Murren.“

Der die letzten Worte begleitende Blick, der auf Andronica geheftet war und in dem seine ganze Seele lag, sagte ihr, daß er in diesem Tode die rächende Göttin verehre.

Des Königs Zorn hatte jetzt seinen höchsten Grad erreicht.

Er winkte einigen Hellebardenträgern, die den Herzog, wie es schon zuvor verabredet war, mit mehreren Stichen zu Boden stießen und seinen Körper zum Mittelfenster des Saales hinabwarfen.

Das Werk der Rache war vollbracht!

Der tapferste Mann Italiens lag, ein Opfer seiner Irrthümer, von roher Rache gerichtet, seelenlos auf kalter Erde, und eine Todtenstille hielt die Versammlung gefesselt.

Der König unterbrach sie durch den Befehl, die anderen königlichen Prinzen in die Schloßgewölbe abzuführen und auf Andronica Manfredi blickend befahl er, sie in ihren Kerker zurückzubringen.

„Nicht also,“ rief sie mit fester, fast gebietender Stimme, „Ihr habt den Geliebten ermordet, der Vater ist als Opfer der Treue für Euer Haus gefallen. Ich habe Rechte an Eure Dankbarkeit und Ihr werdet mir nicht wehren, ein Gelübde zu lösen, das der Herzog mir abforderte in Ahnung seines nahen Todes.“

„Er Dein Geliebter?“ rief Jagello mit funkelnden Blicken. „Darum sei Dein Kerker noch tiefer und Deine Nacht undurchdringlicher.“

„Sie ist mein,“ fuhr er, gegen den König gewendet, fort, „und Ew. Hoheit erlauben mir, ihr meinen gerechten

Haß zu zeigen, wie ihr unter anderen Umständen meine heiße Liebe geworden wäre."

„Habt Ihr Euren Willen," rief der König unmuthig. „Peinigt und martert sie meinetwegen nach Gefallen, nur laßt mich nun nichts mehr von dieser verdrießlichen Sache hören." —

„Führt sie in's Burgverließ des nördlichen Thurmes," befahl Jagello der ungarischen Leibwache. Schon wollte Andronica sich auf's Neue an den König wenden und ihn an ihr Gelübde und die Wichtigkeit desselben mahnen, als Jagello einen unbeobachteten Augenblick ergriff und ihr leise zuflüsterte:

„Geht und rechnet auf mich."

Der Blick, welcher diese Worte begleitete, war mild und mitleidsvoll. Sie erkannte in Mailath ihren guten Engel und betrat gefaßt ihren grausenvollen Kerker.

Schon war Mitternacht mit dumpfen Schlägen verhallt, als leise Tritte sich näherten und sie draußen an der Eisenthür rasseln hörte.

Der Schein einer Blendlaterne machte die eintretende Gestalt Jagello's kenntlich.

Er näherte sich ihr leise, setzte die Laterne auf eine rohe Steinbank, daß ihre Strahlen die auf dem feuchten Strohlager ruhende Andronica beleuchteten und rief, ihre Hände mit Heftigkeit fassend:

„Glaubt Ihr wirklich, daß ich Euer Feind sei? O Ihr irrt. Nur um Euch zu retten, ergriff ich die meinem Herzen fremde Rolle. Nicht ein flackerndes Flammenspiel ist meine Liebe, das der erste kalte Hauch löscht. Sie ist ewig, wie jenes Ampellicht, vor den Gestalten der Heiligen und wird meine Brust verklären, so lange sie athmet. Euer Geliebter

durfte ich nicht sein. Ich bleibe Euer Freund und diesen werdet Ihr nicht verschmähen."

„Wie sollte ich, wie könnte ich?" rief Andronica. „Ihr seid der edelste der Menschen, und mein Herz ist der Bewunderung voll."

„Laßt das jetzt," bat Jagello. „Nicht kam ich hierher, mein Lob zu hören, sondern Eure Befehle zu empfangen. Ihr seid durchaus in meiner Gewalt. Die Wachen sind in meinem Solde; ich bin Euer Kerkermeister," fügte er mit trübem Lächeln hinzu, „und Ihr könnt gehen wann, und wohin Ihr wollt."

Ein heißer Strom von Thränen brach aus den Augen Andronica's.

„Mein Fuß hat nur eine Richtung," erwiderte sie nach einer Pause, „ein ewig theurer, vom Tode verriegelter Mund bestimmt sie. Aber ich möchte Euch zuvor einige Bitten vortragen."

„Sprecht sie vertrauend aus," bat Jagello, „ich werde die Sorge eines Bruders haben."

„Wo ist die Leiche des Herzogs von Durazzo?" fragte Andronica, von Schauer durchrieselt.

„Im Dominikanerkloster," war die Antwort. „Fra Bernardo holte sie, als es zu dunkeln anfing. Die Anhänger des Herzogs wurden sogleich nach seiner Ermordung gefangen genommen, sonst wäre sie wohl kaum so lange unter freiem Himmel geblieben."

„So eilt in die Dominikanerabtei," bat Andronica, nach Luft ringend, „ersucht dort Fra Bernardo, einen der Wundarzneiwissenschaft kundigen Priester, daß er den Leichnam öffne, das Herz einbalsamire und mir es überliefere. Erlaubt mir

ferner, daß ich in der morgenden Nacht der Hülle meines Vaters zum Grabe folge und verschafft mir Pilgerkleidung."

„Ihr wollt fortwandern aus Italien?" fragte Jagello, in plötzlicher Ahnung erbebend, „o Andronica, wer wird Euch schützen in den Stürmen der Nacht?"

„Wie mögt Ihr so fragen, wenn Ihr Gottes gläubiges Kind seid?" entgegnete Andronica mit wehmüthigem Lächeln, „Wißt Ihr's denn nicht, daß der Herr mit seiner Hülfe am bereitesten, wenn die Noth am größten ist? Mich reißt eine ernste Pflicht in's Leben hinaus. Dieses Bewußtsein wird meinen strauchelnden Fuß kräftigen."

Jagello schwieg.

Andronica trug Rath und Trost reiner im Herzen, als Menschen sie ihr geben konnten.

Joseph Bitiacki benutzte die kurze Zeit seiner Gefangenschaft zu Plänen der Rache gegen seinen, jetzt zweifach gehaßten Nebenbuhler. Sein erster Gang aber war, als er frei geworden, in die Schloßkapelle, wo, wie ihm sein Diener gesagt, die Gefangene bei dem Fra Bernardo die Beichte ablegte, sein zweiter zum König. Wie ihn dieser empfing, ist nicht bekannt geworden, doch muß es gnädig gewesen sein, da jener eine beträchtliche Zeit im Geheimzimmer verweilt, und mit triumphirendem Gesicht daraus zurückkehrte. Er nahm seinen Weg zu Jagello's Gemächern, dem er herrisch den Befehl ertheilte, seine Gefangene augenblicklich zum König zu führen.

Mailath kannte des Feindes Blicke; sie sahen ihn mit demselben Ausdrucke an, mit dem der Knabe Joseph dem Knaben Jagello begegnete, wenn er ihm einen recht schmerzhaften Streich bereitet hatte. An Widerspruch war in diesem

Augenblicke nicht zu denken' das wußte Mailath und begab sich in den nördlichen Thurm, seiner Schutzbefohlenen die neue Mähr zu verkündigen.

Sie hörte sie mit festem Muthe, fühlte ihr Inneres von wunderbarer Kraft durchdrungen, und ihr frommer Sinn sah darin Gottes unmittelbares Wirken.

„Ihr wollt in's gelobte Land wallfahrten?" fragte sie der König mit finsteren Blicken. Ueberrascht, dies nur im Beichtstuhl ihrem Seelsorger anvertraute Geheimniß verrathen zu sehen, konnte Andronica einem leichten Zittern der Glieder nicht gebieten. Dies bemerkend und übersehen wollend, fuhr Ludwig schnell fort: „Ihr habt ohne meine Erlaubniß über den Leichnam des Herzogs von Durazzo verfügt und seid mir von Euren Plänen Rechenschaft schuldig." —

Des Königs graue Augen leuchteten Andronica fast schauerlich, wie Tigerblicke an, und sie hatte alle Fassung von Nöthen, ihm klar entgegen zu schauen.

„Tragen soll ich das edle Herz, das Ihr stille stehen machtet, zum Grabe des Welterlösers," entgegnete sie endlich gefaßt, „und ihm eine Ruhestätte bereiten auf dem Hügel Golgatha. So hat er mir's geboten, und so hoffe ich's zu vollführen mit Hülfe Gottes und seiner heiligen Heerschaaren."

„Und mit Hülfe König Ludwigs von Ungarn," rief der Monarch mit rohem Lachen. „Ihr seid zur Stunde in seiner Gewalt, und müßt hübsch warten, bis seine Kerkermeister Euch das Gefängniß öffnen, wenn Ihr nicht durch verriegelte Thüren, vergitterte Fenster oder Mauern zu gehen gedenkt." —

Ihr habt mein Schicksal in die Gewalt des Magnaten Mailath gelegt," entgegnete Andronica, „und werdet Euer Wort nicht brechen wollen."

Ein wüthender Blick des Königs durchbohrte Andronica.

„Ihr habt's errathen," rief er mit donnernder Stimme. „Weil ich weder Worte noch Gelübde brechen will, und darum auch einen der Edlen, die um Eure Hand warben, meinen Schwur zu halten gedenke, so kündige ich Euch an, daß ich nur unter gewissen Bedingungen, die auf diese Angelegenheit Bezug haben, in die Reise nach Jerusalem willige. Geht Ihr sie nicht ein, so bleibt Ihr hier, und mögt Euch und Durazzo's Herz in ewige Kerkernacht begraben."

Eine Todtenblässe überzog Andronica's Gesicht; der König beobachtete dieses Zeichen des Erschreckens mit einem Blicke, der aus Spott, Erwartung und Schadenfreude gemischt war. —

„Ich habe keine Wahl", erwiderte sie endlich mit matter Stimme; „an der Lösung meines Gelübdes könnte nur der Tod mich hindern, und ich erwarte daher Eure Bedingungen"

Diese Gewährung schien den König milder zu stimmen; seine Mienen nahmen einen sanfteren Ausdruck an, und sein Blick richtete sich mit wehmüthigem Lächeln auf Andronica. Dann zog er die beiden Pfänder, die er den Magnaten gegeben, aus dem Schreibfache eines kolossalen Schreibtisches hervor. Sie hingen an einem eisernen Kettlein, das er Andronica über den Kopf warf.

„So schmücke ich Dich, Pilgerin, denn mit diesen Gemälden der zwei heiligsten Personen, die je im Erdenstaub gewandelt," sprach der König, „und gebe sie Dir mit als Amulette auf die Wallfahrt in's gelobte Land. Du wirst Bußfertigen in Menge begegnen, denen es verlangt, ihre Andacht an diesen geweihten Pfändern zu halten. Es sind sinnbildliche Waffen, mit denen deine Bewerber unsichtbar kämpfen, und mögen entscheiden über ihr Glück. Wird das

Kruzifix am häufigsten von frommen Händen an Mund und Herz gedrückt, so wird Joseph Vitiacki Dein Gemahl; widerfährt dem Konterfei der heiligen Jungfrau öfterer diese Huldigung, so trittst Du mit Jagello Mailath zum Altar."

Andronica sah tief verstimmt zur Erde. Das Gaukelspiel, das der König mit dem Heiligsten trieb, widerte sie an, und sie empfand ein Gefühl von Scham, sich darin verflochten zu sehen. Doch mußte sie schweigen, und sich dem Willen des Königs fügen, der ja am Ende einem Höheren untergeordnet war.

Und welche Hindernisse konnte nicht der höhere Wille zwischen dieses seltsame Zufallsspiel schieben! Mit diesen geheimen Hoffnungen wehrte Andronica den ihr verhaßten Gedanken des Ehebundes mit einem Magnaten von sich ab und folgte dem Winke des Königs, der sie entließ. —

Ludwig von Ungarn grausames Verfahren in Aversa brachte ganz Italien in Aufruhr, und wenn sich auch manche Stimmen gegen den Herzog von Durazzo erhoben hatten, so wandelte sein hartes Geschick doch den Tadel in Mitgefühl um. Die königlichen Prinzen hatten kein besseres Schicksal. Sie wurden gefesselt nach Ungarn gebracht, wo sie Jahre lang im Kerker schmachteten. Der König zog nach diesen Gewaltthaten in Neapel ein, ohne indeß, wie uns Johannes de Balzano berichtet, den für ihn zubereiteten Baldachin zu verlangen, sondern in voller Rüstung, den Helm auf dem Haupte. Auch hier sehen wir ihn mit schrankenloser Willkür handeln und in blinder Rücksichtslosigkeit Hinrichtungen anbefehlen, die hohen Neapolitaner ihrer Aemter berauben, Ungaren an deren Stellen setzen und die öffentlichen Institutionen nach eigenem Gutdünken verändern. Die gnädige Auf-

nahme Karl Martells, des Sohnes der Königin Johanne, war ein Sonnenblick in diesem düsteren Gemälde. Er umarmte den Knaben, in dem er des Bruders Züge erkannte, mit Rührung, ernannte ihn zum Herzog von Kalabrien und schickte ihn dann nach Ungarn, wo er erzogen werden sollte. Sehr unangenehm dämpfte es des Königs hochfahrende Träume, daß der Papst ihm die Krone und Belehnung Neapels abschlug und darin beharrte, die Partei der Königin zu nehmen.

„Wenn ihre Schuld an der Ermordung des Gemahls auch je erwiesen werden sollte," so schloß das päpstliche Antwortschreiben, „so würde das Königreich Neapel ihrem Sohne gehören, nicht aber dem König von Ungarn."

Ludwig zerriß die Bulle und schleuderte die Stücke auf den Fußboden."

„Die Armida hat auch ihn bestrickt," sprach er dann zu seinem Vertrauten, dem Woywoden Stephan von Siebenbürgen. „Clemens ist trotz seines Nimbus für irdische Strahlen empfänglich, und die Circe mag sie ihm reichlich zugespielt haben aus ihren Flammenblicken. Aber mag er," fuhr der König mit höhnischem Lächeln um den rothen Zwickelbart fort. „Ich habe ein schönes Königreich fast ohne Schwertstreich erobert, man hat mir die Huldigung geleistet und mich als König einziehen lassen in die Hauptstadt. Mag der Statthalter Christi noch einmal seinen Bannfluch auf mich abschleudern; seine Strahlen erlöschen, ehe er mein Haupt erreicht; Avignon und Neapel liegen weit auseinander."

„Da könntet Ihr Euch doch verrechnen, Hoheit!" bemerkte der Woywode von Siebenbürgen, eine mächtige Männergestalt von bedeutendem Ansehen. „Wir leben nicht in Ungarn, wo das Faustrecht noch immer die feineren Waffen der Clerisei

besiegt. Der Neapolitaner ist ein Mann der Kirche und wird keinen König dulden, auf dem der Papstesbann ruht. Seid überhaupt auf Eurer Hut, Hoheit!“ fuhr Stephan mit Nachdruck fort. „Wohl ist Neapel für den Augenblick Euer, aber sein Volk ist ebenso schnell abgekühlt, als leicht erhitzt, und Johanne ist seine angestammte Herrscherin. Haltet dieses fest, und sucht Euern Thron auf Volksgunst zu gründen. Glaubt mir, diese Stütze ist sicherer, als Ihr vielleicht wähnt.“

Klug hätte Ludwig gethan, diesem Rathe ein geneigtes Ohr zu leihen.

Aber dieser Eigenwille bewährte sich auch hier. Er fuhr fort, wie er angefangen, und kehrte gehaßt nach Ungarn zurück, nachdem er Conrad Lugus, einen seiner vertrautesten Minister, zum Statthalter Neapels ernannt und alle Staatsämter mit Magnaten besetzt hatte.

* * *

Sehr irrig war Johannens Meinung gewesen, daß sich die Provence gleich zu ihren Gunsten bewaffnen würde. Es war ihr das Gerücht vorausgegangen, sie habe die Absicht, diese Provinz an Frankreich zu verkaufen, um Geld zu Kriegsrüstungen für die Wiedereroberung Neapels zu gewinnen. Dies bewog die Stände zu dem Gewaltschritte, sie bei ihrer Ausschiffung gefangen zu nehmen und auf das Schloß Armagnac bringen zu lassen. Sehr demüthigend war dieser so unerwartete Empfang und hätte ohne Zweifel die Laune der Königin von Grund aus verdorben, wenn nicht der Herr des Schlosses, der zugleich zu ihrem Kerkermeister ernannt war, ein schöner, junger Mann gewesen wäre, der in ihr die

Königin ehrte und der anmuthigen Frau huldigte. Sie fand jetzt ihr Los nicht beklagenswerth.

Die romantische Einsamkeit Armagnacs, die hohen, schattigen Wälder, die rauschenden Bergströme und Wiesenthäler schufen eine gar liebliche Melodie zu dem zärtlichen Liede ihres Herzens, und sie fand es unter diesen Umständen, wenn auch nur der Neuheit wegen, nicht reizlos, Gefangene zu sein.

Wir sehen sie, schwarz und einfach gekleidet, in einem der hohen gothischen Bogenfenster Armagnacs sehnsüchtig hinausblickend in die duftige Ferne, als erwarte sie irgend etwas Liebes.

Das feine Köpfchen ruhte auf der schönen Hand; die schwarze Seide über dem Busen hob sich unter unregelmäßi- Athemzügen. Von Zeit zu Zeit stand sie auf, machte einige Gänge durch's Gemach, oder nahm die Harfe, auf der sie Accorde griff, um sie dann aber unmuthig wieder wegzulegen und ihren alten Platz am Fenster wieder einzunehmen.

Sie mochte ungefähr eine Stunde auf diese Weise zugebracht haben, als sich donnernder Schall von Rosseshufen auf der Brücke hören ließ, und ein Ritter zu Pferde sichtbar ward. Er war in leichter, dunkler Rüstung. Auf dem Stahlhelm wogten himmelblaue Federn, und die schönen Augen richteten sich erwartungsvoll zu den Schloßfenstern hinauf.

Als er die Königin gewahrte, senkte er sie nach freudigem Gruße, schwang sich mit leichtem Anstande vom dampfenden Zelter, ließ durch den Leibknappen den Staub von der Rüstung putzen und schritt eilig in's Schloßportal. Johanne verließ jetzt auch ihren Sitz, trat vor den hohen venezianischen Spiegel, strich die schwarzen Locken von der blendend weißen Stirn, daß die schön gezeichneten Brauen über

den dunklen Augen sichtbar wurden, schob den Schleier in die gehörige Ordnung und setzte sich dann auf's rothsammete Ruhebett, den Gast erwartend.

„Lieber Riginald," rief sie, ihm die Hand entgegenreichend, „Ihr seid in der That das Gegenspiel des Ritters Persante auf der Schnecke, und ich möchte Euch mit dem Merkur vergleichen. Wenn auch meine Ungeduld keine Schranken kannte und ich schon seit lange am Fenster saß, Euch erwartend, so möchte ich doch fragen: wie konntet Ihr so schnell zurück sein?"

„Wißt Ihr's nicht, Königin?" fragte Riginald mit Bedeutung. „Das Ziel spornte mich, und mein Renner mußte drum meinen Sporn empfinden. So ging's mit uns beiden immer voraus. Aus den Mauern Armagnacs leuchtete mir ein Stern entgegen, und, o schöne Erfüllung dieser Phantasie! Euer Antlitz war das Erste, was ich erblickte."

„Lieber Schwärmer," rief Johanne, den Ritter, der sich auf ein Kniee niedergelassen, aufhebend und ihm einen Platz an ihrer Seite anweisend, „Ihr, echter Sohn der Provence tändelt jetzt nicht den Blüthen des Lebens, sondern erzählt mir von seiner Wirklichkeit. Sagt mir, wie es Euch ergangen in Avignon, was Ihr erfahren, welche Hoffnungen Eure Königin hegen darf."

„Die besten, Hoheit!" rief der Ritter mit Feuer, „Euer Gemahl ist mit seinen Vertrauten, dem Groß-Senechal Nicolo Acciauolo, in Avignon eingetroffen, und die erste Unterredung mit dem Papste ist gütig für Euch ausgefallen. Ludwig von Tarant hat mehr Rednergaben, als Ihr ihm zugetraut, und den heiligen Vater bestimmt, mit ihm vereint für Eure Befreiung zu wirken. Dies Handschreiben Eures fürstlichen

Gemahls enthält das Nähere über die Sache; er empfahl mir die Besorgung dringend, noch dringender die Sorge für Euch, königliche Frau."

„Wahrhaftig," rief Johanne mit Hohn, „diese Güte meines Gemahls wäre rührend, wenn sie nicht versteckte Absichten zur Quelle hätte. Ihm gelüstet nach dem Königstitel, drum will er mich und den Papst gewinnen."

„Laßt ihm das Spielwerk, Hoheit!" rief der Ritter. „Die Herrschaft werdet jedoch nur Ihr haben. Wer könnte neben Euch zu regieren wähnen?"

„Jeder Thor," sagte die Königin, „und daß mein Gemahl ein solcher ist, habe ich längst erfahren. Doch fort mit dem Andenken an ihn. Habt Dank für die Botschaft, schöner Ritter! Sie soll Euch nicht unvergolten bleiben, wenn Johanne wieder Königin von Neapel heißt. Riginald d'Armagnac wird meinem Thron und Herzen einer der Nächsten sein."

Nach einigen Tagen schon langten Gesandte aus Avignon bei der Königin an, ihr die Freiheit zu verkündigen. Sie zog mit zahlreichem Gefolge, das man ihr entgegengesandt, in diese Stadt ein und ward, wie uns Muratori berichtet, als Landesmutter empfangen. Ihre schöne Gestalt, die milde Freundlichkeit und die liebliche Huld, mit der sie das versammelte Volk, die rührende Miene der Demuth, die sie anzunehmen wußte, gewannen ihr die Herzen, und von allen Lippen erscholl's: „Hätten wir unsere Königin früher gesehen, so wäre sie auch früher befreit worden." Ein stolzes Lächeln schwebte bei diesem Ausruf um Johannens Lippen. Sie hielt ihren schneeweißen Zelter an und richtete einige zierlich gestellte Worte an das Volk, in denen sie ihm sagte, wie sie seine Huld dankbar anerkenne, und es sich stets zur Ehre an-

rechnen werde, Gräfin der Provence zu heißen. Dann gab sie dem ungeduldig scharrenden Rosse die Sporren und sprengte im Galopp dem päpstlichen Palaste zu. Sie wollte Clemens ihren Dank abstatten und zu gleicher Zeit ihn sich noch fester verbinden. Daß ihre Erscheinung hierzu das beste Mittel sei, wußte sie. Der für Weiberreiz keineswegs unempfindliche Mann empfing die anmuthige Frau mit jugendlicher Courtoisie und führte sie am Arm in sein innerstes Geheimzimmer, wo er ihr politische Eröffnungen von nicht geringer Wichtigkeit machte.

Der Mond stand in vollster Klarheit über der Ruine eines noch von den Normanen erbauten Schlosses unweit des Seehafens Porto Pisano. Eine lange, hochgewölbte Halle, die nach dem östlichen Thurm führte, war nebst diesem unversehrt stehen geblieben.

Man sah durch die kühn gebildeten Schwibbogen in den innern Schloßhof, der von verfallenem Gemäuer umkränzt war, und dessen Erdreich wildes, rankendes Gestrüpp und hochaufgeschossenes Gras überzog. In der Halle lagen hin und wieder Krieger von wunderlichem Ansehen. Sie schienen weder Italiener noch Ungarn zu sein. Ihre Fellbekleidung, die rohen Waffen, die wild herabhängenden, zum Theil röthlichblonden Haare, die zottigen Bärte gehörten einem andern Volksstamme an, sowie die, über gewöhnliche Manneslänge hinausgehenden Riesengestalten an die kräftigen Bewohner der Urwälder Deutschlands erinnerten. Während sich in der Halle vielleicht über Hundert dieser Kämpen in den Armen des Schlafes befinden mochten, wanderten eine beträchtliche Anzahl ihrer Kameraden vor derselben im Schloßhof auf und ab. Andere hatten sich auf den Berghöhen aufgestellt, welche

die Ruine umschlossen. Sie waren alle mit Partisanen, Piken und Armbrüsten bewaffnet, die, wenn auch roh gearbeitet, doch für ihren Zweck sehr brauchbar schienen. Der Ledergürtel war noch nebenher sehr vorsichtig mit einigen Pfeilen ausgestattet, und über die Schulter hing ein lederner Beutel, aus dem Bolzen hervorsahen. Die wilden Kriegslieder, die diese Gesellen mit rauher Stimme absangen, zwischen welchen sie von Zeit zu Zeit einen Schluck aus der, ebenfalls im Ledersack befindlichen Feldflasche thaten, erweckten wohl zuweilen einen der schlafenden Kriegsmänner in der Halle. Doch schien er nicht unangenehm von den vertrauten Tönen überrascht, sondern dehnte sich nur behaglich, blinzelte vielleicht einige Male mit den Augenlidern, rieb sich die Stirn und schlief wieder ein.

Wir führen den gütigen Leser aus dieser etwas unheimlichen Gesellschaft in den Schloßthurm, dessen Inneres ein etwas freundlicheres Bild darbietet. Er bildete ein Achteck und ward von oben herab mit Licht versehen.

Jetzt wurde der hochgewölbte Raum durch einen vielarmigen Kronleuchter erhellt, der, von reicher Silberarbeit einen wunderlichen Abstich mit den an den rohen Steinwänden hängenden Waffen, Schilden und Fahnen bildete. Er goß sein Licht vorzugsweise auf einen runden Steintisch, an dem mehrere Männer versammelt saßen.

Sie waren in dunkler Lederkleidung mit kurzen, normännisch geschnittenen Mänteln von Thierfellen. Der Mantel des ältesten der Männer war mit kostbarem Pelzwerk und mit goldenen Haken versehen.

Wir erkennen in demselben den deutschen Herzog Werner, der zuerst als Anführer einer Rotte Freibeuter, späterhin als

Bundesgenosse und Verräther Ludwigs eine so schändliche Rolle in den Geschichtsbüchern spielt. Seine Außenseite war der getreue Spiegel des Innern.

Die Züge des breiten, unedel geschnittenen Gesichtes waren hämisch und finster, in den grünlichen, tief liegenden Augen lauerten Verrath und Mordlust, und die großen, gelblichen Zähne, die sich bei jedem Mienenspiel ganz sehen ließen, gaben dem Gesichte etwas Wildthierartiges.

„Ihr fandet die Sachen in Neapel, wie ich's Euch vorhergesagt, nicht wahr?" so fragte er den neben ihm Sitzenden, einen Krieger von wildem Aussehen. —

„Allerdings," entgegnete dieser mit mürrischer Stimme. „Das Volk schreit blind und toll nach seiner Königin, die dem Papste die Stadt Avignon für 30,000 Goldgulden verkauft haben soll, um die Kriegsrüstungen zur Wiedereroberung Neapels machen zu können. Zum Lohn, daß der heilige Vater bei diesem Handel einen guten Schnitt gemacht, ist er so gnädig gewesen, dem Gemahl Johannens den königlichen Titel beizulegen."

„Pah," rief der Herzog, den vor ihm stehenden Humpen leerend, „Titel für Gold, das ist bei Hermann's Gebeinen ein schlechter Handel. Zudem da er den Schattenkönig noch schneller, als es sonst wohl geschehen wäre, in's Schattenreich befördern wird. Denn glaubt mir, einen Gekrönten duldet das Weib nicht neben sich. Sie will stets einige Stufen höher sitzen, als ihr Eheherr."

„Mir ist's ganz recht," fuhr der Herzog nach kurzem Schweigen fort, „wenn die prachtliebende Dame wieder das Staatsruder in die Hände bekommt. Es versammeln sich dann wieder reiche Thoren um sie her, die Gold am Hofe

verschwenden und einen huldvollen Blick der Sirene erhaschen wollen. Das gibt lebendigen Verkehr auf den Landwegen und in den Osterien, was uns nur gelegen sein kann. Der Ungar wird sie auch nicht sitzen lassen auf dem Thron und ihr nur erst erlauben, ihre Staatsschätze eine Weile in Festen und Gelagen zu verthun. Haben sich auch sein Vater und der Johanne Großvater bei der Vermählung derselben mit dem Prinzen Andreas über die Ansprüche auf Neapel verglichen, so jucken dem Ludwig doch die Finger nach der glänzenden Krone, und er wird sie nicht so leicht aufgeben. Das bringt dann Krieg und Gemetzel die Fülle, und unsereins kann vielleicht auch noch die Hände in's lustige Spiel mischen. Der König von Ungarn ist mir gewogen; ich habe, ehe ich dies Handwerk anfing, manche Lanze an seiues Vaters Hofe gebrochen, und er würde schon jetzt meine Hülfe begehrt haben, wenn sie ihm von Nöthen gewesen wäre. Aber es wird die Zeit kommen, wo Herzog Werner mit seinen Teufelsgesellen ihm willkommen sein könnte, ich freue mich ihrer und will diesen Humpen auf die gute Aussicht leeren."

„Stoßt an, Gesellen," fuhr er mit donnernder Stimme fort, „der rechte Krieg geht doch über Alles, und er ist besser, als das Lauerwerk in Hohlwegen und hinter Zäunen. Wenn die Schlachttrompete schmettert, die Rosse wiehern und die Schwerter blitzen, wenn die Feinde blutend sinken und röchelnd verscheiden, dann weidet sich die Brust und das Herz hüpft vor gewaltiger Lust."

Furchtbar funkelte bei den letzten Worten Herzog Werners Augenpaar; die mächtige Faust hob den kolossalen Humpen und stieß ihn so derb gegen den des Nachbars Leuthold, daß der edle Wein überfloß und wie goldene Perlen in den Gruben des Steintisches stehen blieb.

„Aber was sitzest Du so trübe und kopfhängerisch da, Udolph!“ sprach der Herzog nach einer Weile zu einem Jüngling ihm gegenüber.

Dieser ließ ein silbernes Kruzifix und ein auf Glas gemaltes Conterfei der heiligen Jungfrau, die beide an eisernen Kettlein hingen, fast mechanisch hin- und herschaukeln und sang dabei mit leiser Stimme ein lateinisches Kirchenlied ab.

„Ist es nicht genug,“ fuhr der Herzog fort, „daß ich Dir die Amulette der Pilgerin verehrte zu ewigem Andenken ihrer? Willst Du am Ende gar sie selbst haben? Das würde nimmermehr angehen, und die himmlischen Heerschaaren würden Dich vom Altar zurücktreiben.“

Udolph antwortete nicht und senkte das Haupt noch tiefer; der Herzog aber erhob sich und verschwand nach flüchtigem Abschied in einer Seitenthür.

Ein Diener trug ihm ein Tischchen mit einigen Flaschen Wein und zwei Pokalen nach und beorderte dann einen der anwesenden Krieger, sich mit seinem Würfelbrette zu dem gestrengen Herrn zu begeben.

Die Gesellschaft hatte sich indeß nach und nach aus dem Thurm verloren, und es waren nur Leuthold und Winfried, zwei Ritter aus dem fernen Mechelnburg, die, unbegütert, ihr Glück unter Herzog Werners Rotte versuchen wollten, zurückgeblieben.

„Erzähle mir doch,“ sprach Leuthold, ein wilder Geselle, dessen Blick so verwegen glühte, daß selbst der Teufel davor hätte erschrecken können, „erzähle mir doch, wie es eigentlich mit der Dirne zugegangen. Es gehen ja mirakulöse Gerüchte über die Begebenheit um, als ob Engel sie aus den Händen der Werner'schen Freibeuter gerissen. Du warst, wenn ich

nicht irre, in jener Nacht mit auf der Fährte, und wirst mir Bericht abstatten können"

„Wir lagerten im Hohlwege unweit der Ruine," begann Winfried, „wartend mit Sehnsucht auf Beute für unsere hungrigen Säckel. Doch wollte in dieser Nacht nichts erscheinen, kein Glücksritter, der den Mondschein zu seinem Begleiter wählt, und überfüllten Beutel und ein leeres Hirn hat, kein Pilgrim, der in banger Eil, das Gnadenbild nicht früh genug zu erreichen, das Nachtgesicht zu seinem Leitstern wählt, nicht einmal ein Bettler, der von einem harten Wirthe aus der Osteria gestoßen, seine Lumpen durch die stille Nacht trägt. Alles war wie ausgestorben und nur der Waldbach rauschte, und die Wachen auf der Ruine ließen ihren eintönigen Ruf erschallen. Schon begann Frau Aurora mit rothem Angesicht im Osten aufzusteigen und Jungfrau Luna vor ihrer stolzen Nebenbuhlerin neidisch zu erblassen, als eine junge Pilgerin schnell und schüchtern den Hohlweg entlang schlüpfte, häufig um sich blickend mit ein paar Augen, schön genug, die Steinbilder der Heiligen in Fleisch und Blut zu verwandeln. Ihre langen grauen Pilgerkleider umwallten sie, wie Regenwolken den Sonnenstrahl. Unter dem Muschelhute fielen schwarze Locken auf ihren Rücken herab, so glänzend, als hätten Sklavinnen sie mit des Morgenlandes köstlichsten Oelen gesalbt, und der weiße Stab, mit Blumen umwunden, schien dem frischen Jugendbilde unnöthig. Mit einem lauten Hallo stürzten wir aus unseren Verstecken hervor. Das silberne Kruzifix, das ihr nebst einem von Steinen schimmernden Conterfei der heiligen Jungfrau am Halse hing, reizte die Habsucht unserer Begleiter, und nur Adolph und ich, von Goldgier frei, sahen bloß das schöne Weib in der Pilgerin. Du

erwartest, bei unserem Ueberfall von Jammergeschrei, Thränen und Ohnmachten zu hören. Du irrst. Zwar heftig erschrocken, doch schnell gefaßt, und in dieser Fassung kühn und stolz, stellte sich die Jungfrau uns gegenüber.

„Wagt es nicht,“ sprach sie gebietend, „Hand an mich zu legen. Ich bin eine nach der heiligen Stadt gesandte Pilgerin und soll am Grabe des Gekreuzigten ein Gelübde lösen. Schon bereit liegt im Hafen das Fahrzeug, das mich nach Avignon führen soll, wo der Papst mir den Segen und die Weihe ertheilen wird.“

„Was Papst! Was Gelübde!“ rief die rohe Schaar, und riß der Pilgerin die Amulette vom Halse. „Das gilt hier nicht, denn Du bist unter Herzog Werners Freibeuter gerathen und magst nun sehen, ob Dein Papst Dich befreit.“ —

„Seine Macht reicht so weit nicht,“ rief die Pilgerin mit leuchtenden Blicken, „aber es gibt eine höhere, die sich der bedrängten Unschuld annimmt.“

Sie hatte diese, von frommen Blicken nach oben begleiteten Worte kaum ausgeredet, als die goldene Wolke über ihrem Haupte sich senkte, und ein Kreis schöner Kinder mit blauen Flügeln und goldenen Kronen, Palmenzweige in der Hand, sich um sie her schloß. Sie lächelten uns mit Triumph an, wir aber fühlten die Hände plötzlich erlahmt und sie sanken mit den Waffen kraftlos nieder. Auch Kruzifix und Muttergottesbild entfielen Kunos Händen; Adolph raffte sie auf um sie in thörichter Liebesschwärmerei der Pilgerin wiederzugeben, aber sie war fort, wie Einige behaupten, von Engelein getragen; ich sah nur ihr graues Gewand durch die Morgendämmerung im Winde flattern. Keiner konnte nacheilen, denn die Füße schienen am Boden festgewurzelt, und ein lähmender

Schlaf schloß unsere Augen. Als wir erwachten, stand die Sonne bereits auf der Mittagshöhe, und wir würden die nächtliche Scene für einen Traum gehalten haben, wenn nicht die Amulette, die Udolph beim Erwachen in seinen Händen fand, uns von der Wirklichkeit überzeugt hätte.“ — — —

Wir finden die Heldin unserer Blätter in einem Gasthofe zu Avignon wieder, bleich und matt auf einem Ruhebett ruhend, an ihrer Seite eine hochgewachsene Frau mittleren Alters, die unsere regste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die Fremde trug ein weites Gewand von leichtem Wollenstoff, unter dem an einigen Stellen ein knapp anliegendes Kleid, aus Pferdehaaren gewebt, sichtbar ward. Der Leibgürtel bestand aus einem härenen Seil, an dem ein Rosenkranz nebst einem aus Elfenbein gearbeiteten Todtenschädel hing. Ueber dem abgeschorenen blonden Haar trug sie einen weißen Nonnenschleier. Das Gesicht war bleich und hatte Spuren einstiger Schönheit, die mehr durch körperliche Pein und Entbehrung, als vorgerückte Jahre zerstört zu sein schien. Denn man bemerkte an den Armen Brandflecken, die von aufgetröpfeltem Wachs entstanden sein mochten, und die zartgebauten Hände waren von Geißelhieben wund. Es war Frau Brigitte Brahe, jene hochberühmte schwedische Prophetin, welche ihrem Vaterlande die späterhin unter Christian II. erlebten Schreckensscenen weissagte. Getrieben von heiligem Eifer, hatte sie schon vor mehreren Jahren mit ihrem Gemahl, dem Lagman Ulf Gudmarson, eine Wallfahrt nach Compostella zu St. Jakobs Grabe unternommen. Seitdem lebte sie in Kerkermauern und peinigte, wie uns die schwedischen Chroniken sagen, ihren Leib mit sonderlichen Kasteiungen. Der Bann der Kirche, um's Jahr 1340 über den Schwedenkönig Magnus

Schmeck durch den Erzbischof von Upsala ausgesprochen, bestimmte Brigitte, ihre klösterliche Einsamkeit zu verlassen und dem verirrten Monarchen kräftig in's Gewissen zu reden. Der doppelte Mond, der um diese Zeit am Himmel sichtbar ward, das ungewöhnliche Feuerspeien des isländischen Berges Hekla, das mit entsetzlichem Unwetter verbunden war, setzte das Volk in Angst und Schrecken, und es wurden die furchtbarsten Weissagungen daraus hergeleitet. Brigitte verknüpfte die ihrigen damit und beschwor den König, auf dem betretenen Wege der Sünde umzukehren und sein Volk zu regieren in Demuth und Gottesfurcht. Aber der leichtsinnige Fürst verlachte die Prophetin und ihre Worte, und sie eilte, das Herz voll Kummer, nach Avignon, dem Papste eine Warnung zuzurufen, die ihr von oben her geworden.

Sie flehte ihn an, den Stuhl St. Peters wiederum nach Rom zu verlegen, da ihm in Frankreich ein schleuniger Tod drohe. Wie der Papst diese Mahnung achtlos überhörte, da sie ihm Ausgeburten eines kranken Weiberhirns dünkten, ist historisch bekannt. Schmerzlich bewegt durch der Menschen Blindheit kehrte Frau Brigitte in ihren Gasthof zurück, wo sie zu ihrer nicht geringen Ueberraschung unsere Pilgerin Andronica fand. Das heilige Gewand, das auf einen frommen Zweck deutete, war ihr ein wohlthuender Anblick, und sie fühlte sich gedrungen, der von der Reise Angegriffenen möglichst beizustehen. Sie nannte Andranica ihren Namen, und wenn auch dieser nie zu der Welschländerin gedrungen war, so flößten doch die frommen blauen Augen der Schwedenfrau ein Zutrauen ein, wie sie noch nie empfunden, weßhalb sie auch nicht anstand, Brigitten mit ihrem wunderbaren Lebenslaufe bekannt zu machen. „Glückliche Jungfrau,“ rief die

Seherin zu Ende der Erzählung, und legte ihre Hande segnend auf Andronica's Haupt, „Liebling des Herrn und seiner himmlischen Heerschaaren, die Dich errettet aus roher Menschengewalt, Du bist auserkoren, ihm zu dienen und darfst Dein Hoffen nicht mehr an die Erde knüpfen. Nur zu deutlich erkennt mein Auge den Willen Gottes in jenem Raube Deiner Amulette. Er verwarf den vermessenen Schwur des frechen Ungarkönigs; er wollte ihm zeigen, wie es nicht dem Sterblichen anstehe, in blinder Willkür über die Zukunft des Mitmenschen zu verfügen, und endigte das sündliche Spiel durch sein ernstes Schicksal. Jetzt bist Du frei, und keine bange Wahl wird Dir mehr bevorstehen." —

Andronica's Gefühl stimmte mit diesen Worten überein, ünd sie hob Herz und Auge zu dem empor, der ihr so wunderbar geholfen.

„Auch ich," fuhr Frau Brigitte nach einer Pause fort, „beabsichtige eine Wallfahrt nach der heiligen Stadt und sehe es als höheres Walten an, daß ich Euch hier fand. Wenn auch der Engel Schutz die Gefahren der einsamen Reise von Euch abwendet, so wird es doch Eure Andacht lebhafter anfeuern, in einer Gesellschaft gottbegeisterter Menschen die Pilgrimsfahrt zu machen. Ich gehe von hier nach Rom, weil mich mein Gelübde an das Grab St. Peters ruft. Dort werden meine Kinder und einige schwedische Priester meiner warten und mich nach Jerusalem begleiten." —

Andronica fühlte eine unangenehme Empfindung in sich aufsteigen des Aufschubs wegen und durfte doch nicht anstehen, auf den Vorschlag ihrer Beschützerin einzugehen. Sie reiste also nach einer Audienz bei dem heiligen Vater, in der ihr dieser den Segen ertheilte, mit Frau Brigitten nach Rom

zurück, wo diese, wie uns ihre Legende sagt, mit sonderlicher Ehrerbietung empfangen und von Hohen und Niedrigen wie eine Heilige verehrt ward. —

Zwar war die Königin Johanne mit ihrem Gemahl siegreich und mit großer Pracht umgeben, in Neapel eingezogen, aber die Partei der Ungarn war noch zu bedeutend, als daß das Ehepaar im ruhigen Besitz des wiedereroberten Landes hätte bleiben können. Herzog Werner, der aus den Diensten des Königs von Ungarn in die Ludwigs von Neapel getreten war, legte mit seinen furchtbaren deutschen Reitern ein schweres Gewicht in die Schale, und die Neapolitaner siegten überall. Auch das königliche Ehepaar begab sich in's Kriegsgewühl und unternahm die Belagerung Nocera's das sich nach kurzem Widerstand ergab. Nicht so das Schloß, welches unter dem Befehle des Statthalters Conrad Lugo und seiner zwei Kriegsobersten Joseph Bitiacki und Jagello Mailath stand. Nur durch die Treulosigkeit des Herzogs Werner, der mit dem Statthalter im Geheimen verbündet war, ward der König genöthigt, endlich die Belagerung des Schlosses aufzuheben. Werner's Verrath ging soweit, daß er sich in einer Nacht, da er mit einer beträchtlichen Anzahl Reiter in Corneto zur Besatzung lag, von Conrad Lugo überfallen und gefangen nehmen ließ. Er verlangte 30,000 Goldgulden zu seiner Befreiung, und da der König von Neapel ihn um einen so hohen Preis nicht loskaufen wollte, trat er mit all' seinen Deutschen wieder in des Ungarnkönigs Dienste.

Es ist in derselben Nacht, daß wir zwei junge Männer wüthend kämpfen sehen, in denen wir den deutschen Ritter Adolph und den Magnaten Joseph Bitiacki erkennen.

Ersterer, die Treulosigkeit seines Herrn nicht ahnend,

war schmerzlich durch dieselbe überrascht worden und verwarf, edel geblieben trotz seiner Umgebung, mit Abscheu dies teuflische Lügenspiel.

„Ich bin nicht Dein Freund, ewig nicht," rief er dem Magnaten entgegen, „und mag der Herzog sich feige in die Fesseln schlagen lassen, um dem neapolitanischen König ein Lösegeld abzupressen und es mit Deinem Statthalter zu theilen — ich verwerfe diese niedrige Knechtschaft und bin frei. Wie ein Chamäleon hat mein Herr die Farben gewechselt, doch jetzt dient er der guten Sache und ich bleibe, bei Tusnelda's Liebriez, für Neapel."

„Thörichter Schwätzer!" rief Bitiacki „verächtlicher Wegelagerer und Freibeuter, wie darfst Du es wagen' mit einem Magnaten Ungarns über die Forderungen der Ehre zu reden. Davon kann unter uns nicht die Rede sein und Du magst meinetwegen dem Leibhaftigen dienen. Es war etwas Anderes, was mich zu Dir führte. Ich begehre nur zu wissen, woher Du jene Amulette hast, die Du am eisernen Kettlein um den Hals trägst. Für einen Krieger geziemt sich solch' geistlicher Tand nicht und Du machst Dich verächtlich damit. Bekenne, fuhr der Ungar, sein Schwert aus der Scheide ziehend fort, „bekenne im Augenblick, wo Du Kruzifix und Muttergottesbild geraubt!"

„Davon werde ich Euch am jüngsten Tage Rechenschaft ablegen, denn einer von uns bleibt auf dem Wahlplatz!" rief Adolph mit hell auflodernden Zornesflammen, und sein blitzendes Schwert funkelte im Mondstrahl.

Lange dauerte der Kampf, denn was der Magnat an Kraft voraus hatte, wog der Ritter durch größere Geschicklichkeit auf. Doch endlich ermattete der Arm, und der Ungar

führte den Todesstreich. Er sank blutend zur Erde und griff im Fallen nach der Amulette, die er kramphaft umklammerte.

Aber mit spöttischen Mienen entwand sie Bitiacki der kalten Hand, durchschnitt mit seinem blutbefleckten Schwerte die eisernen Kettlein und rief dann mit furchtbarem Hohngelächter:

„Und wenn die Pilgerin mit den guten Geistern im Bunde steht, so will ich der Pilger sein, und mir mit Satanas Hülfe den Preis erkämpfen. Liebe ist's nicht mehr, die ihn mir so reizend erscheinen läßt. Es ist Trotz, der mich zu blinder Wuth aufstachelt, Trotz gegen das Schicksal," setzte er mit donnernder Stimme hinzu, „das sich gegen mich empört."

Da zuckte plötzlich greller Blitzesschein um den Gotteslästerer und schmetternder Donner übertäubte die sündhaftfrechen Worte. Getroffen von den Wettern des Herrn sank er leblos zur Erde; die Amulette rollte neben ihm in den Sand.

Jagello, der über Josephs Ausbleiben unruhig ward, ging hinaus, ihn zu suchen. Wie erstaunte er, den Waffengefährten bleich und todt neben Udolphs Leichnam zu finden, wie erstaunte er noch mehr, als ihm Kruzifix und Muttergottesbild, die königlichen Pfänder, die er in Andronica's Händen wähnte, vom zuckenden Blitzesschein erleuchtet, entgegensahen.

Nicht vermochte er, das seltsame Spiel des Zufalls zu enträthseln, aber deutlich war er sich bewußt, was ihm zu thun obliege.

„Der Streit ist durch Gottes Hand geschlichtet," rief er wehmüthig, und hob die blutbefleckte Amulette zu sich auf. „Mein Mitkämpfer liegt kalt und gefühllos vor mir, aber

anstatt die Geliebte dadurch als die Meinige zu betrachten, richtet dies eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns auf. Nein," fuhr er fort und ergriff des Todten starre Hand, „nicht rauben will ich Dir die, die unsere Knabenfehden zu ernstem Männerstreit steigerte, die zum Versöhnungs-Engel berufen, dennoch den Haß unserer Herzen nur glühender entflammte. Und ihr, heilige Erinnerungszeichen!" setzte er nach kurzem Schweigen hinzu, „ruht still an meinem Herzen, bis er, der euch zu irdischen Zwecken bestimmte, euch Ruhe finden läßt an geweihter Freistatt."

* * *

Die Königin Johanne hatte ihren zweiten Gemahl verloren und sich zum dritten Mal mit Jakob von Arragnon, Infanten von Majorca vermählt. Sie zog ihn dem Königssohne Frankreichs, dem Herzog von Tours, vor, welches Eheband Papst Urban V., wenn auch umsonst, zu knüpfen versuchte. Johanne nämlich wollte, ihrer Herrschsucht zu Folge, lieber einen Gemahl, der ihr gehorchte, als befehle, und sie glaubte in dem Infanten von Majorca die Anlagen zu ersterem zu finden.

Er schien sanft, ohne Herrschbegier, war verliebt und, was das schwerste Gewicht in seine Schale legte, schön und voll ritterlicher Talente. Die veränderliche Königin glaubte in ihm das höchste Glück des Lebens gefunden zu haben und wähnte sich im ersten Jahre ihrer Ehe in den Himmel versetzt. Doch fiel sie nur zu unsanft auf die Erde zurück. Jakob von Arragnon wechselte die Farben, und aus dem hingebenden Sclaven ward ein Gebieter.

Daß er es nicht auch für Neapel sein konnte, quälte ihn

Tag und Nacht, und der Titel eines Herzogs von Calabrien, den Johanne ihm bei ihrer Vermählung zugestanden, wollte ihm nicht genügen. Daß indeß mit gewaltsamen Mitteln nicht zum Zweck zu kommen sei, war dem Herzog gewiß, und die Erdrosselung des Andreas von Ungarn konnte die Eheherren Johannens Vorsicht lehren. Er ging daher nach Spanien, um die Königin durch seine Abwesenheit zu dem zu zwingen, was sie dem Anwesenden versagte. Doch gelang ihm seine Absicht schlecht. Er ward in dem spanischen Kriege gefangen, und wenn seine Gemahlin ihn auch mit 60,000 Dukaten loskaufte, so hielt sie ihn doch sechs Monate gefangen, um ihm, wie bie bononiensische Chronik sagt, die Lust, König zu sein, aus dem Sinne zu bringen.

Die erste Nachricht von des Infanten Abreise nach Spanien wirkte niederschlagend auf Johannen ein, und sie ging, um ihren Kummer in Einsamkeit zu begrabeu, auf ihr Lustschloß Tellagona an der Meeresküste, das nach Art der alten römischen Villen auf's prachtvollste gebaut und mit allen Arten der Bequemlichkeit versehen war. Sie nahm nur ein kleines Gefolge mit, und es that ihr wohl, fern vom Geräusche der Stadt in der Stille zu leben.

Wir sehen sie an einem mondhellen Abende in der Säulenhalle des Lustschlosses, trüb hinausstarrend in die wogende Meeresfluth.

Es war ihr an diesem Abend ungewöhnlich bange um's Herz; sie konnte sich diese Stimmung kaum erklären. Was sie aber sonst mit bunten Hüllen zu verdecken verstand; trat jetzt mit schrecklichster Wahrheit vor sie hin. Die Gräber thaten sich auf; sie sah Andreas von Ungarn und Karl von Durazzo's bleiche Gestalten Rache fordernd, vor sich stehen,

sie sah Jakob von Arragnon, durch ihre Herrschaft über's Meer getrieben, fremde Dienste und Heimath suchen.

Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrem gepreßten Herzen, es ward ihr schauerlich die Einsamkeit, und sie hatte eben Blonda, das eine Hoffräulein zu sich gerufen, als ihr Auge auf eine nicht unbeträchtliche Galeere fiel, die von den silbernen Wellen an's Ufer getrieben ward und hier ankerte. In einen Nachen sprangen einige Männer und steuerten mit großer Hast der Küste zu.

Johanne, deren schnell wechselnde Gemüthsstimmung alle schauerlichen Bilder fahren ließ, um gespannte Erwartung in sich aufzunehmen, trat mit Blonda auf einen nahen Vorsprung des Ufers, um die Landenden genauer zu beobachten. Die Ruderknechte blieben in der Barke, während ein schlanker, schöner Mann in sächsischer Ritterkleidung, mit hellblonden Locken, die üppig unter dem schwarzen Federbarett hervorströmten, sich eilig näherte und einige Augenblicke stumm vor der Königin stehen blieb.

Hocherröthend senkte sie den Blick vor des Fremden düsterblauen Augen, die sie so wunderbar bedeutend anschauten und in ihrer Tiefe Geheimnisse zu bergen schienen die der Süden nicht kennt.

„Schöne Fremde," sprach der Unbekannte mit wohlklingender Stimme, könnt Ihr mir nicht sagen, ob die Königin von Neapel wohl zu einem Liebesdienst aufgelegt sein möchte?"

„Dafür kann ich Euch bürgen, schöner Fremder," erwiderte Johanne mit jenem bezaubernden Lächeln, das ihr eigen, „die Liebe ist ihr Element; sie bewegt sich darin wie der Fisch in der Fluth. Aber was würdet Ihr von unserer Monarchin verlangen; es könnte auch über ihre Kräfte gehen?"

„Jene Galeere,“ hub der Ritter wieder an, „kommt aus Joppe und trägt edle Kreuzfahrer, die am Grabe des Welterlösers ihr Gemüth erbauten. Auch Frau Brigitte Brahe, die hohe Schwedenfrau, die durch ihre Mirakel und sonderlichen Sehergaben die Welt in Erstaunen setzt, ist unter ihnen nebst ihrem Gefolge. Ich, ihr jüngerer Sohn, und leider im Vergleich mit meinem frommen Bruder Birger, der am heiligen Grabe zum Ritter geschlagen ward, stets das Weltkind genannt, komme hierher die Hülfe der Königin von Neapel für meine kranke Mutter zu erbitten. Einige Neapolitaner, die mit uns an Bord sind, meinten, es wäre in Tellagona wohl irgend ein lebendiges Wesen zu finden, dem ich mein Anliegen kund thun könnte. Schon in Joppe erkrankte Frau Brigitte; ihr Beichtvater, der gelehrte Prior von Alvastro, der neben anderen Wissenschaften auch die Arzneikunde studirte, verordnete der Kranken insbesondere Ruhe und Pflege.“ —

„Sie wird sie finden am Hofe der Königin, darauf verlaßt Euch,“ erwiderte Johanne, und bezwang die Blicke nicht, die sich in Liebesgluth auf den schönen Nordjüngling richteten. „Meine Gebieterin ist zur Stunde in Neapel, doch ich werde Vorkehrungen treffen, daß die Ankunft der hochberühmten Frau Brigitte ihr gemeldet werde. Laßt inzwischen nur die Kranke nebst ihrem Gefolge ausschiffen, es wird Alles zum Empfang bereit sein.“ —

Wir sehen jene Gestalt, die uns schon im Gasthofe zu Avignon begegnet, in derselben Kleidung, die sie damals trug, nur am Rosenkranz statt des Todtenschädels mehrere Reliquien tragend, gebückt zwischen ihren zwei stattlichen Söhnen, Karl und Birger, die Straße, welche zum Schloß führte, hinansteigen. —

Ihr folgte die Tochter, Catharina, in Mitten der beiden Priester Pehr Oloffson, Prior von Alvastro und Peter Mänson, einem Cisterciensermönch.

Darauf kamen zwei Bediente, die Gepäck trugen. Alle, bis auf den Ritter Karl Ulffson, waren in Pilgertracht und hatten sonderliche ernste Mienen, doch sein Auge glühte in Liebesstrahlen, und er lebte nur in dem Andenken jenes zauberischen Wesens, das ihm am Meeresufer begegnete.

Immer glaubte er es im Schlosse erscheinen zu sehen, bei jedem Oeffnen der Thür wendete er das Haupt in Erwartung der Holdseligen, doch ach! sie kam nicht, und fremde Gesichter begegneten ihm überall. —

Frau Brigitte war indeß in die prachtvollen Gemächer geführt worden, um hier ihren Wohnplatz aufzuschlagen. Doch verwarf sie mit frommem Märtyrereifer allen Ueberfluß, ließ die kostbaren Geräthe forttragen und ihr Betpult, den Binsenstuhl und den kleinen, unbehobelten Tisch an die Stelle setzen. Auch die schwellenden Seitenpolster wurden vom Ruhebett genommen und mit leichten Teppichen vertauscht; das kranke Haupt zu betten, behielt sie auf dringendes Anrathen des Priors von Alvastro nur eins und vertauschte auch den bitteren Trank, den sie, wie die Legende uns sagt, täglich trank, mit stärkenden Brühen und angemessener Arznei.

Schon am anderen Tage fühlte sich Frau Brigitte gestärkter und im Stande, die Königin zu empfangen, die, umschimmert von dem Glanze ihrer Geburt, ein Steindiadem in den schwarzen Locken, zu der Märtyrerin eintrat. Sie neigte ein Knie vor Frau Brigitte und berührte ihre welke Hand mit den frischen Lippen. Da rissen Liebe, Ueberraschung und angeborene Kühnheit den Ritter Karl von Ulffson hin, die

Gekrönte in seine Arme zu schließen und diesen Mund, der sich so demüthig auf der Mutter Hand geneigt, mit seinen Lippen zu berühren. Alles ward von starrem Schrecken gefesselt, nur die Königin nicht. Ihr gefiel dieser überraschende Sturm, und sie sah dem Stürmer holdselig in's kühn blitzende Auge. Frau Brigitte aber schlug ein dreimaliges Kreuz und wandte Blicke und Hände flehend nach oben.

Karl Ulfsson war in Schweden vermählt und der Königin Wankelsinn zu bekannt, als daß der Gedanke einer Verbindung zwischen ihnen Frau Brigitten nicht mit Entsetzen hätte erfüllen sollen.

Dennoch kam es, wie die Geschichtsschreiber uns sagen, wirklich so weit, daß die Königin sich von ihrem Gemahl trennen und den schwedischen Ritter ehelichen wollte. Aber die Legende berichtet, daß Frau Brigitte, voll Abscheu vor diesem sündhaften Bündniß, sich in die Schloßkapelle Tellagona's begab und vor dem Altar den Höchsten anflehte, sie lieber ihres Sohnes zu berauben, als sein unsterbliches Theil den unterirdischen Mächten anheim fallen zu lassen. Die Hochgebenedeite sah nach dieser Bitte wehmüthig auf sie herab, als wollte sie sagen: „Arme Mutter, auch durch Deine Seele wird ein Schwert gehen."

Am dritten Tage schon lag der blühende Ritter Karl, ein starres Todtenbild, auf der Bahre. Die Königin hüllte sich in tiefe Trauerkleider, ließ ihm ein prächtiges Leichenbegängniß ausrichten und folgte seiner Hülle zu dem in aller Eile ausgeführten Monument, unter dem sie ruhen sollte. Dann nahm Frau Brigitte Abschied von dem Hofe Neapels und begab sich in's St. Laurenziuskloster zu Rom, wo sie nach wenigen Wochen starb.

König Ludwig von Ungarn saß einsam in seinem Gemache, als ein Edelknabe einen Priester meldete, der, aus Welschland kommend, ihn zu sprechen begehre. Der Name Welschland weckte unangenehme Erinnerungen in ihm, und ziemlich mißgelaunt gab er den Befehl, den Wartenden zu ihm zu führen. Ludwig schritt währenddem heftig auf und ab; in seiner Brust wogte es stürmisch, es war ihm, als würde dieser Pilger etwas Außerordentliches bringen. Nach kurzer Weile stand Fra Bernardo's ehrwürdige Gestalt vor ihm. Aus seinem weiten Dominicanergewande langte er schweigend ein silbernes Kruzifix und ein auf Glas gemaltes Bild der heiligen Jungfrau heraus nnd legte es auf den Tisch hin.

„Was ist das?“ rief der König überrascht, „wo sind sie, die mit dieser Amulette in Verbindung stehen?“

„Ihr meint die beiden Magnaten, Jagello Mailath und Joseph Bitiacki, und die edle Signorella Andronica Manfredi?“ fragte der Priester. „Sie sind alle dort, wo kein Pfänderspiel mehr gilt. Gott der Allmächtige hat den von Euch geschürzten Knoten gelöst, König! Den edlen Jagello fand ich sterbend auf dem Schlachtfelde von Asti, wohin ich mit mehreren meiner Brüder gepilgert, um den Verwundeten Hülfe zu leisten. Er starb, seinem Könige treu, den Heldentod, und händigte mir die Amulette und jenes Pergamentblatt ein, das Euch den Tod seines Nebenbuhlers meldet, und wie er die Pfänder Eures Wortes in seinen Händen fand, der sie höchst wahrscheinlich einem von den deutschen Rittern aus Herzog Werner's Rotte abgekämpft hat.“

„Und Andronica?“ fragte der König mit finsteren Blicken.

„Sie starb, nach Lösung ihres Gelübdes in Jerusalem,

und ihr Leib ruht neben Durazzo's Herzen auf dem Hügel Golgatha!" entgegnete Fra Bernardo mit Nachdruck. „Frau Brigitte, die hochberühmte schwedische Prophetin, deren Nähe wir uns in unserem Kloster erfreuten, machte mit Andronica die Pilgrimsfahrt, und sie starb in ihren Armen. Durch sie läßt die Signora Euch wissen, daß nicht Treulosigkeit, sondern Gewalt sie von den Pfändern trennte und somit ihr Wort brechen ließ."

„Es ist genug," rief der König, „ich erkenne Gottes Walten in diesem Schicksalsspiel. Tragt die Amulette in den Reliquienkasten Eures Klosters, hochwürdiger Vater! Dort mögen sie würdiger ruhen, als in meinem Schrein. Laßt auch alljährlich am Sterbetage meines Bruders eine Messe für Andronica's Seelenruhe ablesen, sie hat es an Uns verdient."

Fra Bernardo that, wie der König ihm geboten und noch im fünfzehnten Jahrhundert wurden Kruzifix und Muttergottesbild im Dominicanerkloster zu Aversa den Gläubigen vorgezeigt, hängend an jenen eisernen Kettlein, die Joseph Vitiacki's blutbeflecktes Schwert durchhauen.

— Ende. —

Ein Lettre de cachet.

Novellette von Zoë von Reuß.

Es war im Anfang des Julimonats des Jahres 1789.

Goldig lagerte die Sonne über den Zinnen des Schlosses St. Raynold, das aus Heinrich IV. Zeiten stammte, und noch heute die Einrichtung seines Erbauers trug. Die Seitenwände zierten gewaltige Mauerzacken, die gleich Drachenzähnen in den tiefblauen Aether hinausstarrten, und die Hauptfaçade war durch vier runde Thürme vervollständigt, die dem Schlosse ein burgähnliches Aussehen verliehen. Der westliche Thurm, durch dessen Fensteröffnungen das Auge sich bis zu den Krümmungen der Loire verlor, war von der jungen Schloßfrau zu ihrem Wohngemache eingerichtet worden. Selbst das Kinderzimmer hatte sie nach diesem Flügel des Schlosses verlegt — dicht neben ihrem Boudoir lag der Raum, in dem die Wiege ihres Knaben stand. Denn die Baronin Charannes wollte sich keinen Augenblick von ihrem Kinde trennen, das ihr ganzes Erdenglück ausmachte.

Margot von Charannes war nicht Wittwe, das Geschick

lastete noch schwerer auf ihr! Die bestimmte Todesnachricht ihres Gatten würde ihr zwar heiße Schmerzen bereitet haben, aber die traurigste Gewißheit wäre dennoch eine Erlösung geblieben von der Seelenqual, die sie jetzt empfinden mußte. Kurze Zeit vor der Geburt des kleinen Gaston war Baron Charannes in Familienangelegenheiten nach Paris gereist und dort spurlos verschwunden. Die wiedergenesene Gattin hatte unaufhörliche Nachforschungen angestellt — umsonst! Nur daß dem Verschwinden des Barons ein Ehrenhandel mit einem Hofkavalier vorausgegangen war, wurde festgestellt.

Die Baronin saß auf einem Tabouret, neben der Wiege ihres schlafenden Knaben. Die „Gazette de France", in welcher sie gelesen, war auf den Teppich niedergeglitten, aber die Neuigkeiten, die sie gebracht, beschäftigten die Gedanken der Baronin um so lebhafter. Jedes neue Blatt enthielt jetzt der betrübenden Nachrichten genug. Der König hatte sich genöthigt gesehen, dem Rathe seines Finanzministers Necker aus Genf zu folgen und die Reichsstände des Königreichs zu berufen, die seit 1614 nicht versammelt gewesen waren. Seit dem ersten Mai tagten sie zu Versailles. Aber die schwebenden politischen Fragen waren bis jetzt nicht erledigt worden, ebensowenig hatte man der Finanznoth zu steuern vermocht — der Ausbruch des Kampfes nahte.

Die junge Baronin gedachte ihrer Verlassenheit. Als Erbtochter der von St. Raynold hatte sie ihren Gatten vor drei Jahren geheirathet, bald darauf nachdem sie aus dem Kloster zum sacré coeur getreten war. Der Vicomte, ihr Vater, war unmittelbar nach ihrer Hochzeit gestorben. Wie sollte sich die unerfahrene Frau in den Verhältnissen zurecht finden, die sich täglich mehr verwirrten? „O, mein Gatte

— wo bist du?“ seufzte sie von Neuem und sah auf den Ring an ihrem Finger nieder. Da trat Pierre ein und meldete einen Gast. Es war der Milchbruder Margots, dem ihr Vater, der Vicomte, die ungewöhnlichen Talente des Knaben scharfsinnig erkennend, eine gelehrte Bildung hatte geben lassen. Noch jetzt befand er sich auf der école de médicine zu Paris. Charles Bernard war kürzlich aus Paris gekommen, um seine Mutter zu besuchen, die in einem zum Schlosse St. Raynold gehörigen Parkhäuschen wohnte. Jetzt kam er, um auch die Milchschwester zu begrüßen. Man hatte einander lange nicht gesehen, nur ein einziges Mal seit Margot das Kloster verlassen hatte.

„O, Margot, meine süße Schwester, pardon, Mademoiselle, nein, Madame!“ sagte der junge Mann erregt und in einiger Verwirrung, indem er der Baronin die Hand küßte, mit demselben Anstande, welchen er einst als Knabe bei Gelegenheit der Gartenfeste, die der Vicomte seinen Gästen gab, von seinem Versteck aus beobachtet hatte. Kein Marquis könnte seiner Marquise anmuthiger die Hand geküßt haben!

„Sie kommen aus Paris, Charles?“ frug die Baronin erröthend und mit voller natürlicher Bewunderung der vortheilhaften äußeren Veränderung, die mit dem Jugendgespielen vorgegangen war. Noch zierten ihn die vollen dunklen Locken, die sie einst als Psillis mit manchem bunten Blumenkranz geschmückt hatte, aber er war zum Manne geworden, dem man ansah, daß er sein Schicksal selbst in die Hand genommen hatte. Der Vicomte, ihr Vater, der einst bei den Encyclopädisten in die Schule gegangen war und mit Rousseau und Voltaire in Briefwechsel gestanden, hätte sich freuen müssen, als Philosoph und Menschenfreund, über das Resultat. —

Die Probe, die er mit diesem Kinde aus dem Volke gemacht, war vollkommen geglückt. Freilich fand die Baronin im Verlauf der Unterredung die politischen Ansichten des Milchbruders keineswegs nach ihrem Geschmack. Er hatte in Paris den bureaux d'esprit, aus denen später der Jakobinerklub herauswuchs, angehört. Anfangs hatte man sich nur mit philosophischen und schönwissenschaftlichen Gegenständen beschäftigt, jetzt waren es nur politische Tagesfragen, die man in der Bibliothek des ehemaligen Jakobinerklosters in der rue St. Honoré erörterte. Auch hatte man gleich nach Beendigung des nordamerikanischen Freiheitskrieges angefangen, sich der republikanischen Staatsform zuzuneigen. Sie folgte seinen schwärmerisch vorgetragenen Ansichten mit Interesse, aber auch mit verachtendem Kopfschütteln. Um so mehr erfreute sie seine Theilnahme für ihr persönliches Unglück. Weinend zeigte sie ihm ihren Knaben, als das letzte, was ihr von ihrem kurzen Eheglück geblieben war. Und als er nach kurzer, rasch verflogener Stunde ging, reichte sie ihm die schöne, weiße Hand, die aus dem Hauskleide von feinen gelblichen Valenciennerspitzen förmlich hervorleuchtete und bat ihn, bald, recht bald wiederzukommen. Die Erinnerung an eine schöne, ungetrübte Jugend blieb ein so holdes, süßes Glück in der Leere und Oede der Gegenwart . . .

Und Charles Bernard kam wieder, morgen schon, täglich. Er hatte Margot von St. Raynold, seit er denken konnte, geliebt. Sie war ihm die Verkörperung alles Schönen gewesen, der Stern, zu dem er aufschaute. Und als er heranwachsend und sich schnell entwickelnd, das Bewußtsein und die Kraft in sich fühlte, dereinst im Reiche des Geistes etwas leisten zu können, und die Gegenwart überraschend schnell mit den alten Einrichtungen und Standesunterschieden brechen

sah, war es da nicht natürlich, daß ihm auch der Muth kam, die Geliebte einst zu besitzen? Sie pflegte sich aus den weiten, einsamen Räumen des Schlosses nach dem grünen Parkhäuschen zu flüchten, um mit der alten Amme, die ihrerseits noch immer das Kind in ihr sah, über Charles zu plaudern. Das alles war erst anders geworden, als der Vicomte der Tochter den bestimmten Gatten zugeführt hatte. Mit der sanften Fügsamkeit, die ihr angeboren, und die die Klostererziehung noch mehr entwickelt, hatte sie sich dem Willen des Vaters gefügt und die getroffene Wahl nicht bereut. Sein unerklärliches Verschwinden war der erste heiße Schmerz, den Gaston von Charannes seiner angebeteten Gattin bereitet hatte.

Es war ein heißer Hochsommertag gewesen. Wie ein Feuerball hatte die Sonne tagsüber am Firmamente gestanden; als sie hinabsank, erschien das Himmelsgewölbe wie eine glühende, feurige Kugel. Die Baronin ging mit dem Milchbruder in der Abendkühle spazieren.

„Hier auf diesem Platz spielten wir einst Federball — wissen Sie noch, wie Ihr Federball dem steinernen Tritonen persönlich auf die Nase fiel, und ich ihn herunterholen mußte, theuerste Margot? Dort am Bache befindet sich immer noch die alte Schaukel, die ich durch herabgebogene, unten verbundene Weidenzweige für uns fertigen durfte. Wir saßen darinnen beisammen, glücklich wie zwei Vögel im Neste! Hier in dieser Laube lasen wir zusammen Paul und Virginie!“

Die Baronin bewunderte das treue Gedächtniß ihres Jugendfreundes und erröthete leicht, indem sie das schöne, feine Haupt in schweigender Zustimmung neigte.

„Darf ich Sie noch einmal auf den See rudern, liebe Margot? Schon morgen muß ich nach Paris zurück!“

„Lassen Sie, Charles, es ist kühl, empfindlich kühl nach der sengenden Hitze des Tages. Ich möchte in's Schloß zurückkehren!“ sagte die Baronin ausweichend. Dann setzte sie ernst hinzu: „Ihr Versprechen, nach Baron von Charannes zu forschen und nichts unversucht zu lassen, um ihn zu ermitteln — ich weiß, Sie werden es erfüllen!“

Ueber das schöne Antlitz des Milchbruders glitt ein tiefer, finsterer Schatten und verwandelte es unvortheilhaft. Dennoch sagte er mit fester, sicherer Stimme: „Ja, ich werde es erfüllen!“

„Glauben Sie, daß, daß — er todt ist?“ forschte die Baronin.

„Todt? — Ich weiß nicht — aber es ist möglich!“

2.

Der junge Arzt war wenig länger als eine Woche von Paris entfernt gewesen, dennoch fand er die Physiognomie der Hauptstadt gänzlich verändert. Die zu Versailles tagenden Reichsstände waren durch König Ludwig XVI. aufgelöst worden; während die beiden ersten Stände, Adel und Geistlichkeit, dem Befehl nachgekommen, war jedoch der dritte Stand, das Bürgerthum, auf seinen Plätzen verblieben und hatte sich als Nationalversammlung aufgethan. Das Volk aber erklärte, dieselbe schützen zu wollen, ebenso wie seinen Liebling Necker, der sich durch die Zusammenberufung der Reichsstände bei der Hofpartei gründlich verhaßt gemacht hatte und Paris verlassen sollte. Die Stadt schien ein Pulverfaß, das ein Funken entzünden konnte.

Am Morgen des vierzehnten Juli schien die Spannung ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Von innerer Unruhe ge-

trieben, verließ auch Charles Bernard frühzeitig sein Dachstübchen im lateinischen Viertel, und ließ sich von dem fluthenden Menschenstrome weitertragen. Auf dem ersten freien Platze angelangt, blieb er mit den Andern vor einer eben angehefteten Bekanntmachung des Advokaten Camille Desmoulins stehen, der von Anfang an in der Nationalversammlung sich durch phrasenhafte Beredtsamkeit hervorgethan hatte. Der Anschlag lautete:

„Bürger von Paris!

Der Liebling des französischen Volkes, Necker, ist schändlich entfernt worden. Wer von Euch weiß, wo er sich befindet? Er soll Paris verlassen haben, sagt man, wer aber hat es gesehen? Es ist Grund anzunehmen, daß man Eure Wachsamkeit getäuscht hat!

Ist es nicht wahrscheinlich, daß er sich gleichfalls in der Bastille befindet, dieser Zwingburg mit hundertjähriger Knechtschaft und empörender Tyrannei?

Bürger von Paris: Freiheit oder Tod!“

„Freiheit oder Tod!“ wiederholte das Echo aus den Reihen des umstehenden, aufgeregten Volkes, zum brausenden Donner anschwellend. „Ja, Freiheit oder Tod!“ klang es wüthend und jauchzend und triumphirend im Kreise. Man umarmt einander und ballt die Fäuste, die Frauen lachen und schluchzen laut. Und weiter geht der Menschenstrom, fast unbewußt sammeln sich die Schaaren auf dem Bastillenplatz, der durch den Anschlag Camille Desmoulins nunmehr zum bestimmten Zielpunkt der Bewegung geworden ist.

Auch Charles Bernard folgte den Vorandrängenden, gleichfalls drängend und gedrängt. Auch er war ein Freund Neckers, dessen Patriotismus und Talenten er immer Be-

wunderung gezollt hatte. Der Anschlag Camille Desmoulins traf auch ihn ins Herz. Während die Sturmglocken zu läuten begannen, wurden jetzt überall Waffen aus den geplünderten Zeughäusern vertheilt. Einem halbwüchsigen, zerlumpten Knaben das geplünderte Spielzeug entreißend, stürmte er mit der erbeuteten Waffe vorwärts, gleichfalls dem Bastillenplatz zu.

„Freiheit oder Tod!“ braust es auch dort. Dazu knallen jetzt die ersten Flintenschüsse, und bald knallt und knattert es in der Runde.

Daß sie die mächtigen altersgrauen Mauern der Feste nicht erschüttern können, ist sicher. Dennoch winkt dem Pöbel bald der Sieg. Der Muth der aus zweiunddreißig Schweizern und zweiundneunzig Invaliden bestehenden Besatzung ist durch den energischen, unvorhergesehenen Angriff schnell erschüttert. Auch der Kommandant Delaunay fühlt sich dem Sturme nicht gewachsen. Bei der neuerdings oft bewiesenen Unzuverlässigkeit der Pariser Truppen durfte er nicht auf Entsatz der Feste rechnen, dazu war dieselbe schlecht verproviantirt. Das sind die Gründe, die ihn zur Kapitulation bestimmen. Nachdem der Kampf bis fünf Uhr nachmittag gewüthet, erfolgt die Uebergabe des Kastells, gegen die bestimmte Zusicherung, daß der Besatzung kein Leid geschehen solle.

Schwer und knarrend öffnen sich die Thore — siegestrunken dringt der bewaffnete Pariser Pöbel ein, dann folgen Menschenmassen aus allen Ständen, selbst Weiber sind darunter, die durch die neumodige, antike Tracht ihren Patriotismus und ihre Reize zugleich zur Schau tragen. Auch Charles Bernard folgt dem Strom und betritt den Festungshof.

Plötzlich brechen neue Flintenschüsse aus den Reihen der Angreifenden — schnell und treulos ist das Versprechen des

Sieges vergessen. Man schießt auf's neue auf die Schweizer, die sich in den innern Festungshof, den jetzt auch die freigewordenen Gefangenen des Kastells füllen, zurückgezogen haben.

Ein Mann aus dem Pariser Pöbel, in zerlumpter Kleidung und von abstoßendem Gesichtsausdruck, erhebt jetzt neben Charles Bernard die Schußwaffe und zielt auf einen jungen Schweizer, der seinen Posten neben der großen Eingangspforte der Festung noch nicht verlassen hat.

„Elender! Feigling!“ herrschte der junge Arzt ihn an und versuchte die Waffe niederzuschlagen — umsonst!

„Was thut's?“ hohnlacht der Mann zurück. „Wir wollen ordentlich Jagd halten zu Paris — wie die großen Herren auf ihren Schlössern.“

Aber der Schütze trifft schlecht. Anstatt des Schweizers stürzt der Gefangene, der neben ihm steht, und nach vielleicht jahrelanger Gefangenschaft zum erstenmale wieder an's Licht der Sonne tritt. Mit einem Schrei des Entsetzens bricht sich Charles Bernard zu dem Verwundeten Bahn. Und während draußen im Festungshofe noch einmal der erbittertste Kampf sich entwickelt, und die Invaliden, welche die Thore eröffnet haben, nachträglich massakrirt werden, gelingt es dem jungen Arzte, dem schwerverwundeten Gefangenen die erste Hilfe zu leisten.

3.

Die ersten Sonnenstrahlen des fünfzehnten Juli 1789 beleuchteten ein Bild grauenvollster Verwüstung. Der erste Blitzstrahl des großen Völkergewitters, welches jahrelang drohend und unheilverkündend am Himmel gestanden, hatte eingeschlagen, gezündet und vernichtet! Auch das bescheidene, friedliche Dach-

stübchen im lateinischen Viertel, welches Charles Bernard bewohnte, und das die Stätte seines eifrigen Fleißes geworden war, trug die blutigen Spuren des gestern plötzlich hereingebrochenen Kampfes.

Charles Bernard hatte den verwundeten Gefangenen, der ein Opfer der Treulosigkeit geworden war, auf einer Tragbahre in sein Haus schaffen lassen; denn auf eine anderweitige, regelrechte Pflege war bei den augenblicklichen Verhältnissen nicht zu rechnen. Die Kugel, welche in die linke Schulter gedrungen, war noch gestern Abend von dem jungen Arzt entfernt worden, und damit die erste, unmittelbare Gefahr beseitigt. Aber der Blutverlust des Verwundeten war sehr groß gewesen, lange Ohnmachten waren wiederholt eingetreten, auch jetzt lag der Verwundete wieder in einem Zustand ohnmachtähnlicher Schwäche. Die Sonnenstrahlen umspielten das bleiche Antlitz des Kranken und färbten es mit trügerischem Roth. Erst jetzt nahm der junge Arzt die Schönheit des Angesichts vollkommen wahr. Wer war es? Einerlei! . . . . Aber daß der Verwundete vornehmer Geburt, ist ihm nicht zweifelhaft, das edelgeschnittene Gesicht, der schlanke Bau des Körpers, die Feinheit der Hände verrathen den Franzosen von edler Abkunft. Selbst wenn die Krankheit ohne Zwischenfall verläuft, werden vielleicht Tage vergehen, ehe der Verwundete im Stande sein wird, Auskunft über seine Person zu geben. Aber dort auf dem Tische lagen verschiedene Gegenstände, die der Gefangene bei sich getragen hatte: ein Portefeuille, ein Kästchen oder Etui und eine elegante, grünseidene Börse, gefüllt mit einem Dutzend Goldstücken. Diese Gegenstände würden wahrscheinlich Auskunft geben können über die Person des jungen Mannes und es

Charles ermöglichen, dessen Verwandte zu benachrichtigen. Unwillkürlich greift Charles Bernard zuerst nach dem Kästchen, das auf dem Portefeuille stand, und drückt auf die Feder. Es springt auf und zeigt das Miniaturbild — Margots, der angebeteten Milchschwester .... Der junge Arzt taumelt förmlich zurück, wie Schuppen fällt es von seinen Augen. Der Verwundete dort ist Baron von Charannes, der Gatte seiner Jugendgeliebten. Der Schlag traf tief ins Herz. Der einzige Mann, den er haßte, dessen Tod sein Lebensglück machen würde — ihn hat er gerettet! Denn daß Margot von St. Raynold ihn lieben könne, wenn sie den Gatten todt wüßte, ist ihm nicht zweifelhaft. Die einfachen, ländlichen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war, hatten sie ein wenig schwärmerisch gemacht. Er war immer der erste gewesen in ihrem Herzen, bis dieser zweite gekommen war und ihn verdrängt hatte. Und was Geburt und Reichthum betrafen, die ihn von der Geliebten trennten — nun die Kraft in seiner Brust und die Verhältnisse draußen würden sie besiegen. Aber da war der trennende Schatten, der plötzlich Gestalt gewonnen — konnte dieser Schatten nicht Schatten bleiben? Was hinderte ihn, die Wunden aufzureißen, die er verbunden hatte? Wenn das warme Blut über seine Hände sickerte, floß das Blut seines Nebenbuhlers dahin .... Aber vielleicht ist der Zusammenhang doch ein anderer, überlegte er wieder. Ein Bild kann in jedermanns Hände gelangen.

Er griff zum Portefeuille, es mußte sicheren Aufschluß geben. Es enthielt Notizen, Briefe — von Margot war keiner darunter.

Er blättert weiter und findet ein zusammengefaltetes Aktenstück. Das Papier auseinanderschlagend, erkannte er

darin einen Verhaftsbefehl, der gegen die Person des Barrn von Charannes aus St. Raynold erlassen war. Es ist kein Zweifel, daß er ein Exemplar jener gefürchteten und verhaßten lettres de cachet in seiner Hand hält, die der Gerechtigkeit Hohn sprechend und der Willkür Vorschub leistend, unendlichen Kummer über Frankreich gebracht haben. Der Verwundete war also unzweifelhaft Margots Gatte und der lettre de cachet war der Verhaftsbefehl, der den Baron in die Bastille gebracht hatte, vermutlich aus Veranlassung des Ehrenhandels, in den er verwickelt gewesen war. Mit Recht bildeten die lettres de cachet einen Angriffspunkt der royalistischen Partei. Sie ergingen im Namen des Königs, aber die Namen der Betreffenden pflegten die Minister auszufüllen, der gegenwärtige war vom Grafen Maurepas, dem allmächtigen Minister Ludwigs XVI., erlassen.

Nein, er braucht keinen Mord zu begehen, um die Geliebte zu besitzen. Das Papier macht es ihm leichter!

Noch gilt das königliche Gesetz im Lande. Was ist einfacher, als den Verwundeten wieder auszuliefern? Es gab Fälle genug, wo die Eingekerkerten jahrzehnte lang im Gefängniß gesessen hatten, oder gänzlich vergessen worden waren, denn die lettres de cachet lauteten auf unbestimmte Zeit. Weder Justiz noch Polizei nahmen Notiz davon. Der ausgelieferte Gefangene der Bastille würde schleunigst anderswo untergebracht werden, wahrscheinlich außerhalb Paris, und im Drang der Zeit und Verhältnisse würde sein Name vergessen werden. Margot aber konnte man wissen lassen, daß ihr Gatte in der Bastille gefangen gewesen, aber vermutlich bei Erstürmung derselben um's Leben gekommen sei. Was in der Welt war glaubhafter? Wie einen gefundenen Schatz

barg er das Papier auf der Brust. Der Verwundete rührte sich, die Bewegung rief den jungen Arzt instinktiv an's Bett. Die Lippen waren trocken, Charles Bernard nahm ein Glas, um mit kundiger Hand etwas Wein einzuflößen. Das brachte den Verwundeten vollkommen zur Besinnung. Er schlug die Auges auf und sah sich um.

„Wo bin ich?"

Charles Bernard berichte ihm die Ereignisse der letzten zwölf Stunden, und rief damit im Gedächtniß des jungen Barons die Erinnerung an die gestrigen Vorgänge einigermaßen zurück.

„Welchen Dank schulde ich Ihnen, mein Herr? War es schlimm, das Massacre?"

Charles Bernard nickte nur stumm mit dem Kopfe — reden mochte er nicht. Die Freiheitsscenen, die er erlebt, hatten seine Träume grausam zerstört, ja seinen Glauben an die Menschheit erschüttert! Noch sieht er das entsetzliche Bild vor sich, wie man den Kommandanten de Launay insultirt und mit einem Bajonettstich durchbohrt, weil er seinem Peiniger einen Fußtritt gegeben hat. Später wird sein Kopf triumphirend durch die Stadt getragen. Niemals wird er die Erfahrungen des letzten Tages vergessen! Er weist die Bilder gewaltsam von sich, indem er den Kranken fragt: „Wollen Sie etwas kaltes Huhn essen, mein Herr?"

Aber der Kranke schüttelt mit dem Kopfe, dafür verlangt er das Etui, das er auf der Brust getragen hat, und greift nach dem Portefeuille. Indem er es mit Anstrengung durchblättert, fragt er ängstlich: „Wo ist mein Todesurtheil? O, man soll sie mir nicht wieder entreißen, die Freiheit!"

„Ihr — Todesurtheil?"

„Ich ward verhaftet durch einen lettre de cachet!“

„Was war die Veranlassung? O, ich möchte sie kennen, die Urheber dieser Ungerechtigkeit!“

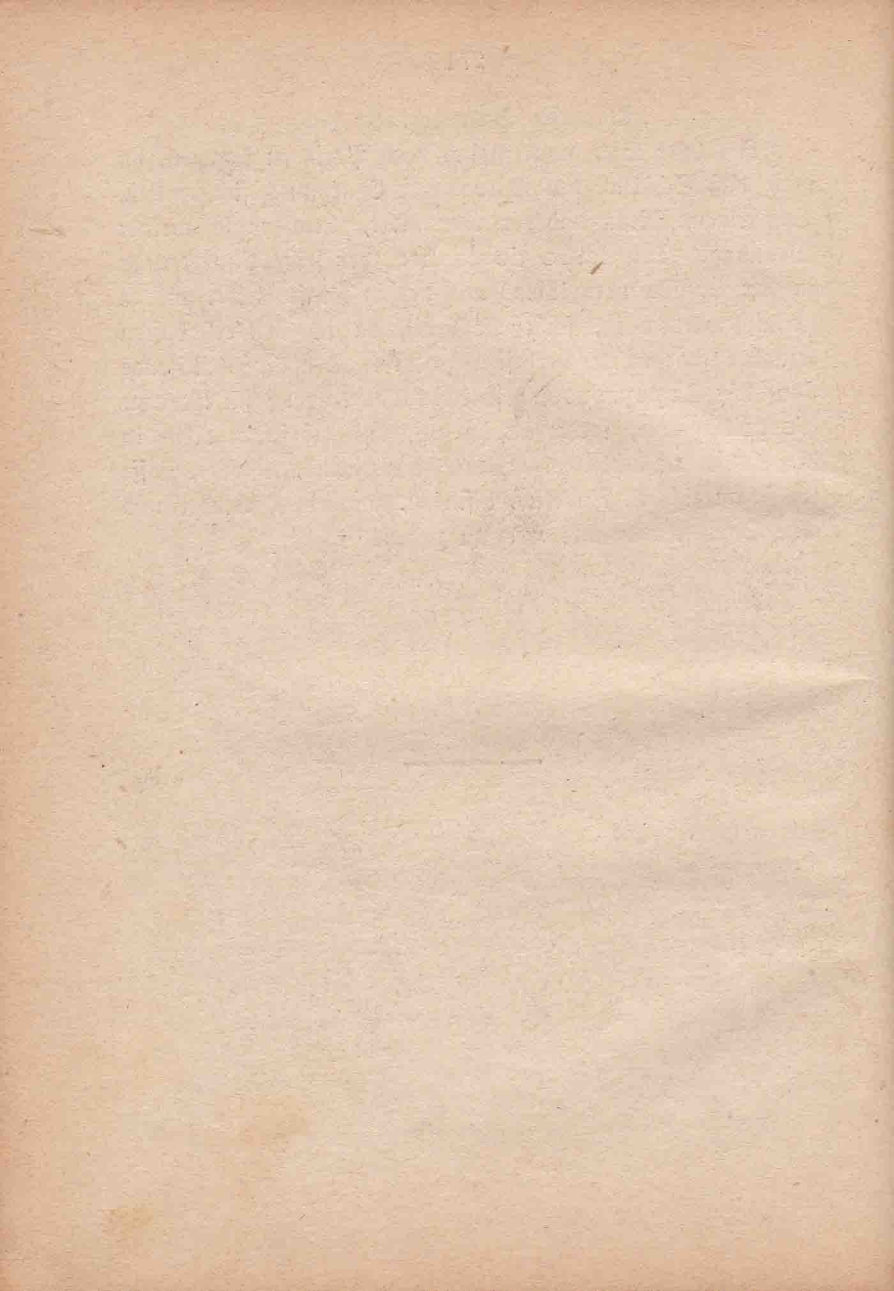
„Pah, ich beschimpfte einen Neffen des Grafen Maurepas. Weil er sich im Duell feige benommen, drohte ich die Sache bekannt zu machen: das ist's!“

Die Ungerechtigkeit ließ das Blut Charles Bernards aufsieden, er fühlte sich in diesem Augenblick wieder vollkommen als das Kind des Volkes. Der Edelmann wollte nicht Schande haben von einem Gliede seiner Familie, darum wurde der Gegner vergewaltigt. Gern hätte er weiteres gehört, aber die Kräfte des Kranken waren erschöpft. Als Arzt muß er ihn nothwendig zur Ruhe verweisen, auch schläft der Kranke bald ruhig und fest. Charles Bernard zieht die Gardinen des Bettes zusammen, um ihn vor jeder Störung zu schützen.

In höchster Aufregung, aber mit leisen Schritten durchmißt er das Zimmer. Dann tritt er an einen Tisch, um eine Landkarte daselbst auszubreiten. Der unvollkommenen Zeichnung folgt er lange mit höchstem Interesse. Plötzlich ergreift er den Hut und eilt auf die Straße hinab, um eine der verschiedenen Laienschwestern oder Nonnen heraufzuholen, die seit gestern in den Straßen umherirren, um den Verwundeten beizustehen und mit den Sterbenden zu beten. Denn der Straßenkampf hat in der Gegend der Bastille bis tief in die Nacht gedauert. Auch gelingt es ihm, eine Schwester vom Orden der heiligen Ursula als Pflegerin zu gewinnen. Zurückgekehrt sitzt er am Schreibtisch nieder, um an Margot zu schreiben:

„Theuerste Schwester!

Ich bitte Sie, unverzüglich nach Paris zu kommen, da mich daß Schicksal den Baron von Charannes finden ließ. Von einem Meuchelmörder verwundet, liegt er in meiner Wohnung. Den lettre de cachet, der seine Einkerkerung in der Bastille veranlaßte, und der in Kraft bleibt, bis er zurückgenommen ist, schließe ich bei, da ich den erschöpften Kranken morgen zu verlassen gedenke. Der große Reisende Jean de Lapeyrouse, dessen Bekanntschaft ich im bureau d'esprit machte, forderte mich auf, ihn auf seiner Reise in die Südsee zu begleiten. Wenn ich zurückkehren sollte, hoffe ich Frankreich in Frieden zu finden, und einen Bruder und eine Schwester an das Herz zu ziehen!“



Schweizerische

Familien-Bibliothek.



Gratis-Beilage

zur

„Schweizer-Chronik“.

Thun.
Druck und Verlag von Niklaus Dürrenmatt
1890.

Uf em Hübeli.

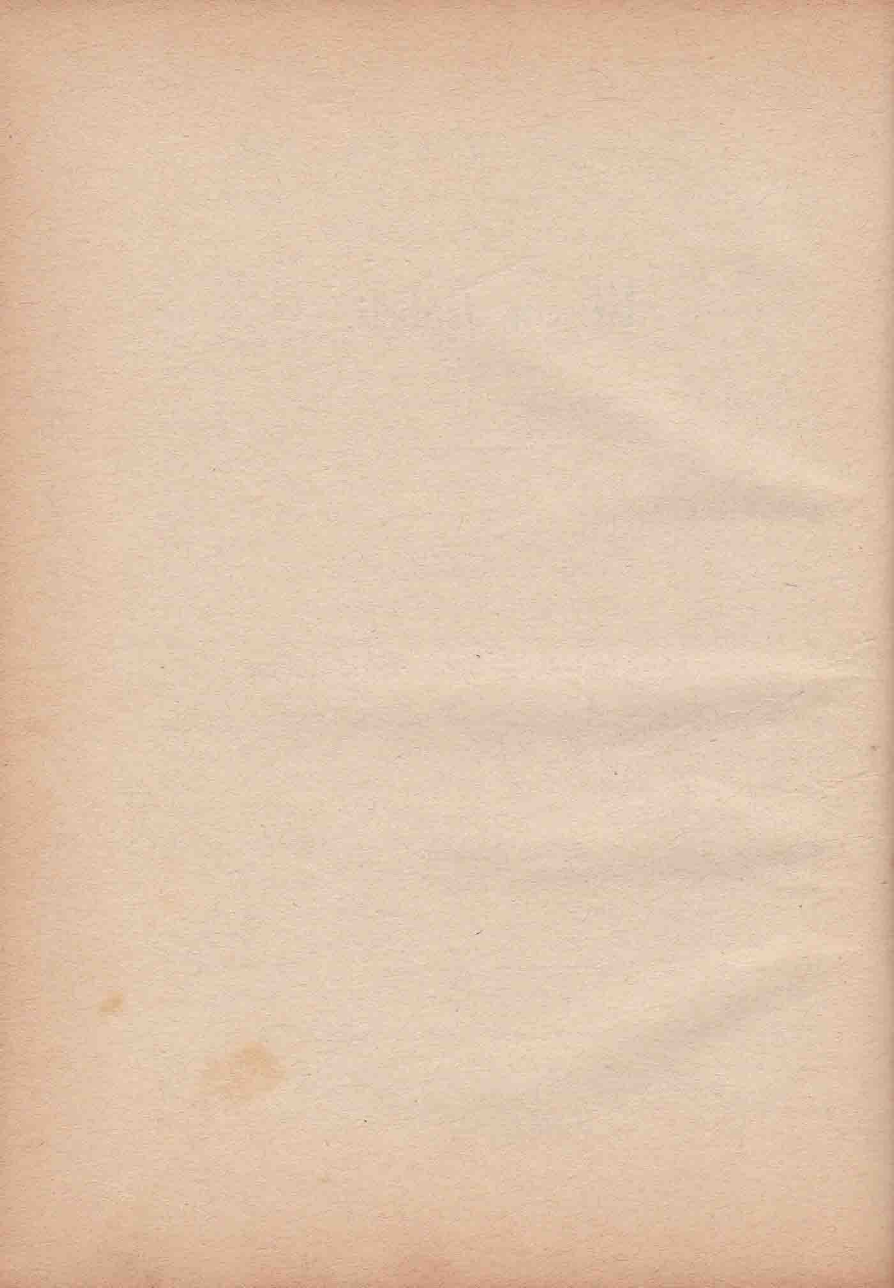
Bilder und Geschichten

aus dem schweizerischen Volksleben

von

Joseph Joachim.





1.

Me het em Juheehübeli gseit.

's Juheehübeli — wül's so schön höch glege isch, mit em Rüggen a Frieniswald, gegen Oben a Channebüel, nidsig a Schwendichracha. Sunnsyts aber isch die prächtigsti Uussicht gsi — und isch sie au hütt no — i's Dorf abe, i d' Ebeni: uf die schönen Obsgärte, wo die großen und chlyne Buurehüüser mit ihre rothen und bruune Firste drus use luege und dr mächtig Chilchsthurn, mit sym glitzerige Blechmänteli uf dr Achsle; uf die wyte Zelg- und Gmeinsmatte, ebe wie na Tisch; uf die fruchtbare Felder, die Bäch und Heeg, Steg und Weg bis überen a Berg; uf die Höf und Dörfer Land uf und ab.

S' Juheehübeli — wül früecher, zue olte Zyte, dr Geißhirt sy Heerd druf ghüetet het, und d' Buebe g'johlet und g'juuzget hei vo Morge bis Nacht.

S' Juheehübeli — wül spöter dr Heinischuehmacher nes Hüüsli druuf bouet het und wül — doch das wei mr mit Verlaub es Bitzeli gnauer erzelle.

Also het dr Heinischuehmacher es Hüüsli druuf bouet. Und das het si au so zuetreit, wie no Mängs uf dr Welt. Es isch nämlig e Zyt cho, wo me gfunde het i dr Gmein

inne, es syg nümme schicklig, aß die achzg nünzg Schuelchinder länger i's Schuellehrers Strouhütten ine schlüüffe, scho wege dr enge nidere Stube und au wege m' vile Rueß, dr Feisteri. Drum het me bschlosse, nes schöns luftigs, neus Schuelhuus z' boue, nooch bi dr Chilche, z'mitts im Dorf. — Nooch bi dr Chilche, z'mitts im Dorf — do isch kei anderi Glegeheit gsi und keis schöners Plätzli, as em Heinischuehmacher sys Heimetli, es Hüüsli olt und gwaggelig, eberecht zum Abryße. — Was witt drfür? het's gheiße. Dr Heini, gar nit fuul, seit: Mys Heimetli, das verchauf i nit! Doch vertuusche thuen i's: Dir gät mr s' Gmeinhübeli drfür, s' Juheehübeli, und Holz zum boue und so und so viel Geld. — —

So und so viel Geld — dorum het se si ebe zletzt no ghandlet. Doch endligen isch mr einig worde bi chli Wy und Wurst, wie's brüüchlig isch bi settige Händle. Und dr Heini het i s' Füüstli glachet und denkt: S' isch kei üble Schick my See! — — —

Ne fröhligeri Huut het's keini gä, wyt und breit, as dr Heini uf em Hübeli, im neue Hüüsli!

Wien 'r do im heitere suubere Stübli gsessen isch und s' Leder klopfet und d'Löcher gstoche und d' Dröht pechet und use gluegt het i 's wyte Thal, uf die grüene Matte und Baumgärte, und d'Vögeli kört het pfyfe im nooche Buechwald äne, uf de Bäume, i de Stuude, zäntume, do het au er aso singen und pfyfe, eis Gsätzli um's ander, aß mr 's wyt kört het unden im Thal. Und isch d' Frau cho säge: „Aber, Heini, schäm die au, so z'haseliere, du, ne bstandne Ma!“ — so het 'r druuf g'antwortet: „Los, Bäbi, los! Sett i öppe flenne und muugge? Gieng's de bas? Jöre nei, viel schlimmer!

Gsang und Klang git früsche Mueth
De schafft me ring und rueihet guet.
Und d' Sorge, wenn si ine wei,
Verschüücht me mit keim Jerehei!
Do bruucht's nen andri Medizin,
Die chauft me i keim Chloster in;
Das isch dr Flyß Johr us und y —

und e Juchzer obenuus — Juhei! — Oder sott i, wenn i brav schaffe, nit au lustig dörfe sy, do obe, uf em Hübeli? My Großmuetter selig, nes gebornigs Guldethalerkind, isch nüünzg Johr olt worde, jo nüünzgi uf e Tupf! Und wenn me si gfrogt het, wie si 's au agstellt heb, für so olt z'werde, het si grad 's Rezättli agä: I ha dr Chummer nie über 's Strumpfbändli use gloh."

Dr Heini aber isch nit Nüünzgi worde, nit emol recht Vierzgi.

Do het nämlig sy Schwester Künigunde 's Nervefieber überchо. Sie het bi ihrem Schwoger gwohnt im Ried. „Bäbi", het dr Heini gseit, „wettisch nit au einisch go luege, was d' Gundi macht? D' Schwögeri isch im ene Zuestand, wo mr nit Alls ma vrlyde, die Alti a Chindesstatt — 's isch Christepflicht, aß mr do uushilft. Z'Nacht de gohn ig!"

's Bäbi isch go uushelfe. Und überchunnt dr Gruuse und bringt 's Fieber hei. — — —

Au dr Heini leit 's i 's Bett.

Und i siebe Wuche, won 'r wieder zuem Vrstand cho isch, und luuter fröndi Lüüt gseh het umen ume, het 'r großi Auge gmacht und gfrogt: „Wo isch my Frau, 's Bäbi?" Do hei d' Lüüt enand verlegen agluegt; und 's Lunzi's Grit het gseit: „Si isch zum Chrämer gange — — — Bisch du nume rüeihig, Heini, und schlof, das thuet dr am beste!"

Aber dr Heini het nit welle schlofe. „Bäbi! Bäbi, wo bisch?“ So het 'r gruefe und kei Rueih meh gha, nümm im Bett welle blybe. Endlige, z'Obe, het em 's dr Pfarrer gseit, so hübscheli hinte dure: „'s Bäbi isch im Himmel — — Schick di dry, Heini, und denk 's isch Gottswill gsi!“

Und dr Heini het si dry gschickt. Das heißt, er het keis Wort me gseit, nume so kurios dry gluegt. Z'Nacht het 'r wieder afo fiebere, stärker as nie und „Bäbi!“ nüt as „Bäbi!“ gruefe. „Bäbi, se wart mr doch i chumme jo au!“ — Und am nüünte Tag het au 'r d'Auge zuetho, für eister.

Und d' Lüüt hei gseit: „Bi aller Fröhligkeit, — ne brävere Ma het's keine gä, wyt und breit! So friedlig, gschaffrig und huuslig! Geb em Gott die eebig Rueih!“

Druuf isch 's Inventari zoge worde über Guet und Schulde. Do het si vorgfunde: Das Hüüsli mit sant drüü Maad Juheehübeli — Werth dreituusig Franke, viellicht au vieri. Nes Chüehli und nes Geißli und Schiff und Gschirr und Huusroth und Grümpel aller Art — macht wieder tuusig Franke. Drvo ab d'Schulde: zwöituusig Franke, blybt so und so viel, hei die Herre grechnet.

Ferner zwöi unerzogeni Chinder, 's Büebli vieri, 's Meiteli drü Jahr alt. „Was si d i e werth?“ frogt dr Amme.

„Nüüt!“ seit dr täubbelig Seckelmeister. „Die cha mr zue de Schulde rechne; de sie werde müesse vrchostgeldet sy. Und wenn einisch 's Vermögeli nümme längt, goht's uf d' Armekasse los. Wie wett au d' Gmein chönne huuse däweg?“

Em Heini sy Schwester, 's Gundi, het si drwyle wieder ordli ebchymt gha vo ihrer schwere Chranket. Grad isch sie 's erst Mol wieder a d' Sunnen use gange, i 's Gärtli vor em Huus — herrje, wie mager und bleich! Do chunnt dr

Amme 's Fueßwegli ab und dr Gmeinschryber mit 'm Brodikol und göih vrby. „Wo sy sie ächt gsi?“ frogt 's Gundi.

„Uf em Hübeli obe, i 's Heinis Huus“, seit 's Noochbuuren Anni. „Die Sache werden am Donnstig vrsteigeret, 's isch vrlese worde. Und wer d' Chinder a d' Chost well näh, sel si bim Seckelmeister melde — — 's isch au grüsli, so jung und kei Vater und Muetter meh!“

„Was du nit seisch!“ seit 's Gundi und thuet d' Auge wyt uuf.

Z'Nacht het 's gar kei Schlof chönne finde, het gstuunet ohni End, au mörnderisch no, dr ganz Tag. J dr Chiltnacht chunnt d' Schwögeri i 's Chämmerli ine und meldet: „Dr Jokeb isch do — — Was sell em säge?“

„Säg, i sig go schlofe. Er sell morn de cho — i löih en grüeße! Dä guet Jokeb!“ süüfzget 's. „Sit nüün Johre isch 'r zue mr cho i Lieb und Treu — — Het ghuuset und graggeret Johr uus und y, für öppis z'säme z'bringe, und geduldig gwartet, bis d' Schwestere gmannet hebe, aß 'r my chönn ine näh, i 's Huus. Jetzt hei sie gmannet, sogar d' Susanne mit ihrem giftige Muul het no Einen übercho — erbarm Gott dä Tschumpelhans — — — Jo, nüün Johr het 'r gwartet, dä guet Jokeb, und mr d' Händ unter d' Füeß gleit und si schier hintersinnet währed myr Chranket! Jetz, won i wieder e chli hergstellt bi, wird 'r welle cho froge um 's Wort — — grad jetz, wo das grüüslig Unglück ytreten isch bim Heini! Wege mir isch d' Frau, wege dr Frau isch dr Heini chrank worde und ligge beedi teuf im Grab. Und die zwöi arme Hüdeli si Weisli, setten bi frönde Lüüten umegstoße werde — nei, nei, das chan i nit zue gä, um Lyb und Sterbe nit — — — Aber was sell i em Jokeb

säge? Sell ig de uf alli Liebi, uf 's ehlig Glück vrzichte, für alli Zyte? — Z'erscht dr Läubizimmerma — mr sy scho vrsproche gsi, ig nes jungs, fröhligs Bluet, er ne Burscht wie ne Flueh, hübsch und gflingg wie selten eine. Do fallt 'r abe, vom huushöche Giebel — muustod! Du lieber Gott, wenn i dra denke, goht mr jetz no ne Stich i 's Herz. So lieb, wie dä, isch mr halt doch keine meh worde — — — Achtedryßgi, scho achtedryßgi — und jetz, wo dr Weg endlig g'ebnet und Alls zweg isch, chunnt das! Uf einer Syte die Chinder, wo kei Muetter me hei, uf dr andere dä guet Jokeb mit sym Hürothsantrag — o du heiligi Muettergottes, roth mr doch!"

Und am Morge druuf isch 's Gundi zum Amme gange, trotz aller Müedi und Schwächi.

„Dr wellet i 's Heinis Chindere ihri Sach vrchaufe, Herr Amme?"

„Jo, grad morn. So isch 's agsetzt."

„Thüeit das nit, Herr Amme, i bitten ech!"

„Jä, i Gottsname, was cha mr anders mache?" D' Chind si chlei, und niemer do, wo zue ne luegt, und zue dr Sach!"

„Ig wüll zue ne luegen, ig!"

„Wo denksch au hy? Du wotsch jo hürothe, han i g'hört, i churzer Zyt" —

„I thue 's nit, thue 's nit, de Chinde z'lieb! Wüll ne Vater und Muetter sy!"

„Isch 's müglig?" seit dr Amme und luegt das Meitli mit großen Augen a. „Wotsch uf alli Freud verzichte, ganz und gar? Bsinn di wohl, Gundi! Es bruucht es chächs Herz und e große, starke Mueth — bsinn di wohl!"

„I ha mi bsunne, Herr Amme, die ganzi Nacht — —
Und wo 's Früehglöggli glüütet het, hüt morge, und i betet
gha ha zue dr heilige Jungfrau, do isch mi Entschluß gfaßt
gsi: I goh i 's Hüüsli ufe, uf 's Hübeli, zue dene zwöi
Chindere! Syt so guet, Herr Amme, und vrtrauet mir si
a, Alls, was dr Heini selig hinterloh het. I wüll drzue luege,
Tag und Nacht, und my Kraft und my guet Wille dra setze
— — — Gstöiht mer 's zue, Herr Amme, i bitten ech!"

„Du bisch nes haudentisch bravs Meitli!" seit dr Amme
grüehrt. „Es sell di, was do thuesch, nit greue, es sell dr
Sege bringe!"

2

So isch de 's Gundi uf 's Juheehübeli zoge, mit sym
Bett, mit syr Sach. —

Am Brünneli vor em Huus wäscht 's Chindsstrümpfli
und Hömmeli, und denkt drby Allerhand, wie's öppe chunt:
A die Chinder, wo nebezue im Gras umerülze und d' „Tante-
Gotte" scho ordli gwohnet sy — — a ihre Brüeder Heini
selig, wo das Heimetli gründet het mit Flyß und Sparsamkeit.
„Wenn 'r si gsääch, 's Gundi und die Chinder binand, gwüß
thät 'r si rechtschaffe freue: und ere danke — — — 's denkt
au a Jokeb und süüfzget schwer: „Was macht 'r ächt, was
denkt 'r ächt? 's Herz het's em schier versprengt, won em
abgseit ha, oheye." —

Do stoht dr Jokeb neben anem, wie zum Boden uus
gwachse.

„Jesis! wie hesch mi au erschreckt!" seit 's Gundi. Au
het's würklig recht rothi Bäckli übercho. — „Wo chunsch her?
Wo wotsch hy?"

„Won i her chumme? Grad vo Heimet dur e Wald. Won i hy well. Halt zue dir!" seit dr Jokeb. — „Gundi! i cha nit von dr sy! Mr wei hüürothe — — Und ig chume do ufe, uf 's Hübeli. Die Chinder sellen au mini Chinder sy!"

's Gundi schüttelt truurig dr Chopf. — „Lueg Jokeb, 's cha nit sy! Schick di dry — — — Mit de Chinde — da 'sch gly gseit, aber schwer zholte, bsunders, wenn zwöierlei umelaufe thäte — — Nei, nei, Jokeb, 's cha nit sy! Au han i 's em Amme versproche, versproche em Liebeherget, im stille Gebet — — Du duuresch mi, aber 's Schicksal het so welle ha, aß ig sell ledig blybe. Du aber, thue du nume wybe! Chunst sauft en Anderi über, ne bravi, hübschi, granschierti, so ne dolle huuslige Burscht, wie d' eine bisch!"

„Nei, nei!" seit dä olt Chnab uwillig. „Wotscht du ledig blybe, so blyb ig's au — do hesch d' Hand druuf! I tuusche nit um d' Schätz, wie d'Bueben um ihri Chappe. Dofür bin i z'olt worde — — — I goh hei und huuse mit myr Muetter furt, wien i cha und ma. Und hesch du Hilf nöthig, Gundi, sig's was 's well, im Holzen und Mäihen und Säye — mach mr Bricht! Für dy spring i dur 's Füür dure zue jeder Stund!"

So isch 's denn au gange furta.

Uf em Juheehübeli, dr frücchere Geißeweid, wachst jetz Gras, gar schöns und chräftigs. Us dem Gras, wo dr Jokeb und 's Gundi zsäme mäihe, git's gar duftigs Heu, nes ordligs Stöckli, grad gnue für's Chüehli und 's Geißli.

Scho dr Heini selig het die Hasel- und Reckholderstuude uusgrüütet und jungi Obsbäum hipflanzet, uf em Hübeli ume, und Spöhnherd drzue tho und feißi Gülle. Die Bäum si gwachse zum Vrstuune und trybe scho Bluest.

Aber ebe so schnell wie d' Bäum, si au die zwöi Chinder gwachse, und hei grülzt und gjuzget und glachet und sy gsprungen und gumpet schier dr ganz läng Tag, aß 's e Freud gsi isch zluege. Und die größti Freud het 's Gundi gha. „Gott bhüets!" het's gseit, zum tuusigste Mol, de si sin em bereits so lieb gsi, wie wenn 's sini eigene gsi wäre.

Dr Heireli gar, da 'sch nes bsunderbar hübsches, uufgweckts Buebli gsi, wie nit bold eis; es fröglet ohni End, Tanti das, Tanti dieses, und isch so gwunderig und wüll Alls wüsse, wie's ne Bschaffeheit heb, aß die gueti Tante mänggisch nit weiß z'antworte.

„Dört dr Mon", frogt 's Büebli — „was luegt dä ein eister a, so gspässig? Und ei Backen isch em gschwulle — er wird denk au Zahnweh ha, wie du, Tanti, die letschti Wuche? — — Und dr Ma drin — isch 's wohr, het 'r Holz gfrevlet, nom Betzytlüüte, und cha jetz numm vom Fleck, sit viele hundert Johre nit — isch 's wohr, Tanti? Und die Sternli alli, groß und chly, was thüei die dort obe, Tanti? Worum glitzeren und zwitzere sie so häl?"

„Das si", seit d' Tante, „die viele tuusig Engeli, won is mahnen und winke, aß mr selle zue ne cho i 's Himmelrych. Au dy Vater und Muetter si dört und luegen obenabe, öb dr witzig siget und brav und fromm, du und 's Anneli" —

„Höre si 's au, Tanti, wenn mr wüest thüei und händle?"

„Allweg jo! De briegge sie und chlage 's em liebe Gott; und dä seit zum Schutzengeli: Paß mr uuf und säg mr's gschwind, wenn sie em Tanti nit folge! De chöme sie am Christchindlistag keis Chröömli über."

Do seit 's Anneli lyseli: „Gel Heireli, mr wei ömel schön folge!"

Dä aber het si Gwunderfitz schier nit chönne stelle. „Dört änen uf em Berg“, frogt ’r, „z’oberist obe — isch’s wohr, Tanti, si däis Soldate? s’Michels Gregori het’s brichtet.“

D’Tante lachet und seit: „Nei wägerli nit, dr Gregorli het letz. Das si groẞi, längi Tanne, wo übere Berg uus luege. Soldate — was meinsch au, Heireli, die möchte’s jo nit vrlyde, dört obe zstoh, zuer Winterszyt, im teufe Schnee, oder wenn dr Byswind goht!“

„Und selb dört, uf däir graue Fluh — isch ’s wohr, isch däis es Schloẞ?“

„Jo ’s isch wohr.“

„Do bruucht’s ne groẞe Schlüssel drzue!“

„Du Narrli“, seit d’ Tante und lachet überluut, „das isch keis Schloẞ für Thüren und Thor! Nes Huus isch’s, nes groẞmächtigs Huus, mit Muure so dick wie eusers Heustöckli, mit enge Fenstere und teufe, gruusige Chellere. D’ Stei drzue hei d’Buuren uf ihre Büggle müeẞe zueträge und deẞgliche die schwere Träm. Und für’s Pflaster azmache het me dr Schweiẞ vo denen arme Tüüfle gno, drum isch’s au so hert worde wie Stei — — — Und drinn hei d’ Grofe gwohnt.“

„D’ Grofe? Was isch das?“

„Weiẞ selber nit, wien i ’s säge sell — — — Also die Grofe si Adeligi gsi. Und die Adelige hei gmeint und meine’s z’Plätzewys jetz no, dr Herrgott heb zwo Klasse Lüüt erschaffe, expreẞ, eini as chönn befehle und gnieẞe, die anderi wo müeẞ folgen und schaffe und faste. D’ Buure hei si würklig nume für Veh gholte und si plogt und uusgsugget bis uf ’s Bluet.“

„Si sie denn au gstorbe, Tante? Und hei sie dört obe

dr glych Himmel wie mir? Oder öppe ne bsundere, für-nemmere?"

„Im Himmel", meint d' Tante, wird's wohl kei großen Unterscheid sy. Die einzigi Frog isch's nume, wer ine chunnt oder wer mueß duße stoh. De dr Herrgott könnt sicher nume zwöierlei Lüüt, die Gueten und die Bösen; und wohl müglig, aß die, wo do unte höch obe gsesse si, uf em Aecke vo den arme Buure, dört z'unterisch abe chöme, recht teuf abe" — —

E großi Noth isch gsi mit em Wald, wo nordsyten a das Hübeli grenzt. „Loset, Chinder, göiht mr nit dört ine!" So het dr Tanten ihres Vrbot gluutet und drzue het si no dr Finger uuf gha.

De, wenn dr Heireli de Geiße glaubet het em Waldrand noh und ine gseh het dur die dicke Hasel- und Wyßdornstuude i das stille Heiligthum ine, die viele Bäum mit de höche Stämme und em schattige Laubdach, wo d' Suunestrahle nume ganz vrstohle hei chönne duredringe und uusgseh hei wie glitzerigi, silberigi Streipfe; und am Bode dä grüen Miesch, wo 's gwüß so schön und lind druff z'rülze gsi wär — do het's en schier bi alle Hoore zoge.

„Heireli, was gsesch?" het einisch 's Anneli gfrogt.

„Chumm lueg au!" antwortet dr Heireli. Und au 's Anneli chneuet a Bode, und Beedi stecke 's Chöpfli dur die Stuude dure und luege schier d'Augn uus

„Ach Gott, wie schön!" seit 's Anneli. „Wenn me numen au ine dörft!"

„Jo, wenn me dörft!" süüfzget 's Büebli. Doch schlüüft 's eister wie wyter ine, dur das Gstüüd, ganz sätteli — — — und 's Meiteli uuf und noche. Jetz si sie dinn — ach wie chlopfet ne 's Herzli — worum? 's isch bald errothe: d'Tante! —

„Sie gseht 's ja nit", meint dr Heireli, „sie isch jo im Bohneplätz, und au d' Sternli schyne nit" — —

Sie hocken unter dr erst best Baum, ne mächtig dicki Eich, i 's linde Miesch; und luege linggs und rechts, schier d' Augen uus. Am Bode, chuum paar Schritt wyt, stöih d' Blüemli, wyß und zagget, ohni Zahl, Waldmeisterli im schönste Bluest.

„Wem si sie ächt?" frogt 's Anneli glustig, „denk em Amme — — — O, es si so viel, er merkt 's jo nit, lueg dört und dört, so wyt me gseht!" — Und 's streckt 's Händli uus und gwünnt nes ganzes Hämpfeli und setzt si nieder zum Brüederli, wo dr Amsle zuelost, wie schön si singt dört oben uf em Baum im grüene Zwyg, und em Specht, wien 'r chlopfet, e Büchseschutz wyt, am Eichestamm. „Wunderlig", denkt 'r, „wie wunderlig!"

Druuf gschaue si die Meieli und schmöcke dra und flechte Chränzli — doch, was isch das? Dört dur die Waldbäum dure, 's mieschig Wegli ab, chunnt es gäls Thier cho z'laufe, nei cho z'gümperle, so groß, jo wohl so groß wie d' Katz drheim, dr olt Maudi! Mit länge, breiten Ohre und eme Mutsschwänzli, wo 's vrwegen i d' Hööchi stellt — — Jetz stoht's still, macht 's Männli, strüüßt d' Ohre und luegt die zwöi Chinder mit syne Bolaugen so böhmisch a. — —

„Jesis!" rüeft 's Anneli und nimmt sys Brüederli erschrocken um e Hals ume. Au em Heireli wird's uf ei mol süttig heiß vor Angst und Schrecken: Oben an em ruuschet öppis, und wien 'r i d' Hööchi luegt, gseht 'r am Eichestamm obe nes bruuns Thierli hange, mit em e spitze Schnörrli, spitzen Oehrlene, nem groß̈e, ghoorige Schwanz; und 's luegt mit syne bruunen Auge so vrwegen obenabe — —

„Jesis!“ schreit jetz au dr Heireli, ganz erbärmlig, und springt uuf und drvo, was gisch was hesch, 's Anneli uuf und noche, dure Stuudehaag dure; sie achte weder Zwyg no Dorn — wenn si i Gottsname nume duße sy, us dem grüslige Wald, wo so schröckligi Thier huuse. Und Laubsack hy, Laubsack her — sie springe mit leere Hände hei zue, und erst wo si hinterem Ofe hocke, im sicheren Eggeli inn, dörfe sie wieder herzhaft schnuufen.

Wo d' Tante mit dr Haue hei chunnt, frogt sie: „Was isch gange, Chinder? Dr gseiht jo so ergelsteret und vrzuust uus, wie d' Hüehner, wenn dr Tubevogel unter sie gfahren isch! Und du, Anneli, bisch ganz verchritzt a Gsicht und Händlene — use mit dr Sproch, was isch gange?“

Do hei sie bychtet! „Gseiht dr“, seit d' Tante und het 's Lache schier nit chönne vrwehre, „gseiht dr, wie 's goht, wenn me nit folget!“

3.

Dr Spotherbst chunnt, de Martistag, und dr Heireli sett i d' Schuel. D' Tante goht selber mit, denn er förchtet si fast vor dene frönde, wilde Buebe. Sie bringt em Schuelmeister nö früschi süeße Niedlewäihe, aß 'r ömel süüferli umgöih mit dem zarte Büebli.

Im Heigoh goht sie bi dr Schwester vrby. Dört vernimmt si allerlei: Wie chrank dr Oltschuelmeister sig; aß 's Metzgertonis nes Chind übercho hebe; und d' Verlobig vo 's Becke Mareili. Au 's Bammerts Maribäb sig druf und dra, z'hüürothe mit em Wagnerdursli. Sogar vom Wegmarie werd gredt, 's werd abfahre, das Advent no, mit sym Niederämterchnab.

„Als hüürothet!“ süüfzget ’s Gundi vor anem ane. „Mir ellei — mir ellei isch ’s verseit — i Gottsname!“

Es macht em doch no Müeih, so dann und wann!

Und deheim, wo ’s am Spinnrad hocket, und ’s Anneli mit em Dotti gfätterlet, chunnt em das Lied i Sinn, wo ’s albe gsunge het mit ’s Hechlers Martha:

Es Meitli goht i Stuudeschlag,
So muetterseelellei;
Es sinnt und stuunt ne ganze Tag
Und hocket uf em Stei.

Am Rain do blüeihe d’ Blüemeli
Do gseht me häl und wyt,
Do wachse süeßi Beereli —
Das Meitli gseht si nit.

Jetz us em Busch ne Jäger chunnt,
Mit Pfyl und Hirzegweih,
Luegt aben i dä sunnig Grund,
Gseht ’s Meitli uf em Stei.

Er lüpft sy Huet vor luuter Freud
Und juuzget luut drby:
Grüeß Gott, du allerschönsti Maid!
Wotsch du mys Schätzli sy?

I füehre di i ’s schönste Schloß,
I kleide di mit Pracht,
Muesch ryten uf em schönste Roß,
Chansch Freud ha Tag und Nacht!

Das Meitli seit: Ne dunkli Zell
Isch künftig jo mys Schloß,
Ne Chutte ruuch, nes hölzigs Gstell
Mys Prachtkleid und mys Roß.

My Vater het um Geld und Guet
Ne schwere Meineid tho.

Jetz, won en 's böse Gwüsse quält,
Sett ig i 's Chloster goh.

Das isch ne schweri, herti Bueß,
Drum thuet mr 's Herz so weh,
Daß ig vo allem scheide mueß,
My Schatz sell nümme gseh — —

„Zwar", denkt d' Tante, „grad so streng chlösterlig gseht's hie obe nit uus. Aber myde mueß i doch mängs, myde grad was mr 's herzliebste wär — — — Furt mit däm Gedanke, 'r macht mr nume 's Lebe schwer. Wüll's vrgesse, vrgrabe i teufst Herzensgrund. Und einisch de, wenn 's uusglitten und uusgstritten isch, wird i im Himmelrych au nes Bruutchränzli übercho, vom liebe Herrgott selber." —

Dr Heireli goht flyßig i d' Schuel.

Und z'Obe, wenn 'r i dr Fibel liest: „K—K—Krei—de, M—M—Mei—Meise, H—H—Hu—hn", do luegt en de 's Anneli andächtig a und denkt: „Ach, wie glehrt!"

Sogar dr Schuelmeister seit, es syg 's witzigisch Büebli i dr ganze Klaß, em Amme sys natürlig uusgnoh vo Amtswege.

Au i dr Chindelehr weiß das Büebli gar guete Bscheid und het vom Vikari scho nes Bildli übercho, dr Sant Heinerich mit der Kaiserkron — er gäb 's nit um tuusig Gulde!

Wie 's aber zum Bychte sett goh, foht 'r grüüsli afo briegge: „I darf 's nit säge, i darf 's nit säge!"

„Was de, Chind?" frogt d' Tante mitlydig.

Do seit 'r endlige: „He wege Fraß und Völlerei — — wege 'm Oepfelwegge, färn am Santiklaustag, wo mr so Buuchweh gmacht het! Gwüß thuet 'r mi nit absolviere" —

D' Tante tröstet: „Säg's du nume herzhaft, Büebli!

Und denk, es sigge scho viel grüüsligere Sache bychtet worde, aß das mit dem Wegge" —

„Und ha nüt gmördet" —

„'s macht nüt, 's macht nüt!" seit d'Tante! „'s isch nit abselut nöthig, aß mr alli Gebot übertrete selle, im Gegetheil! Vo de halbe settisch du nume gar nüt wüsse, dyr Lebtig nit!"

Au 's Anneli het müeßen i d' Schuel goh. Ach, 's isch so schüüch gsi, so grüüsli schüüch! Und mit em lehre het's Müeih gha, gar viel Müeih.

„Am End isch 's ömel nume nes Meitschi!" het d' Tante denkt, „wenn 's nume brav schaffe lehrt, spinnen und näie, pflanzen und choche — da 'sch doch d' Hauptsach! Ig selber ha 's i dr Schuel au nit viel wyter as zum Lese brocht und dr Name z'schrybe, und stoh doch i alle Stucke, was d' Huusholtig atrifft, keineren us Weg, nit emol dr Frau Ammene!"

Und wo dr Huustage cho isch mit sym guldige Sunneschyn und dr Schnee vrtribe het ab em Hübeli, us em Wald; und d' Merzeblüemli füregschloffe si i windstille, sunnige Gründe — o, do het's die zwee Buuze nüme länger glitten i dr enge Stuben inne; do si sie use gsprungen uf d' Weid, i Busch i Wald. Jetz hei se si nimme gförchtet vor em Hääsli, vor em Eichhörnli und au nit vor em Gugger.

„Körsch, Anneli, wie d' Vögel pfyfe?" rüeft dr Heireli. „Und dr Fink dört uf 'm Buechezwyg — weisch, was 'r singt? Im Büechli stoht's vo 's Wirths Bäbeli, und e schöni Wys drzue;

Filifi, fifi!
Jetz isch 'r vrby
Dr Winter mit sym Ysch und Schnee,

Sy grusig Sturm, dä wäiht nümm meh,
Er isch vrby —
Filifi, fifi!

Filifi, fifi!
Uf 'm Hübeli
Stoht scho dr Früehlig im Bluemekleid
Und winkt vo wytem, 's isch e Freud,
Eus alli herby —
Filifi, fifi!

Filifi, fifi!
Lueg wie 's Büüsseli
Uf em Haselzwyg sys Chöpfli streckt,
Und d' Sunne lys us 'm Schlof erweckt
Blüemli groß und chly —
Filifi, fifi!

Filifi, fifi!
Ach wie schön si sie
Die Matte z'ringsum, dr Berg und 's Thal!
Ade, du Winter voll Chummer und Qual,
All Sorge vrby!
Filifi, fifi! —

D' Tanten aber seit: „Jetz, Chinder, hört's uf mit dem „Filifiere", mit dem Tänderlen und Pfänderle! 's Schaffe goht a — jä lueget mi numen a — au dir müeßt schaffe, lehret's nümm jünger! Müeßt nämlig au wüsse, wo 's Brot herchunnt, es dunkt ech de viel besser! Hütt göih mr uf d' Rütti use, uf e Channebüel, go Herdöpfel setze. Du, Heireli, nimmsch däi liechti Haue dört, du, Anneli, dr Chratte! Und ig 's Charli mit de Setzlige" —

„Uih!" juuzge die Chinder, „da 'sch lustig, go Herdöpfel setze!"

„Uf dr Rütti ligge Furen a Fure; dr Winter het si

murb gmacht und zahm. Do werde Löcher dry grabe, dr Schnuer noh, schön grad i dr Reihe. 's Anneli leit Herdöpfel y und Aesche.

„Chehr d' Aeugli schön obenuuf!" mahnet d' Tante, „aß si guet chönne cheiste — — J vier Wuche, wenn's schön warm isch, si sie füre zum Hacke, i wytere drei Wuche cha mr si hüüfle, druuf thüei sie blüeihe, und z'Jokebstag, no dr Ern, si sie scho ryf, bsunders die Blauäugler. Freuet ech, Chinder!"

Vo dr Rütti uus gseht me wyt überen i's äner Thal.

„Aber nei", rüeft 's Anneli, „wie schön! Dört die Chilchthürn, die Hüüser und Dörfer, zäntume vrstreut. Und die breiti, wyßi Strooß wo i de Ränken ume goht, dur Wölder und Matten und Gheid — wie heißt selbi Strooß, Tanti?"

„Da 'sch d' Aare, Chind, ne Bach, mehr as hundert Schritt breit und teuf, es weiß kei Mönsch! Dä chunnt us de Schneebergen use — gsehsch d' Schneeberge, Anneli, dört inne, dört obe, ein hintere'm andere, dell spitz, wie ne Zuckerhuet, dell rund wie ne Türggebund, i alle Gstalte? Gsehsch's, wie sie glitzere i dr Sunne?"

„Si 's au Lüut druf, Tanti? Und Thierli? Und änedra? — isch's änedra au no Welt?

„Lüüt und Thierli chönne wägerli nit lebe uf dem gfrorne, eebige Schnee", antwortet d' Tante; „sie müeßte jo vrhungere, vrfrüüre — — — Aenedra wird wohl au no öppis sy, aber was, chan i gwüß nit säge. Bi halt no gar weni wyt ume cho: J d' Stadt go firme; Mit dr Gotte z'Grebt i 's Niederamt abe; nes paar mol z'Märet go Langethal übere; einisch i d' Ern go Falleried, mit eusem Anni

selig; bim Dokter im Flüelöchli; uf e Born abe go wolfarte und einisch i Horngrabe — das si ungfähr alli myni Reise gsi, myr Lebtig! Wie sett i au wyt hi cho si, ig, nes ärmers eifältigs Wybervölchli — hack, Heireli, hack! — Aber nen Uebernächter hei mr albe gha, nen olte Soldat. Dä isch gar wyt i dr Welt ume cho, glaub no mängi Stund füruse. Und het de i dene länge Chiltnächte Gschichten erzellt und Märli, me het schier 's Schnuufe vrgesse, oder au isch 's eim ganz chruuselig worde drby. Wenn de no dr Christechüefer drzue cho isch, de hei die Zwee z'säme brichtet, 's isch eim schier trümmlig worden im Chopf und mängs mol het 's ein dunkt, es chönn nit sy. Denn au dr Chüefer isch schynts ordli wyt ume cho i syne junge Johre, bis inen i 's Entlibuech, abe bis Mumpf am Rhyn, wo die süeße Wybeeri und die dicke Häls wachse selle, hiehar em Badische; und ufe bis uf Rütschele, wo sys Fraueli her isch. Und si Brüeder isch ebefals Soldat gsi z'Holland im Prüßische und bi de Frankrychere z'Paris — — wenn 's so chlyni Setzlig sie, Anneli, se muesch zwee in es Loch thue — so! — Und vo dene Burschte z'rede — do hei si denn albe brichtet vo de füürspeuige Berge, wo z'Nacht lüüchte, stundewyt, wie ne Chienfachele; vo dene Wasserfälle, wo hööch über d' Bergen abe gheye; vo de Bäume, wo 's ganz Johr uus und y grüene, blüeihe und Frucht träge; vo de wilde Thiere und Schlange, wo eim no'm Lebe trachte; vo de Lüüte, wo brandschwarzi Huut hebe zäntume; vo de Schiffe, wo uf em Meer ume schwümme, so groß wie nes Buurehus; vo dr Hitz i dene warme Ländere, wo me chönnt Eier siede und Säurüppeli brote a dr Sunnen uß; vo dem vielen Ungsüüfer, wo eim d' Huut vrstüpfe, aß sie gly usgseht wie ne Schuumchelle; vo dem chrumme Thurn

und dem z'Stroßbrg unte, wo innwendig, wie me säg, noch zeh Schueh höócher sig as uswendig; vo de Künige, wo Tag und Nacht e guldigi Kron ufhebe, so groß wie nes Schäffer-chörbli; vo de Wilde, wo im Chyb enand uffresse mit Huut und Hoor; vo den Affe, wo's ganz Johr nüt thüei as turne, nnd au uf enen Art Lüüt syge, frili ganz apartigi — — — O, i chönnt ech ne ganzi Wuchen erzelle, wenn i nit scho 's Halbe vrgesse hätt! Denn es si wol über zwänzg Johr vrby, sitdem dr Scheerischlyfer gstorben isch."

Dr Heireli het gar gstyf zueglost, und seit drno d'Händ i dr Chitteltäsche: „Au ig wüll furt i d'Fröndi, wenn i einisch groß bi! De wüll dr au brichte, Tanti!"

Do isch d'Tante grüüsli erschrocke und seit: „Du chetzers Bueb, was dir nit i Sinn chunnt! Nei, nei, ne Napelitaner muesch du nit werde, kei Fahrramen und Nütnutz, bhüet is Gott! Au dr Chüeferchriste isch nit dr besser gsi, hät Alls uusgschänzelet, die fromme Brüüch, d'Unghüür, d'Hexen und 's banne, het weni glaubt — o d'Großmuetter selig het doch mänge Vrdruß gha drwege — aber, Chinder, so schaffet doch au! Süst hör ig uuf brichte, und dr überchömet erst nüt Zimmis!"

4.

Am Vrenetag, wo d'Tante vo dr Meß hei goht, stoht dr Stattholter vor dr Schüür und handtiert am ene Pflug ume. „Gundi", seit 'r, „chumm los doch e chly! — Was wüll i säge: Die nööchste Täg, wenn 's Wetter hübsch blybt, thät i gärn 's Veh uusloh uf d'Matte. Der Kareli isch chränklig, dr Peterli no z'jung, 's Meitschi aber isch halt doch nume nes Meitschi, förchtet si vor de Chüehne, vor de Schofe

sogar. Do isch mr grad nächti dr Sinn a eue Heireli cho, mi Götti. Da 'sch nes donners heiters, gflinggs Bürschtli, ha 's scho mängisch gseh, wenn 'r i d'Schuel cho isch, 's Hübeli ab. Also han i denkt, das Bürschtli chönnt dr 's Veh hüete ganz prächtig, uf dene große, wyte Matten use. Do git's jo gar nüt z'thue, aß e chly ufzpasse, aß si keis bläiht oder vrlauft. Bös mueß 'r nit ha, i thät's nit und d'Muetter no viel weniger. Er überchunnt recht z'esse und au ne Batze Lohn ätzetera — 'r mueß z'friede si, und du au, Gundi! Was seisch drzue?"

Gern hätt d'Tante Nei gseit; de 's Büebli het sie rechtschaffe duuret wege dene viele Strapatzen und Gfohre. Aber gege 'm Statthalter het si 's nit wellen üßere, gege sy Wunsch nit dörfen openiere. De 's isch im Ganze en agsehne, guete Ma gsi und het em Heireli all Neujohr nes schöns Göttigschenk gä, druckti Naselümpe, Züüg für nes Paar Hösli, ne wullige Tschoope und ne Ring drzue und ne silberige Feufbätzler drin — — Drum seit sie: „Mira wol, wüll's Euch isch, Herr Statthalter! 's Büebli isch zwar no gar jung, blöseli Oelfi — nu, dr chönnt 's jo probiere, öb 's dr Dienst chönn vrseh!"

Aber dä Heireli! Demitts i dr Stuben isch 'r uf e Chopf gstande und hät häluuf gjuuzget vor luuter Freud! „Nih! da 'sch lustig, z'Weid fahre!" seit 'r. „Z'Weid fahre mit dene viele Chüehnen und Rindere, wo Gloggen ahei, eini schöner as die anderi! Und ig de hintedry mit dr länge Geisle und chlöpfe — o du wirdsch luegen und lose, Tanti, wie das goht!"

Schön isch dr Mai, wenn die ganzi Natur us 'm Schlof erwachet, sogar die olte, todte Hoffnigen im Mönscheherze neu

uuflebe; d'Matte, d'Bäum und 's Gstrüüch — — — Schön isch dr Summer, d'Fruchtfelder i ihrer Pracht.

Schöner aber, as beidi, isch dr Herbst.

Das het sogar euse Heireli empfunde. Wenn 'r rüggligs do glegen isch uf dr grüene, linde Grasdechi, im heimelige, warme Sunneschyn und über die Matten ewegg gluegt het wo tuusig und tuusig dünni, wyßi Fäden uusgspannet gsi si und gschimmeret hei wie ne sydige Zettel; oder a d'Obsbäum ufe guggt het, wo zwüsche 'm bruune Laub guldgäli Oepfel und Bire oder blaui Zwetschge ghanget si; oder gar a klarblaue Himmel ufe, wo zarti, wyßi Wülchli wie chlyni Schiffli sätteli drher gfahre si uf ihrer große Rundreis um d'Welt; und de das harmonische Glüüt vo wyt und nooch, vo dene Chüehnen uf dr Weid — do het 'r mängisch d'Auge zuetho vor luuter Andacht und traumt und traumt — — — Bis 's em plötzlig wieder i Sinn cho isch, wege was 'r eigetlig au do sig, nämlig zum Veh z'luege, aß 's nit öppe z'wyt goht i syr uvernünftige Freßlust.

De si 's Stattholters Chind cho mit eme Chrättli voll süeß Oepfel und teig Bire und Ankebrot oder gar nes Stückli Wäihe, zum Zimmis, nes Füürli het scho brönnt, perseh — da 'sch jo 's Hirte Bruuch. Do het me d'Oepfel i die heißi Aesche gstoße, deßglyche d'Deckelschnegge oder neu Herdöpfel. O, keir Prinzessi gschmöckt ihres Zuckerbrod, wie dene Bueben und Meitschene das bäihte und rueßige Züüg!

Vo nooch und wyt tönt dr Gsang und 's Gjohl vo de Hirtebuebe, so übermüethig lustig! Me rüeft enander zue, vo Matte zue Matte, vo Hubel zue Hubel, und antwortet mit eme häle Juuzger, aß 's im Wald äne luut aschloht — me juuzget ohni End, uf enes Dotze mehr oder minder

chunnt's gar nit a, 's chost jo nüt, aß 's Muul ufzthue und ne gueten Othe — — Me springt und gumpet und macht allerhand Spieli: Stigeli-Stägeli ab 'm Sädeli, 's Wolfsjage, dr Hexesprung, 's Wespifoh — — oder me thuet uf em Schofbock ryte — — und goht ne gfräßigi Chueh oder nes übermüethigs Chutschi*) über 's March use, so müeße selbstverständlig die chlyne Buutze go umewehre, die sie jo au für öppis do. Bis si d' Sunnen em Berg zueloht, ume langsam und hübscheli, as thät 's ere weh, so früeh z'scheide us dem schöne Thal, und ihri Strahle ganz schräg schyne und d'Bäum längi, längi Schatte werfe; de heißt's zsäntume uf dene Matte: „Heigoh! Heigoh!" Und z'Allerletzt wird no nes Peutschekunzert ufgfüehrt und gjohlet drzue: „Hoiho, hodeldudo!" — —

Und z'Nacht no, im Schlof, traumt 's em Heireli vo all dem lustige Trybe und 'r sporet as 's Bettschgetbrett chrachet und rüeft überluut: „Hüst, Rothi! Hottume, Blösch! Holiho — hoho!"

Fryli, das schöne Lebe duuret chuum nes paar churzi Wücheli. Bald no Michelstag foht's notisnoh afo ungmüethlig werde, cholti Ryffe, füechti Nebel, scharpfi Wind und frösteligi Regetäg stelle si y. Heißt 's jo i dr Buureregel: „Gall stellt vor e Stall, Simon und Judi stellt ganz y!" Und die Buure, dene 's Veh lieb isch und d'Hirtebueben au e chly, stelle wirklig y.

So het 's au dr Statthalter gmacht. Em Heireli aber het 'r nes halblynigs Chleidli gschenkt und ne schöne Batze drzue und gseit: „Hesch die Sach guet gmacht, Götti! 's nööchst Johr channsch de wieder cho — gel? Grüeß mr 's

*) Chutschi = Rind.

Gund — d'Tante wüll i säge! Si het so grüüsli Chummer gha wege dr, du chönnsch öppe vrfrüüre oder süscht Schade nä — 's het dr doch nüt gmacht, gel Götti?"

„O nei", seit dr Heireli, „da 'sch recht lustig gsi — dank recht schön, Herr Götti! — „Und 'r springt mit syne Sache heizue 's Hübeli uuf und juuzget vor Freud und rüeft scho vo wytem: „Tanti, lueg, was mr dr Götti gä het! Gel?" —

Und spöter, wo dr Winter ne ganzi Hutte voll Schnee uusgleert het über d'Matte, Felder und Wälder, do het me dr Schlitte füre gno ab 'm Estrig abe – dä Gätterlischlitte, wo scho dr Aetti selig bruucht het i syne Buebejohre — und ne Geisrolle dra bunde und en Hälsig zum füehre. Dr Heireli gutschiert, 's Anneli sitzt hintenuf — hui! wie isch das gange, grad wie ne Pfyl 's Hübeli ab, aß ne frei gsuuset het i den Ohre! Und het men au paar Mol uusgleert dört am schräge Bördli, unte i de chneusteuf Schnee, und het 's au rothi Näsli gä und blaui Händli und gstyf Finger und nassi Strümpf — lüstigers git's jo doch nüt as das Schlittefahre, kei Chilbi nit, nei währli!

I dr Ern het d'Tante gseit: „Uf den Acheren uß, im Feld, ligge 's Aehri z'Hüüfewys; so hahlig isch 's Chorn! Lueget dört im Weg unte: z'Schaarewys zieh si uus, die arme Lüüt, chly und groß, go Aehri uuflese. Göiht au dir! Dr heit ech nüt z'schäme, de was mit Gottswille gwachsen isch, sell mr nit z'Schande lo goh. Göiht und syt flyßig!"

Das fryli isch kei Chilbi gsi! So am Bode ume z'buggele, vo Morge bis Nacht und no den Aehrene z'sueche bi dr großen, erstuunlige Hitz und de böse Muggen und Bräme! Vieli vo dene Chindere hei no baarfis müeße i dene herten Stufflen

ume laufe und nüt z'esse gha, as herts Brot. Eusi Zwöi aber hei nes Chrüegli gueti Milch bin e gha und nes Hämpfeli dürri Zwetschge für e Durst.

Und wo, no dr Ern, die Aehri kürnt und putzt gsi si, siebe Mäs prächtigs Chorn, und 's Chorn gmahlen und bachet gsi ist, zeh schöni Leibli Brot und no zwo groß herrlig Wäihe, seit d'Tante: „Gseiht dr jetz, was dir zwöi Höckli vrdienet heit die paar Tag uus? Gelet, das Brot isch viel besser?"

Und bi Zyten im Herbst het dr Heireli wieder sy Hirtepeutsche zweg gmacht. — „Das Mol", meint 'r, „wüll i dr böse Rämichueh scho zeige, wer Meister isch, und em Schäggchalbeli au! Sie selle wieder cho gäbele gege mr ine, wie färn — wol, dene wüll ne's vrleide: Bi ebe keis so erschrocknigs Büebli meh!"

Hüür isch 's Stattholters Mina mit 'm z'Weid gange, ömel bi schönem Wetter.

Uf dr große Bodematt uße, unter em breite Wildbirlibaum, het dr Heireli us Stecken und Ruthe ne Hütte bout, und mit Miesch tabiziert, und nes Ladebänkli ine gmacht, und us Bachschlamm und Chieselstei ne Chochherd ufgsetzt, und es Schäftli abrocht für 's Gschirr. D'Mina und anderi Chinder hei flyßig ghandlanget und drwyle zum Veh gluegt, aß 's si nit vrlauf.

Und es Pfänni isch au gly bi dr Hand gsi und Wasser gnue im Bach. Und do het men afo rüsten und choche, Herdöpfel und Wyßrüebe, Oepfel und Bireschnitz und au Suppe. Und isch das Gköch au vrsalze gsi oder gräuckelig worde und hets ne Farb gha wie nen olte Filzhuet, und vo Anke nit die lysesti Spur — die Bueben und Meitschi hei 's gradglych gschnabeliert bis uf 's letscht Brösmeli und 's Muul no

gschlecket und grüehmt, wie guet das sig, so herrlig, wie nüt uf dr Welt! — Z'Oben aber, wenn sie hei cho si, het d'Frau Stattholteri d'Händ obem Chopf zsämegschlagen und gseit: „Ums Himmels wille, Chinder, wie dir au Müüler heit! Und du, Mina, gschau au dyni Händ und 's Schäubeli, wie dreckig, wie schwarz! Schämst die nit au? Psi tuusig!"

Sunntig und Fyrtig isch au 's Anneli mit use cho z'Weid. De isch d'Hütten in e Chilche vrwandelt worde und dr Heireli het dr Pfarrer gmacht. Vom Chänzeli, das heißt vom Chochherd abe het 'r 's Evangeeli vrlese und prediget nom Tär, und drby d'Arme vrworfe, und luut gschraue, aß mer 's wyt ume kört het und si d'Bueben und Meitschi zsäme grottet hei, sogar vo de Gmeinsmatte her. Au g'amtet isch worden und gvesperet und Choral gsunge nach Note — — — bis öppe plötzlich ne ruuchi Mannestimm i d'Andacht ine gfahren isch: „Nu dir Malefizbuebe! Heißt das Vieh ghüetet, wenn d'Chüeh uf ander Lüüte Plätz weide und dr Chabis abfresse und 's Rüeblichruut i de Büünte? Wol, i wüll ech lehre, dir Ratze!" De isch Alls usenand gstobe, dr Pfarrer, dr Sigrist, d'Minstrante und d'Sänger, eis do use und 's ander dört use, für ihres Veh go z'säme z'sueche. Und hei Gott danket, wenn sie unghooret und ungfläären ab dr Chilbi cho sy.

Es anders Mol isch Hochzyt gfyret worde, oder Chindstaufi mit Götti und Gotte. Au am ene Festmöhli het 's nit dörfe fehle. Chabisblätter si d'Platte gsi, druf si Oepfel und Biren und Chruutbüscheli glege, wo dr Brotis und dr Salot und dr Türggebund hei müeße vorstelle. Us Herbstrüebe si Teller und Schüsseli und Gläser gschnitzlet worde, druus het me dr „Wy" und dr „Thee" trunke, wo jo rychlig

gflossen isch im — Mattegräbli. Und me het „Gsundheit“ gmacht und apütscht, herzhaft und zimpfer, und enand Ehr atho, grad wie die Große. Schließlig si mit 'm Brotis und 'm Nohtisch au d' Platten und Teller und sogar 's Chind — nes großes Rieserüebli — uufgesse worde, rumpis und stumpis. Und me het aso singen und jublen und tanze und thue wie närrisch — vo dem viele, gnossne, starche Wy!

Oder mr isch prozessionswys, mit Chrüüz und Fahne, Pfarrer und Sigrist, um d'Bäum ume zoge und het betet und gsunge und gschellet us Lybschräfte, grad wie am Liebergetstag; und Meie gsammlet für d'Chilche z'ziere, Chilterblueme, Gänsebürstli, Bachbummele und rothi und schwarzi Beeri us 'm Haag.

Und das Mol isch Simon und Judi em Heireli viel viel z'früeh cho, numen ungern het 'r vor däm schlechte Wetter und de cholte Fröste z'Feld gruumt und isch hei zoge i das stille, enge Stübeli uf 'm Hübeli.

Doch so gar still isch 's furta au dört nit blibe. Die Bekanntschafte und Fründschafte vom Herbst noche si furtgsetzt worde ganz lebhaft. Zwüsche dr Schuelzyt si 's Statthalters Chinder, d'Mina und dr Peterle, flyßig uf Bsuech cho. Und neui Spieli si uufgfüehrt und Gottsdienst gholte worde, Meß, Metti und Vesper. Und ne glehrteren und gflinggere Pfarrer het's nit gä, aß euse Heireli. Das het sogar dr Tante, wenn sie vom Spinnrad uns dem Spieli zuegluegt het, aso ylüüchte, und eister wie mehr isch si uf e Gedanke cho, ganz ernsthaft: „Jo gwüß, dr Heireli mueß geistlig werde, oder 's müeßt au gar nit z'mache sy! 'S isch so nes diffigs, gschyds Büebli — dä bringt's scho zweg, so

ring as Eine! O das wär doch schön! Und 's gäb au, mir u d ihm, ne Staffle i Himmel" — —

Und si het ihre Plan, wie Bruuch und Recht, em Pfarrherr mittheilt. Au däm het's gar nit übel gfalle. Er het sogar si Hülf vrsproche, i alle Theile. Vorab müeß dr Herr Vikari em Bueb Unterricht gä im Weltsche und Lätinische. De chönn mr, wenn 'r guet lehr, jo wieder luege. —

So isch de dr Heireli all Oben es Stündli i Pfarrhof gange. Au i de Chiltnächte und a Sunntigen und Fyrtige het 'r z'lehre gha uf Lyb und Lebe.

Und d'Tanten isch furta ne Stund länger am Spinnrad gsesse und het ghuuset und gspart, uf das Studiere hi, us alle Chräfte, und em Anneli abgwehrt, es sell ömel ganz süüferli mache bim Rüste und Hasple, aß 's Brüederli nit gstört werd i sym geistlig Studiere.

5.

Zwöi volli Johr het der Heireli bim liebe Herr Vikari sini Stunde gnoh und si mit 'm Korneeli Nepos umegschlage mit großer Lust und Tapferkeit.

Drno het's gheiße: Furt, uf Engelberg zue, a d'Chlosterschuel!

Und d'Tante het 'm nes Halbdotze selberspunneni, rystigi Hömli i 's Guffeli packt, und nes Dotze rothi Fazeneetli und zwöi wyßi für e Helgetag, und Strümpf und Sogge, wulligi und boueligi, wo das Anneli so emsig dra gstrickt, und die bruuni Muntierig, funkelneu vom Schnyder — — — Und uf jedes Stück isch ne Thränetropfe gfalle, us Leid wege 'm Abschied, us Freud wege dr hööche, segeryche Zuekunft, wo dr Bueb, i h r e Bueb etgege göih — — Z'unterisch i 's

Göfferli, unter d'Hömli untere, het si nes Märetseckli tho; und das Seckli het etholte: nes chochets dürrs Säuschüüfeli, ne Ziebelewäihe, schön zsäme gleit; anderhalb Dotze rothbackig Imbhüsleröpfel, zwänzg Höck Baumnuß, ne großi Gouffele dürr Zwetschge — aß dä Bueb ömel nit müeß Hunger lyden uf dr Reis und au im Kollegi e chly chönn chäfele. Denn schmal gnue werd 's dört wohl zuegoh. „Wenn me die Herrelüüt gseht esse", het sie zum Anneli gseit, „wenn mr sie so gseht esse, so dunkts ein, sie hebe luuter Untergschlächtli im Mage. Und 's Glasers Theres, wo viel Johr bi Herrschafte dienet het, het mänggisch bhauptet, so nes Stadtfräuli chönnt mit eme Hüehnerbeinli und eme Zuckerbrötli und eme Taßli Blüemelithee ne ganzi Wuchen uusbringe, so lang as es Vögeli im Chräzli — — Es si aber au nume Vögeli, die Meiste wo me gseht, rahn und dünn wie ne Besestiel. Jesis, wenn die müeßte cho die zääche Fure hacke uf e Channebüehl!"

Und em Heireli het sie gar e schöne Zuespruch gha: „Folg schön dyne Vorgsetzte und lehr ömel flyßig — hesch kört? Und bisch brav und höflig und manierlig und fromm! Und heb Sorg zue dr Gsundheit! Am Tisch thue nit z'schwytig, aber au nit gar z'schüüch, und im Bett deck di ömel schön zue, aß nit vrfrüürsch! Und vor Allem uus bet brav — — Dört im Schiletäschli isch dyr Muetter selig ihres Noster und i dr Chitteltäsche 's Vaters Meßbüechli — — Denk au a eus, a 's Anneli und a my" — —

Sie het nümm wyter chönne rede, die gueti Tante; und wo 's em d'Hand gä het zum Abschied, het sie afo flenne wie nes Chind.

Druuf isch 's uf eimol so still worde i dem Hüüsli uf 'm Hübeli.

„Wo isch 'r ächt?“ „Was macht 'r ächt?“ Das isch d'Red gsi täglig und stündlig. Sie hei au, d'Tanten und 's Anneli, all Obe ne Rosekranz betet, aß 'm ömel nüt passier a Lyb und Seel i dr Fröndi, und mit Schmerze bianget uf en erst Brief.

Und dä Brief isch cho, d'Adresse mit prächtige Frakturbuechstabe und viele Postzeiche druff. Und drin isch gstande, er, dr Heireli sig uf syr wyte Reis weder vo Räuberen agriffe no vo wilde Thiere verrisse worde, sondern gsund und häluuf acho und fründlig uufgnoh worde i dem romantische Thal, teuf i de Schneebergen inne. Au a Fründ- und Kameradschafte chönn 's em wohl nit fehle, denn es sygen ihrene mängs Dotze, luuter jungi, munteri Bürschtli. Keinen aber vo Allne heb so ne güetigi, fürsichtigi Tante deheim und nes liebs Schwesterli, wie er, dr Heireli!

Dr Winter isch vrstriche, dr Früehlig isch cho — eigetlig het 'r dä Name gar nit vrdienet, so ruuch und naß isch 'r gsi bis wyt i Maien ine. Desto wärmer isch dr Summer worde. Wuchelang keis Wülchli am Himmel Tag für Tag heiße Sunneschyn, am End het's nit emol meh nes Thau welle gä. Do si Stundgebet gholte worde und das het endlige ghulfe.

Am ene Samstig Nomittag, Ends Augste het 's afo Wulche gä. Dr Rauch het nümm zum Cheemi uus welle, d'Tuube hei badet im Brünneli und d'Hüehner kräiht wie wild, und me het kört am Sunntig ine lüüte, uf vieli Stund wyt, so ring und häl. Und z'Obe het 's obsig uuf, vom Wyßestei bis überen i 's Fryburgerbiet, uusgseh so schwarz wie ne Cholsack.

„Gottlobedank!“ hei d'Lüüt gseit, „endlige chunnt 's!

'S isch aber au die hööchsti Zyt. Lueg mr nume, wie gäl d'Bohnestuude, und wie 's Chruut lampet, und 's Emdgras ewegg brönnt und d'Oepfeli vo de Bäume falle vor luuter Tröchni!"

D'Tante het em Huusierer Becki z'hefte gä. Da 'sch nes olts, übelzytigs Mannli gsi, us 'm Aeärgäu ufe. Und wo 's so eismol het aso feistere und chuuten im Wald äne, und d'Ladewänd klöpft hei, wie wenn sie thäte usenand ryße, het Tante gseit: „Blybet dyr do, Mano! Wüll ech scho nes Gliger zweg mache, aß dr chönnt rueihe. Und eistheils bin i recht froh, aß 's Mannevolch do isch, wenn 's so stark chunnt cho wettere!"

No 'm Nachtesse het das Marnli au sy Lebeslauf erzellt.

Vo Huus us nes gslinggs, alärts Bürschtli, heb 'r d' Jibserprofession glehrt und d'Flachmolerei, deheim im Städtli. Druuf sig 'r uf d'Walz gange, mit frohem Mueth, 's Herz voll Hoffnige. Der Vater heb 'm nes paar Gulde Zehrgeld mit uf d'Reis gä und ne guete Zuespruch:

Wo d' stohsch und gohsch, sig's do, sig's dört,
Denk a Gott, wo Alles kört,
Wo Alles gseht bi Tag und Nacht
Und über alli Gschöpfli wacht.

Herr oder Chnecht, Meister oder Gsell —
Heb d'Wohret in Ehr, treff 's was 's well!
Halt immer Mäß i alle Sache,
Im Schaffe, im Rede und Lache
Und schlof dy Zyt, dy Zyt thue wache,
Se wird si Alls gar ordli mache.

Vor Hochmueth gwahr di! Denk nume dra:
Dä füehrt i's Pech gar mänge Ma!

„Jo hätt i numen eister a das Sprüchli denkt!" süüfzget

das Mannli, „de wär i halt gfelliger gsi und müeßt hütt nit go Chessel flicke Land uuf und ab und gar no, wie hinecht, vo guete Lüüte lebe — — — Euch, Muetter, wüll i my Gschicht erzelle, ganz kurz“ — —

„J bi also go Waldshuet cho zuem ene Meister. Dört han i gnueg Arbet gha und au gnueg z'esse, aber Alls nume ruuch. Gradglych ha mi glitte, bis dr Früehlig cho isch. Drno bin i em Rhy no abe greist, Basel zue. Dört ha mr d'Auge schier uusgluegt a dene mächtige Thore, dene prächtige Hüüsere und Stroße, denen schöne Brünnen und olte, groß-mächtige Chile, dem Rychthum allen Orte und dem Glärm und Trybe zäntume. Und endlige, no langem Gaffen und Stopfe hin und her, han i Arbet gfunde. Und zwar si 's dasmol keini feischtere Buurestube gsi und grobhölzig Garte-heeg, won i ha müeße helfe astryche, sondern prächtig hööchi Sääl und Gäng und Summerhüüsli und Kapelle, mit Ver-zierige und Stuckatur aller Art. Do isch my Lehrzyt früsch agange. Und i ha mi düüßt und uufpaßt wie nes Eichhörnli, bis i Alls los gha ha uf's Tüpfi; und myni Bätzli zsäme gspart und alli Lustbarkeite gmide mit Flyß. Do eismols isch mi wieder 's Wanderfieber acho; dr Schütz het mer Lohnuufbesserig vrsproche, dies und jenes. Aber 's het nüüt g'hulfe; my Nebegsell, ne Schwob, het mr dr Chopf z'voll gschwätzt gha vo dr Herrligkeit im Weltschland, wo dr best Wy so billig sig, wie hie dr schlecht Most, so daß d'Buure i guete Johre no recht froh sige, wenn nen öpper dr gringer, olt Wy eweggtrink — umsunst, perseh — numen aß d'Fässer leer werde, für dä fuürig Suuser. Und dere Fable meh. Also si mr mitenand duruuf zoge, 's Baselbiet uuf, Solethurn und Biel zue, und Neuestadt und Landere, und Neueburg

und Iferte, bis usen uf Obohne, Mung und Vivis, grad im Leset — — — Und hei glebt wie Gott i Frankrych, aber notebeni nit umsunst. Scho bi Zyten isch em Schwöbli si's Geldseckli leer worde und drno gly druuf mys au. Und mr si froh gsi, für gringe Lohn Arbeit z'näh, de dr Winter isch vor dr Thüre gsi und d'Meister stolz. Item, mr hein is glitte. Und wo dr Huustage cho isch mit sym Suuneschyn und Lohnuufschlag, het mys Schwöbli gseit: „Nähä, do blybe mr nimme, i thät em 's gar nit z'Gfalle, dem Schindbas! Mr gange retuur und schlön is dur d'Berge dure, em Luggli und Latschoterfung zue!

„Da 'sch grad die Zyt gsi, wo Bricht cho isch, my Vater sig gstorbe. Und my öltisch Brüeder heb ghürothet und d' Sach übernoh — — Die ganzi Reis uus bin i truurig gsi und nüt uufgleit zum gspäßle — —

„Z'Latschoterfung, i dem großen Uhremacherneſt, isch Arbet gsi volluuf. Ganzi Stroße si eigetlig nume so us em Boden uus gwachse; wo im Huustage no magere Weidbode gsi isch oder ne Chruutplätz, hei im Herbst d'Lüüt scho zue de Fensteren uusgluegt, hei gfielet und dräiht und ghusteret uf Lyb und Lebe. D'Uhremacherei ist just im hööchste Schwung und Floribus gsi, und d'Lüüt hei Geld vrdienet wie Laub, jo wie Laub. Sie hei 's aber au nit hööcher gschetzt as Laub, hei 's ewegg gworfe mit volle Hände. Ring drzue, ring drvo! het 's gheiße. Ig aber ha neuerdings dr Vorsatz gmacht, em Vater selig z'Lieb und z'Ehre, wieder brav z'sy und z'huuse.

„My Meister isch ebefalls ne Schwob gsi, ne diffige, durribne Ma, mit ere groże Kundsammi. Und sicher wär 'r bi dene guete, so z'säge guldige Zyte ne steirych Ma

worde, hät sy Frau und sy ganzi Familie nit e Gstaad gfüehrt über alli Maße und d'Buebe Geld vrtho z'hüüfewys. Dr Eint von e het müesse d'Handlig lehre, dr Ander nes Gaffee übernäh, denn em Vater si Profession furt z'füehre, das het die z'eifältig dunkt und z'gmein. Und d'Tochter? Die isch d'Schuld gsi, aß i drüü volli Johr bim Alten uusgholte ha; denn i die Person bin i sterblig verliebt gsi, verliebt wie ne Narr, Afäng, was sell i 's breitschichtig erzelle? I bi Polier gsi und wol eine vo de gschicktesten und solidesten Arbeitere und ha bereits Geld vrdienet gha, nes schöns Sümmli. Drum han i 's Herz i beed Händ gno und um Tochter agholte. Dr Meister het die Sach ganz natürlig gfunde, die Alti aber d'Nase grümpft, as wär ihri Tochter ne fürnemmi Prinzessi und ig en elende Hudel. Am End han i 's doch z'wegbrocht, das heißt durezwängt. Und vo bold druuf dr Schwächer gstorben isch, han ig das Gschäft übernoh mit der ganze Chundsammi. My Frau aber isch mr Tag und Nacht i den Ohre glege: „Schang, lo doch das schmierige Jibse lo si! Lueg, dä und dä isch vor Zyte nume nen eifältige Muurer oder Zimmerma gsi und jetz seit mr em Mussiö Arschitegt und isch bereits steirych und fahrt mit Scheesen und Pferd, dell sogar i prächtige Gutsche. Channsch du 's nit au so mache? Bisch du ellei z'dumm drzue? Nes Plänli z'mache oder mache z'loh und es Hüüsli z'boue, das wird ömel keis Hexewerch sy! Dr Papa het 's jo mängisch gseit, wenn 'r no jünger wär, 'r thät 's probiere" — — Da 'sch dr Hochmuethstüüfel gsi, wo us eren use gredt und z'letscht, no langem Stuune, au my übernoh het.

I bi richtig Boumeister worde. 's erst Gebäu, ne großi Wirthsschüür mit Chnechtewohnig, isch guet uusgfalle, au 's

zwöite, nes Wohnhuus mit Atelieh. J ha viel Geld gwunne, my Frau aber isch 'm volluuf Meister worde; d'Frau Arschitegtene het si nüt meh um d'Huushaltig kümmeret, het prächtigi Chleider agschaffet und isch z'Kumpeneie gange zue andere Schleäwyber, i d'Kumeedi, allen Orten hy, wo öppis los gsi isch; und deheim hei d'Mägd gscholtet und gwoltet nach Beliebe, 's isch e Gruus gsi. Und wien ig nes Wörtli gseit und si a ihri Pflichte gmahnt ha, do isch si schröckli uufbrunne und het gschraue: „Vrdien du, aß mr chönne sy! Settisch di doch wol müeße schäme, wenn nit emol dys Fraueli erhalte channsch! Oder sell i öppe selber go Wasser hole und dr Salot wäsche zum Brunne oder d'Böde fege?"

So isch 's es Johrli drüü gangen oder vieri, und i hät 's gradglych chönne durerare, de i ha gschaffet und gluegt i allen Eggen inn schier Tag und Nacht. Bis d'Uhremacherei uf eimol het ofo stocke, und 's ne Chrach gä het, aß d'Hüüser zitteret hei vo eim End dr Stadt bis zum andere. J ha just nes groß̧es Huus bouet gha, mit Atelieh und Wohnige, und nes anders, nes Wirthshuus, i dr Gumme — Alls uf Spekelation hi. Aber Niemer het meh chaufe welle, nit emol miethe. D'Gelder, won i uf die Gebäud entlehnt gha ha, si mr kündet worde, plötzlig, ohni Uufschueb — wo näh und nit stehle? J laufe zue myne Herre Schwögere, au die si uf 'm Hund, jo für en eint hät i no selle Bürgschaft zahle, ne großi Summ — — Köret 'r wie 's donneret?"

„Bhüetis Gott vor Obewetter!" rüeft d'Tanten erschrocke. „Anneli, gang, leg gsegneti Palmen uf d'Glüeth und het dr Huussege!" Und no me Wyli frogt sie: „Und drnoh — wie isch 's ech drnoh gange? Dr heit mi recht gwunderig gmacht!"

„Wie 's drnoh gange sig? J wett 's lieber gar nit säge!“ antwortet 's Mannli und fahrt mit dr Hand über d' Stirne. 's Falliment isch uusbroche, bi mir, bi viel Dotzen Andere. Als isch über my hercho, wo ne Batze z'fordere gha het. Au my Frau hät ihres Ybrochte ygäh und 's au richtig übercho, dr gsetzlich Theil. Und isch mit dem Geld uf und furt, bi Nacht und Nebel — — und het my Polier mitgnoh, über dä groß Bach, das Schwöbli, dem i eigeilig scho längeri Zyt nüt Guets meh trauet ha — — J bi gsi wie hintefür! J hät mi im Chyb und Ueberdruß mögen erschieße, vrtränke — — J ha mi au würklig vrtränkt! Mänge Tag lang han i nüt gmacht as dr Chopf ghenkt, de han i afo ribotte us luuter Vrzwyflig und bi nümm zum Dusel use cho Tag und Nacht. Das Mönsch, wie mi das betroge het! die ganzi Welt, Himmel und Höll, Alls isch mir uf eimol glych schwarz und öd vorcho, ha keis Vrtraue meh gha, weder zue Gott no zue myne Mitmönsche! Und aß ig 's grad säge: Vorher dr solidisch Ma, bin i dr liederligst Bürschel worde, bi i dr Welt umezoge, chrüüz und quer, ha gschaffet und gschnurret, gschnurret und gschaffet und ha 's zue keim Chrüüzerli meh brocht, wüll mr ebe dr guet Wille gmanglet het und 's Puntenör — — Z'Fryburg isch es gsi, am neue Chilebou, do fall i huushööch abe 'm Grüst abe, und briche d'Huft und dr recht Arm zwöi Mol. Und chumen i's Spittel, siebenezwänzg Wuche, und chumen as e Chrüppel druus, as e Chrüppel, der i hütt no by — — gseiht dr 's, wie 's blitzget dur 's Umhängli dure?“

„Und duße chlopfet öpper a d'Huusthüre!“ seit 's Anneli erschrocke.

D'Tante thuet d'Stubesthür uuf: „Wer isch do?“

„En arme Reisende — — — frogt um Herberg" —

„O jere!" seit d'Tante, „bi dem Uwetter!" 's isch zwar scho Eine do und hei gar enge Platzg — aber i wüll luege" —

's Anneli aber schreit: „Tante, 's isch euse Heireli, gwüß, gwüß! I können a dr Stimm a, 'r thuet si vrstelle!"

Und würklig isch 's dr Heireli, wo ine gsprunge chunnt und dr Tanten um e Hals fallt und em Anneli au und lachet, so luut und freudig! Grad sig d'Vakanz agange seit 'r, und do heb 'r denkt, 'r well syni liebe Lüütli überrasche, wege dem heb 'r au gar nüt gmeldet. Sechs Wuche dörf 'r jetzg deheime blybe und 'r freu si gar!

D'Tanten aber und 's Anneli chönnen e nit gnue aluege. Erstens isch 'r ömel ne Chopf gwachse sider färn und viel rahner worde. Und 's Gsicht und d'Händ so fyn und wyß, wie ne Modiste! Und d'Manier so lustig und höflig und 's Thuedium so ganz anderisch as bi dene Buurebuebe — —

Do lachet dr Heiri und seit: „Chumen ech de so spanisch vor, as dr mi so gschauet? Mir wär jetz lieber nes Gaffeeli und ne Ziebelewäihe — weisch no, Tante? — — wie mr eini mit gä hesch uf e Weg? Eusere Drei hei sie ufgesse und dir nes Lebehoch brocht — hei dr d'Ohre nit glüütet, Tanti? — Aber wie du au gwachse bisch, Anneli, und 's Chnöpfli uufthuesch! Bisch so nes recht ordligs Jümpferli worde!" —

Die ganzi Nacht het 's donneret und blitzget und gwetteret wie wild. De Morgen aber het d'Sunne wieder füre güggelet us dene graue Wulchen use. Und so wyt me gseh het vom Hübeli uus, dr Berg und d'Wölder und d'Matten und d' Hüüser und Bäum, Alls isch im guldige Widerschyn do gstande,

zum vrstuune schön! A jedem Grashalm isch nes Tröpfli ghanget und het glänzt wie Edelstei; dr Güggel isch mit syr Schaar Hüehner gravitetisch cho usespaziere uf d'Weid und het so luut und stolz kräiht, as wär er d'Schuld a dr ganze Weltherrligkeit!

Do het si dr Heireli nümm länger chönnen überha und ne Juuzger uusgloh zum Fensterli uus, aß 's luut agschlage het am Wald äne.

Druuf macht 'r si z'weg, für z'Chilche z'go und syni Visite z'mache.

Z'ersch, wie recht, i Pfarrhof. Und won 'r die guete, sehr guete Züügniß vorleit, hei die Herre gar großi Freud zeigt und nen uufgmunteret, uf dem Weg flyßig vorwärts z'schryte. Dr Heireli aber bedankt si no mol für ihri Guetthaten, em Pfarrer und em Vikari; und richtet die fründlige Grüeß uus vo dene geistlige Herre Professore.

Drnoh zum Götti-Statthalter. Au dä het rechtschaffe Freud gha. — Sy Peterli seit 'r, göih jetz i d'Sekundarschuel und müeß, wenn 's müglig sig, Vehdokter werde. D'Statthalteri aber erzellt, d'Mine sig sit Osteren im Chloster, für d'Sproch z'lehre und 's Chochen und 's Brodieren und öppis Bildung, wie 's jetz dr Bruuch sig i de guete Hüüsere. Zwöi Johr müeß 's Meitschi furt blybe — ne längi Zyt — es blang si scho!

Au dr Schuelmeister und syni Vrwandte het 'r nit vergesse. Und im Vrbygoh dä und diese Schuelkamerad grüeßt, und die hei si scho ordli gschiniert vor dem zuekünftig geistlige Herr.

Am wöhlsten aber isch 's em Heireli deheime gsi, uf dem sunnige, wunnige Hübeli, won en Alls so agheimelet het,

jedes Eggli im Huus, jede Mejestock im Garte, jede Baum i dr Hostet, jede Blick us 'm Fensterli, i 's wyte herrlige Thal!

Au 's Chüeli im Stall isch dr Heireli go tätschle und zue dr Geiß het 'r gseit: „Könnsch mi au no, Gibi? Weisch no, wie mr albe z'säme gsprunge si und gausglet hei, wo du no nes jungs Gitzi gsi bisch und ig ne wilde Bueb? Und wie mängisch as dr Laub und Gras hei brocht ha, viel hundert Mol, us 'm Wald?

Jo dr Wald, dä zieht en a mit aller Macht. Wie het si aber dä jung Schlag gstreckt, das Johr! Die Tannli und Fuhrli, wie d'Chöpf uufhei! Und me cha jo schier nümm durre cho, dur die breite, gstüpfigen Est! Au die großen Buechen und Tanne, dunkts 'n, hebe gwoltig dicket. Die olti Eich aber, wo d'Chuuzen albe druf ghuuset hei, die het dr Sturm umgworfe; wie ne Lych lyt sie do, mit uusgstreckten Arme, mit brochnem Lyb — —

Und wie guet hein en die neue gmehlige Herdöpfel dunkt und dr Gaffee us der große, bruune Channe, dem tüpflete Milchhafe. Und die murbe Pfannchueche, wo d'Tante chochet het, us luuter Freud über sy Heimkunft!

6.

Zwöi Jöhrli — was sy zwöi Jöhrli für nes jungs, sorgloses Bluet? Ne churze Zytruum, ne Traum!

Wo dr Heireli wieder „z'Kavanz" hei chunnt mit lange Schritte — 's isch am Schnittersunntig gsi, — gseht 'r im Gärtli zwöi jungi Meitli stoh, wie sie d'Meie gschaue. 's Einte, da 'sch jo sys Schwesterli. Aber 's Andere mit dem schlangge Wuchs und dem fyne Gsichtli und dem elegante

Chleid — wer mag das sy? — So denkt 'r byn em selber.

„Grüeß Gott!" seit 'r. Und 's Anneli flüügt em mit offenen Arme drgege und freut si gar grüüsli. Die Anderi blybt vrlege stoh und luegt en so gspässig a. 's Anneli aber lachet: „He dr Tuusig! Könnet dir Zwöi öppe nander nümm? 's Statthalters Mina, Heireli!"

Do föih au die Zwöi herzlig afo lache und grüeße enand gar fründlig und finde doch schier nit Wort gnue für ihres Vrstuune. Aber nei, wie du au gwachse bisch und ghübschet hesch, die Zyt" — „Jo und du au — — Hätt di ömel nümme könnt, wenn mr begegnet wärst, so par Asar, nei gwüß nit!"

Und de hei sie vo ihren Erlebnisse brichtet und enander a olti Gschichte gmahnet us ihre Chinderjohre, wo sie zsäme Veh ghüetet und Spieli gmacht und ghuusholtet hebe — —

Bis d'Tante zum Fenster uus rüeft: „Aber, Heireli, bisch du do? Willkumm!"

Do het si dä Chnab schier gschämt, aß 'r nit ehnder a die gueti Tante denkt het, und isch ine gsprunge und het sie umhalset und küsset, bis sie luut uufgschroue het: „Hör uuf, hör uuf! I ha jo schier kei Othe meh — du herzliebe Schlingel du!"

Druuf het sie ne herrlige Gaffee gmacht und linds Brod und früschi Pfluumegunfitüren uuftreit. Und d'Mina het au müeße mitha. Und de hei sie wieder zsäme brichtet, sie und dr Heireli, us dr Heimet, us dr Fröndi — — — Bis 's glüüte het, 's erst Zeiche für en Obedrosechranz. Do isch d' Mina uufgsprunge und het gar erschrocke tho: „Ach, wie mi au vrplauderet ha! Ha dr Muetter vrsproche, gly hei z'choh,

und jetz isch 's scho Sechsi — adiö, merci!" und furt isch sie wie nes Reh 's Hübeli ab.

„Es isch nes prächtigs Meitschi", seit d'Tante und schenkt no nes Taßli y. „Hübsch, gschyd und witzig und gar nüt stolz, so rych as 's isch! Doch merkt me a sym ganze Thuen und Lasse, aß 's furt gsi isch by frönde Lüüte und öppis gseh und glehrt het — wotsch nit au no nes Tröpfli, Anneli? Er isch so guet!"

„Dank heigisch Tanti!" seit 's Anneli. „Aber vo dr Mina z'rede: wie gschickt die isch! Cha höögglen und brodiere, me cha nit gnue luege; und choche die fynste Sache; und näihe; und d'Gitare spiele und singe drzue wie nen Engel. O mir Buuredotsche, wo niene hy chöme, si doch dumm!"

So chlagt 's und schnydet so nes truurigs Gsichtli drzue, dr Heireli mueß häluuf lache. „Aber, Schwesterli", seit 'r, „wie du au channsch schaluus sy? Du bisch jo au hübsch und au gschickt, und das het keini tuusig Franke kost — — und wer weiß, ob du nit am End no glückliger bisch mit dyr Buureneifalt!" —

Mörnderisch seit d'Tante: „Eigetlig bisch du nes wahrs Glückschind, Heireli! I wüll dr 's grad säge, wie 's gangen isch: „Du weisch, das Geldli, won i dr Sparkasse gha ha und au das, wo mr entlehnt hei ufs Hüüsli, minderet gar schröckli stark. Und scho mängi liebi Nacht han i drüber nogstuunet, wie 's ächt au z'mache sig, aß du z'End studiere chönnisch, ohni aß mr eigetlig frönd Lüüt müeße asprechen. I bi fryli überzüügt, dy Götti, dr Statthalter gäb au öppis Namhafts, gwüß thät 'r 's, au dr Amme und d'Bodebüüri, wenn me sie thät asprechen, sie hei mr 's sogar scho uf d' Zunge gleit. Aber weisch was, Heireli: I nimm es nit gern!

Und worum nimm i 's nit gern? Wüll i 's vrmyde wüll, so lang i cha, aß mr d'Lüüt hochmüethig chönnen i 's Gsicht luege und mr z'merke gä: Au ig ha für dy Bueb zahlt — — — I könne sie wol! Mi dörft jo nümme herzhaft nieße und nümm zum Chrämer go ne Vierlig Gaffee hole — — — O wenn numen ig 's erspare und erhuuse chönnt! Gern wett i numen einisch essen im Tag! — Das han i dr ryche Gottebasen erzellt z'Maiechilch, won i sit zwölf Johre wieder 's erste Mol a d'Chilbi gange bi — und bi doch i dr Tschäpelier-bruederschaft! Also dr Base han i 's erzellt, wie gschyd und brav du sigisch und wie guet as lehrisch. Und wie 's mr e Chummer mach wege 'm Geld — — Do seit sie endlige: So hör doch uuf jommere, Gundi! Wenn dä Bueb isch, wie du seisch, so sell dr Chostepunkt keis Hööggli sy: Loh du dyni hochmüethige Dorfbuure goh, mir, i euser Familie, vrmöge sauft no so nes Herrli lo z'studiere. Ig ha numen eis Chind und da 'sch rych vrhüürothet und bruucht 's Geld nit Alls und ig no viel weniger. Drum schick mr dä Chnab abe, und wenn 's so isch wie du seisch, so — mr wei de luege! 's isch jo ne guets, fromms Werk und hoffetlig au Gotteslohn drby." — So het die gueti Base gseit, und 's Herz im Lyb het mr glachet, und im Heigoh het 's mi dunkt, ig olti Jumpfere möcht über alle Heeg ussspringe us luuter Freud! Jetz aber darfsch nit suume und muesch zur Base goh, Heireli!"

So het si de dr Heireli am Sunntig druuf uf d'Bei gmacht, i 's Niederamt abe.

Und am Mäntig z'Obe, won er hei cho isch, het sy's Gsicht ordli gstrahlet vor Freud, und scho vo wytem het 'r 's Hüetli gschwunge und dr Tante zuegrüeft: „Guet abglaufe,

herrlig! D'Base het mi schier nümme welle lo goh. Und do, im Sackkalenderli, han i nes Gschriftli, das isch tuusig Franke werth! Und 's Schönste drby: Die jungi Base, ihri Tochter, isch au dört gsi und het Alls billiget und mi fründlich yglade, zuen ere z'Vakanz z'cho uf e Blüemlishof. Und si well de geistligi Muetter sy — — O Tante, i bi so glücklig!"

Am Tag druuf isch 's Frauetag gsi und d'Mina wieder uf Bsuech cho. Si heb kei Fründi as 's Anneli, die andere Meitli sige so dumm, stolz und gschwätzig.

Und do het si vo dr Stadt brichtet, vo dem Gstaad und dr Pracht i de Hüüsere, i de Chleidere. Und vo dr Pangsion, was sie allerhand hebe müeße lehre.

Do foht dr Heireli mit ere aso französisch parliere, viellicht nume für sie z'fecke. Und Beedi hei glachet.

Und 's Anneli foht aso chlage: „O deheime goht 's doch grüüsli lützel zu! Me gseht nüt und kört nüt und blybt dumm syr Lebelang!"

D'Mina suecht 's z'tröste und seit: „Ach, Anneli, es isch bi de Fürnehmen au nit alls Guld, was glitzeret! Mängi Fräuli chunnt i Syden und Sammet drher und fahrt i prächtige Gutsche, und ig thät doch nit mit ere tuusche, Gott bewahr! So stoht 's denk au mit dr andere Herrligkeit; ganz nooch betrachtet isch 's gar kei Herrligkeit meh. Ebe myni Fründine us dr Stadt hei mr Sache brichtet, vo Nyd und Mißgunst und andere häßlige Dinge — i ha denkt: Gottlob, channsch du wieder hei, i 's stille Dorf use, zue dyne brave, friedlige Eltere und Gschwisterti" — —

Drwyle het dr Heireli sy Gyge gstimmt und singt:

Wie 's Heimetthal — lig 's won es well,
Im warme Süd, am Gletscherquell,
Dört wo am Abhang d'Truube ryft,
Die rauhi Bys dur d'Ebni pfyft:
Wie 's Heimetthal, so schön und werth,
Git 's keis uf Gottes wyter Erd!

Wie 's Vaterhuus — stöih 's uf dr Weid,
I enger Stadt, uf wyter Haid,
Syg 's baut vo Holz, us Marmorstei,
Stolz oder gring, groß oder chlei:
Wie 's Vaterhuus, so lieb und traut,
Git 's keis, so wyt me Hüüser baut!

Wie d'Muettersproch — die Melodie
Vrgißt me y sym Lebe nie.
Klings weich und glatt nach weltschem Bruuch,
Wie 's Wagerad, so hert und ruuch:
Wie d'Muettersproch, fyn oder schlicht,
Kei anderi so zue Herze spricht!

„Jo, d'Muettersproch“, seit 'r, „die lehrt mr im Handumdräihe, wie dr Fink 's pfyfe oder 's Hüehnli 's gaggle. Aber im Kollegi si sie leider nit z'friede drmit. Grad hüür han i eini unterhänds — ne Sproch nämlig — die macht mr ordli Chopfweh: 's Griechische“ — — Und 'r zieht nes chleis Büechli us dr Chitteltäsche und seit: „Exgüsi, Jumpfere!“ und leit si dr längeswegs untere Freulerbirbaum i's duftige Gras und studiert yfrig a dene „Hooggemannen“ ume, wie ne 's Anneli seit. Z'erscht hein em d'Meitschi Meien agworfe für en z'necke; endligen aber si sie spazieren gange, em Waldsaum noh, und hei gsunge:

Rothi Bäckli, blaui Aeugli
Und e Grüebli im Chinn — —

Nes Rüngli het ne dr Heireli vrgnüeglig zueglost, am

End aber het 's nume no us wyter Ferni klunge, ganz lys und unverständlig. Drum het 'r si wieder mit sym Homer abgäh. Bis d'Tante cho isch und gmeldet het: „Jetz chönnt mr esse, Heireli! Wo si d'Meitschi? Gwüß no uf's Maieschänzli? Und löih 's Rösti cholte!“

So dann und wann, nebe 'm Studiere, het si dr Heireli au a d'Buurenarbet gmacht, het Bire gschüttelt und Oepfel abglese. Oder 'r het dr Charst uf d'Axle gnoh und isch mit syne Wybervölchlene uszogen uf e Herdöpfelplätz und het gschaffet, aß 'm die syne, wyße Händ ganz bruun und ruuch worde si. — De het 'n au 's Esse besser dunkt und gschlofe het 'r au wöhler, und 's Gwüsse het 'm gseit: „Recht so, Heireli! Muesch dyne Lüütlenen ushelfe mit alle Chräfte! Du gsehsch jo, sie helfe dir au mit em letzte Chrüüzerli!“

So isch d'Vakanzzyt wieder vrstriche, im Flug.

Und schier mit Beduure het si dr Heireli wieder uf d' Wanderschaft gmacht, das Mol uf's Pfarrers Roth hi, i d' Stadt, a 's Gimnasi. Und doch wieder mit de schönste Hoffnige. De jetz chann 'r endligen i d'Theologieklasse ytrete, dört wo me die junge Geistlige uusrüstet mit dr nöthige Wüsseschaft.

7.

Dusse, zrings um 's Hüüsli ume, schneit 's wie wild. Kei Thür cha mr uufthue, aß nit e Schwarm Schneeflöckli ine chöme us purem Muethwille; oder thüei se si öppe flüchte vor 'm wilde Sturm, wo ne kei Rueih loht und kei Rast? Me chönnts schier meine.

Dinnen aber, im warme Stübli, sitze d'Tante und 's Anneli am Spinnrad und si gar flyßig. Und 's zwöit und

's dritt Wort isch: „Dr Heireli — — Was macht 'r ächt, bi dem Hudelwetter? Het 'r doch au die neue, warme Strümpf a und 's Halstuech umbunde, wo mr 'm gschickt hei? Und loht 'r doch au 's Zimmer heitze? Fryli, feuf Batzen isch au viel für 's Mol! Aber wer wetts erlyde mögen i dene füechte, cholte Muure und drzue no schrybe und lese?

Bold isch ne Brief cho und het sie us 'm Gwunder use glüpft. Dr Heireli isch, gottlobedank, jo gsund und wohl und loht Alli herzlig grüeße. Au schickt 'r Hömli hei zum Wäsche und Sogge zum Stückle. Und meldet, er heb jetz au Privatstunden übernoh i guete Hüüsere, das trag 'm i dr Wuche so und so viel y, es hübsches Sümmli. Er fragt au, was 's Neus gä heb sit syr Abreis im Dorf, zäntume; und öb d'Chueh kalberet heb? Er möcht ne sie so guet gönne, die vieli Milch! Und z'Wiehnecht selle sie de Chüechli bache und si recht artig freuen uf die gnaderychi Festzyt.

„Aber nei!" seit d'Tante und wüscht d'Auge. „Wie dä Bueb nes guets Herz het! Wie nen Engel, gwüß isch 's wohr — Jetz aber muesch 'm antworten, Anneli, und Alls dry thue, i dä Brief, was si schickt. Vrstohsch das jo besser as ig; cha schier nümme dr Name schrybe, und won ig's letschthin ha müeße thue i dr Amtsschryberei, isch 's mr recht Angst worde vor dene Schnäuzlere und i ha ne Chreebel gmacht a dr „Kunigunde" — i schäme mi jetz no, jä gwüß!"

„Am Sunntig", seit 's Anneli, am Sunntig wüll em de antworte, ha de schön dr Wyl."

Am Sunntig aber isch d'Urselibasen uf Bsuech cho, trotz Schnee und Chölti. Und het 's Huus erfüllt mit ihre Chlage uber dä bös Ma, wo Alls vrputz und Händel suech, Tag und Nacht, aß 's schier nümm z'erlyde sig. „O du channsch

froh sy, Gundi“, seit sie, „aß kei Ma hesch! Settisch Gott danken uf de Chneue. ’s Mannevolch, jo das sett me als grad vrschieße, ’s isch keis kei Batze werth! J glaube nit, aß mi myne nes Fünkeli gern heb; jo ’s isch no d’Frog, öb ’r nit heimlig thät juuzge, wenn i sturb — aß ’r wieder chönnt en Anderi näh! Aber i thät em ’s nit zum Gfalle, nei mi Sex nit“ — —

Wo sie furt gsi isch, het d’Tante gseit: „Do gseht mr wieder einisch handgryflig, wie ’s goht im ehlige Lebe, wo kei Liebi vorhanden isch. ’s Ursi isch Vierzgi worde und kei Chnab het si um’s bekümmeret, wüll ’s ebe nes unschymbers, suurs Meitli gsi isch; und wo dä seit: „Harz“ — seit es gleitig: „Chläb!“ und hei Hochzyt gha im Schnellschutz. Und das eifältig Ursi het nit gmerkt, aß ’s dem Bürschtli numen einzig um ’s Geld z’thue gsi isch. Me het em ’s gwehrt vo alle Syte, ’s het Alls nüt ghulfe. Jetz lebe sie wie Hund und Chatz; er suecht sy Freud im Wirthshuus und es bruucht sy bösi Zunge — ’s isch ne Schand! Das nimmt kei gueti Uusleitig, nei währli nit!“

Druuf chunnt ’s Anneli ne chranki Hand über, ’s bös Thier — Gott bhüet is drvor! ’s het Schmerze gha öppis grüüsligs Tag und Nacht, das arme Chind! Und vo schryben isch kei Red meh gsi. Drum het me d’Zueflucht zue dr Mina gnoh, wo a Allem großen Atheil gno het i Freud und Leid. Und sie het ne Brief gschribe, feuf, sechs Syte läng; und Alls dry tho gar fyn und artig, Lustigs und Truurigs, Eiges und Frönds, wie’s eren ebe i Sinn cho isch selb Nomittag.

Und dr Heireli het wieder g’antwortet, ebefalls vier enggschriebnigi Syte voll und gar Freud zeigt a dem Briefli. Und em Anneli nes Pflästerli gschickt vom ene gar gschickte

Professer, und nes sydigs Chnüpferli, und dr Tante nes neus Meßbüechli mit grobem Druck, zum Christchindli, und dr Mina nes Bildli, nes ganz prächtigs, und sie sell 'm gly wieder schrybe, wie 's deheime gang, es nehm en gar wunder.

Und d'Mina het nit gnue chönne rüehme, wie fyn und glehrt und doch so herzig Alls uufgsetzt sig; me müeß förmlig stuune und denke: „O chönnt ig 's au e so." Oemel es Dotze Mol sie die Briefe glese — — — Und druuf wieder g'antwortet, wien ere 's d'Tanten und 's Anneli ygäh hei und au 's eige Herz. — — —

Dr Früehlig isch cho und dr Summer.

Und chuum isch d'Ern vrby gsi, isch au dr Heireli wieder cho, größer und rahner as zuevor. A dr Backe und unter dr Nase isch dicks Flumenhoor cho z'wachse, wie gäli Syde. Au d'Stimm het teufer klunge. Dr Mina het 'r, wie 's 'm uuftreit gsi isch, nes neus Mußigheftli mitbrocht für d'Gitare.

„Zieh d'Mina numen uuf, wenn sie chunnt!" seit 's Anneli. „Sie het en Schatz."

„Ne Schatz?" Und dr Heireli macht so großi Auge.

„He jo, worum sett si denn nit, so ne hübschi, rychi Tochter? Einen us 'm Niederamt strycht ere noh, ne Buuresohn. Er isch mit ere Götti gsi bi 's Lorenze Chind. D' Lorenzene thuet gärn so öppis brittle — — Vo döct a duuret die Liebschaft. Eigetlig isch 's no eister nume ne ganz eisytigi Liebschaft, de, unter eus gseit, dr Mina isch 'r z'wider. Ne Chopf heb 'r wie nes Bernviertel, syg groblächtig i sym ganze Thuedium und wüß au vo dr ganze Welt nüt z'brichte, aß vo de Rossen und Chüehnen und Wäge, vom Dragunerwese, vom Großthue und Chrafte. So eine wüll sie gar nit, die Olti aber, d'Statthalteri, flattiert 'm und wartet 'm uuf,

hinten und vorne! de si selber isch au vo dört untenufe und mit dem Challi no wytläufig vrwandt. Er heißt Hornig, aß 's nit vrgissisch!"

Und würklig, am Sunnlig, wo d' Mina uf Bsuech chunt, foht si dr Heireli bi dr erste Glegeheit aso necken und frogt, ob si dä Hornig au lustigi Fasnecht gmacht heb? Und so wyters, wie 's öppe brichtet wird i settige Fälle.

Do isch aber d'Mina über und über roth worde und het am End schier Augewasser übercho. So daß sie dr Heireli bald duuret het und 'r notisnoh uf enes anders Kapitel übere gsprungen isch, uf d'Mußig.

Do hei sie de zsäme die neue Stückli probiert und gsungen ung gmusiziert, aß sogar 's Vögeli im Chräzli sy Freud dra gfunde und aso pfyfe het wie närrisch. —

Dr Heireli isch vo Olt und Jung ordli gestimiert worde und Vieli hei jetz scho vor em 's Chäppli glüpft; und d'Wyber hei 's für kei gringi Ehr gha, wenn das jung Herrli mit ne paar Wort gschwätzt het, und d'Tante benydet um die Gnad. Dr Pfarrer het en yglade, furta, als Theolog, i Chorstuehl z'cho und am ene Sunntig zue nem cho z'Mittag esse.

Das het dr Heireli sehr gfreut, nämlig wäge 'm Pfarrer.

Im Ganzen aber isch 'r weni oder gar nit unter d'Lüüt gangn. Lieber isch 'r deheime blybe, uf em heimelige Hübeli, und im Wald ume gspaziert und het dem Vögelgsang gluuschet und dem heimelige Gruusch, i dene hundertjährigen Eichen und Bueche. Dr Wald isch 'm vorcho wie ne große, heilige Dom, wo d'Engeli, d'Friedensengeli, unsichtbar uf und ab schweben und Gottesdienst halte uf ihri Art.

Im Wald het 'r au am beste chönne studiere und syne Gedanke nohange.

Bsunders agnehm isch em au dr Umgang mit em Anneli und dr Mina gsi, ihre Gsang und munteri Rede. Me isch halt doch numen einisch jung!

Und e sittigeri het 's keini gä aß 's Statthalters Tochter. Das het au d'Tante gseit. Und drby so witzig und gschyd und lustig. Sie isch nit müed worde für dr Heireli z'froge über Dies und Jenes, was sie nit gwüßt het, i dr Sproch, i dr Geographie, i dr Gschicht, i dr Mußig; und het em so andächtig zueglost und keis Aug ab em tho. De hei sie wieder zsäme könne lache wie Chinder, vor Johre.

Einisch, am erste Herbstsunntig z'Mittag, si sie, dr Heireli und die zwöi Meitschi, röthig worde, ne größere Spaziergang z'mache, uf e Challeberg ufe. Und sie hei si au munter uf e Weg gmacht.

Bi de Ruine vom Oltschloß het me ne längere Holt gmacht für e chly z'verschnuufe. 's isch nes merkwürdigs Luege gsi, die riesig dicke Muure, dä mächtig, rund Thurn mit em ygfallne Gwölb und de schmale Heiterlöchere; vo dr steinige Schneggestege het mr no düütlig die unterste Tritt gseh, mit Morast und Gras halb vrdeckt; d'Cysterne und dr Schloßgarte, Alls mit Dorn und Stuuden überwachse. Wo albe d'Ritter mit ihre Fräulene glebt und gschwebt hei i Suus und Bruus und Herrligkeit, i Liebi, Stryt und Kampf, huuse jetz d'Fledermüüs und d'Heidöchsli, dummi Frösche, Blindschlycher und Schlange. Us de Muurspalten use wachse Zwergföhrli, und uf ihre gstruppigen Aeste hocket dr Ohrechuuz und loht sys melancholisch Gschrei uus i stiller Nacht.

Dr Heireli het dene Meitlenen au die Gschicht erzellt vo dr Burg. Wie 's vo de Wendelsteinere bout worde syg vor viele hundert Johre; wie die als Raubritter ghuuset hebe, vo

de Schelmereie und Gruusamkeite, wo sie verüebt hebe a Chauflüüten und Buure, wie die arme Gfangene heige müesse schmachten i dem teufen, abschüüchlige Thurnkeller unte, lebendig vrgrabe — — Wie eine vo dene Bluetsuugeren und Tyranne sy eige Frau vo dr Garteterasse abegstoßen heb i teuf Abgrund abe, wüll 's em sy Untreui und Schandthate vorgworfe; wie d'Lüüt i Fronfastenächte die Gröfi gseh heben im Chrachen umelaufe, i schneewyßem Gwand und uufgelöstem Hoor und mit dr Hand gege d'Burg use düüte, dene öde, stumme Ruine, i dr Franzosezyt no. Wie das Schloß vo den Eidgenosse ignoh und vrbrönnt worde syg, dr Thurn aber und die chlosterdicke Muure Sturm und Wetter trutzet hebe bis uf e hüttige Tag.

Er het au vo dem unterirdische Gang brichtet, wo, dr Sag no, eine vo de Burggrofe heb lo erboue, für sy Liebsti heimlich bsueche z'chönne, d'Gröfi uf em Chuuzeberg ane, wo me au no düütlich d'Spure gsei vo Schloß und Thurncheller. Hütt no, wenn me de Jegere wüll glaube, sig nes Stücki vo dem Gang vorhanden, teuf unter däim Hubel dur, statt de Grofen aber thüeie Füchs drin huusen und allerhand wüesti Thier. — — Wie andächtig hei nem die Meitschi zueglost!

Druuf isch mr uf e Challeberg use gstiege dur e gäch aber schattig Finsterwaldchrache. Dobe, uf em Challew.idli, hei sie die prächtigsti Uussicht gha uf d'Alpe, vom Sentis bis zum Montblang, i 's Aeärgäu abe mit syne fründlige Städtlene und Schlössere, i 's Luzernerbiet ine mit syne sunnige Hüble, wyten Ebene und schmale Seene, i 's Chloster St. Urbi, wo die Herre so gottesfürchtig glebt hei, i 's heimeligen Emmethal use, wo die feiße Chäse grothe und die schöne Meitschi.

Das Tüürli het eusi Lüütli ordli müed gmacht und durstig. Denn d'Sunne het gstoche wie z'mitts im Summer. Drum si sie i das grüümige Challesennhuus abe gangen und hei ne Halbi Wy trunken und Geißchäsli drzue gesse. Und dr Heireli het, gäb wie d'Meitschi abgwehrt hei, no ne zwöiti Halbi bstellt.

„Mr chöme Rüüsch über", meint d'Mina.

„Ganz recht!" seit dr Heireli. „Das möcht i ebe gseh, wie dir de Gsichtli machet."

Sie lache zsäme und gspäßlen; bis einen ine chunnt i d'Stube und meldet: „'s git nes starks Wetter! Obsig uuf isch dr Himmel brandebigeschwarz, über und über, au thuet 's scho wetterleichne — — — Im Herbstmonet, da 'sch ne Selteheit!"

Do hei d'Meitschi groſzi Angst übercho und kei Blybes me gha. „Mr wei hei! Lueg, Heireli, wie 's finsteret. Und dä wyt Weg — bhüet is Gott!"

So si sie furtzoge, heizue, dr chürzisch Weg, über d'Weid dur Wald und Chräche. Bold wäre sie ordli verirret gsi, hätt ne nit en olti Bromberifrau dr Weg gwise, bim rothe Chrüüz vrby.

Vo Sunneschyn kei Spur meh, me kört dr Donner muttere, gseht 's blitzgen obsig uuf bis überen i 's Emmethal. Keis Lüftli goht, d'Stuude löih ihri Blettli muethlos hange, 's macht so heiß, so brüetig heiß, 's chunnt eim frei vor en Othe. Dene Meitschene ihri Gsichtli glüeihe, sie hei d'Hüetli abgno und d'Röck uufbunde, aß sie a dene Stuude und Dörne kei Schade lyde, und laufen em Heireli noh wie Jagdhündli, über Stock und Stei. Und nume selte chunnt 's vor, wenn öppen Eis stülperet über die hööche Würzen oder uusgschlipft

uf dem glatte Wase, aß 's no 's Heirelis Arm gryft und alli Drü luut aföi lache, trotz Wetter und Gfohr.

Si yle, was sie vrmöge. Jetz chöme sie zum Flüehmattweg, wo dr Grenzstei stoht vom große Frieniswald — nes Viertelstundli no und me isch deheim. Jo, wäre sie nume scho deheim! De jetz het 's aso chuuten und tose i dene höche Baumgipfle, die starke Tanne chrümme sie, wie schwachi Schilfröhrli, die Bueche ruusche, die olten Eiche süüfzge und chrache, d'Kräihe flatteren ängstlig ihre Nestere zue, großi Tropfen falle dur die Baumlücken abe, yschig chalt.

D'Mina het so schöni, chöstligi Chleider a — o wie schad! Und 's Anneli rüeft: „J springe voruus und hole ne Schirm.“ —

„Nei, nei!“ wehrt d'Mina, „Anneli, se los doch au!“ Aber 's Anneli isch scho furt, 's Wegli ab, gsprunge und was 's zruggrüeft het, me het 's nit kört vor em schröcklige Wind. Dr Heireli und d'Mina laufe was sie laufe chönne, doch si sie chuum zwee Büchseschütz wyt gange, so chunnt ne Donnerschlag, aß dr Bode zitteret. Und zueglych bricht dr Rege los, wie mit Züberen abegschüttet. Do, hert am Wegli, stoht die olti, großi Bueche,; gleitig zieht dr Heireli sy Begleiteri unter das breite, dicke Laubdach. Hundert Mol scho isch 'r unter der Bueche gsesse, bi sunnigem Wetter, im linde Miesch. No nie aber isch 's em willkomme gsi, wie jetz, bi dem grusame Sturm.

Do stöih die zwöi junge Lüütli Arm an Arm a dä großmächtig Buechestamm aglehnt nnd schöpfe wieder Othe und luege dene Regestryme zue, wo zwüsche de Bäumen alle falle, und dene Bächlene, wo dur die Wegli und Chrinnen abe laufen. Und hei sie müxelistill. Bi jedem Donnerchlapf aber

juckt d'Mina erschrocke zsäme und ergryft fester Heirelis Arm und lehnt 's Chöpfli a sy Achsle und het d'Aeugli zue us luuter Furcht.

Dr Donner git noh, desto stärker fallt dr Rege. No kei Tropf isch dur das grüene Schärmdach drunge, doch jetz foht 's au aso rünnele, und dr Wind peutscht die Tropfe zue, vo dr obere Syte noche, wie rasig.

„Loh di nööcher zue, Mina!“ seit dr Heireli b'sorgt, „do isch mehr Hilmi!“

Und 'r nimmt sy Rock, won 'r uuszoge gha het und theilt en mit dem Meitschi brüederlig, das heißt 'r deckt drmit gmeinsam syni und Minas Achsle; und um dä Rock fest z'holte, schlingt 'r sy Arm liecht um ihre Hals. Er gspürts wie 's Meitschi zitteret. — — — Ihm selber foht 's Herz aso warmen und chlopfe, bi der Berüehrung überchunnt en nes seltsams, ungwohnts Gfüehl, so arig süeß und schuurig, nit uuszspreche. — —

„Förchtisch di öppe, Mina?“ frogt 'r lyseli. „Förchtesch my?“

„O nei!“ seit sie und luegt an en uuf.

Und wie sie, Bäckli a Bäckli, enander i d'Auge luege, ne Minute lang, bis uf e Grund, do hei ihri Herzen aso uufjuchzen und jubelire vor luuter Seligkeit; und wie d'Auge, so hei unwillkürlig au ihri Lippe enander gfunde im e füürige Chuß, dä schier nit ende wüll — — Und keis Wörtli isch gsproche worde, aß: „Mina“ — „Heinrich.“ Was aber das Wortli Alls entholte hät a Liebi und Glück — wer chönnt 's ermesse?

Do het dr Rege lang chönne pletsche, dr Wind lang chönne tosen und chuutte im nasse Gezwyg — die Beide hei's

weder gseh no kört, no gspürt. Bis ne gwoltige Donnerchlapf chunnt, glychsam 's Finali, do fahre sie erschrocken uusenander und luege, wie uf böser That ertappt, vrwirrt umenand. Dr Rege het uufghört, dur die Baumlücke dure güggelet bereits wieder e milde Obedsunnestrahl, a de Baumblettere hange Millione glitzerigi Edelstei und falle zuer Erde. 's Wetter het si vrzoge, über d'Aaren übere stoht e wyte Regeboge, dä nimmt sie am schwarze Gwitterhimmel so prächtig uus!

Und 's Fueßwegli uuf chunnt 's Anneli cho z'springe, mit zwee Regeschirme unterem Arm und rüeft:

„Heireli! Mina!"

„Do si mr jo, do!" antwortet dr Brüeder und stoht i 's Wegli use. Und alli Drü lachen über dä grüüslig Schrecke, wo sie uusgstande hebe.

Wie sie hei chöme, uf 's Hübeli, rüeft d'Tante:

„Bhüet is Gott, wie han i nit en Angst uusgstande, wegen euch bi dem schröcklige Wetter! Dr sit gwüß duredur naß worde — nit! He um so besser! Du, Heireli, muesch eineweg 's Hömli schangschiere, i ha dr eis z'warme tho! Z'ersch aber wei mr dr warm Gaffee trinke, dä thuet ech erquicke, potz tuusig! Und dä isch au ue Züpfe, ha sie gester extra bachet, wüll 's em Anneli sy Geburtstag isch. Die müeßt dr esse — Mina, schnyd dr ab, nume herzhaft — so! Und du au, Heireli!"

Ach, sie möge nit Züpfe esse! Dr Mina ihri Bäckli glüeihe wie 's Obedroth, wo jetz zum Fenster y schynt, ihre Auge glänze, und was sie redt, vom Wetter, vo dr Landschaft, wo sie gseh hebe, vo dr Muetter deheim, wo gwüß grüüsli Angst heb und blangi, wie 's so heiß mach no eister, — 's het Alls kei Zsämehang, 's sprudlet füre wie 's Wasser, wenn

'z überchochet,. Das chunnt doher, 's isch so heiß und deustig i dem Stübeli — — — Mit eme churze Grueß, mit eme flüchtige, warme Blick uf e Heireli, nimmt sie Abschied und springt furt, 's Fueßwegli ab, wie nes flüchtigs Reh.

Dr Heireli het no keis Wörtli gsproche. Und wien 'r i sys Chämmerli ufe chunnt, leit 'r si wien 'r eben isch, uf 's Bett und macht d'Auge zue. Er weiß gar nit, wie 's em isch, so wohl, so weh!

Vom Rankweg noche ertönt häle Meitschisang. 's Fenster isch sperroffe, me hört jede Luut, vrstoht jedi Silbe:

Es Vögeli sitzt uf höcher Flueh
Und singt und jubiliert.
Es Anders luegt und lost em zue,
Frogt: Bisch so gar scharmiert?
Was isch's de, was di so närrisch macht?
Doch öppe nit d'Sunne mit ihrer Pracht?

Wie sett sie nit? seit 's Vögeli.
Lueg, wie dr Himmel blau,
Und wyß dr Bach im Bödeli
Und d'Blüemli uf dr Au!
Isch das nit 's Singe und 's Juble werth?
Git's öppis schöners wohl uf dr Erd?

Das Andere seit: I gseh dr's a,
Gwüß könnsch du d'Liebi nit?
So bisch du währli übel dra,
Magsch süscht ha was de witt!
Denn 's höchste Glück, wo 's Herz erfreut,
Isch d'Liebi mit ihrer Seligkeit.

Wie dr Liebi Blick so häll und klar
Kei Stern am Himmel stoht;
Wie dr Liebe Luut, so wunderbar
Kei andere z'Herze goht.

Wie dr Liebi Lust und dr Liebi Weh,
Findsch du uf Erden, im Himmel nüt meh!

Jo, dr Liebi L u st, die het 'r jetz empfunde, dä guet Heireli! Mit aller Macht, urplötzlich, isch 's em i 's Herz ine drunge, het's ganz uusgfüllt, 's hinterst Eggeli. Und i dem Herzen inn gseht 's sitdem uus wie im Paradies; do isch nes prächtigs Altärli uufgmacht und Meie zringsum vo alle Farbe und Alls erlüüchtet mit guldigem Glanz. Und uf dem Altärli stoht d'Mina und lächelet so süeß, aß em 's Herz schier vrgoht. Und d'Engeli, ganz unsichtbar, singen und musiziere, eis Gsätzli um 's ander, ne wunderbari Melodie, wien 'r no keini kört het syr Lebelang. — — —

So lyt dr Heireli mit gschlossnen Augen uf em Bett und loht dä Gottesdienst ungstört wolten im Herzen inn. Und es Blüemli het 'r zwüsche de Fingere, nes Monetröseli, wo d'Mina am Buse treit het; und er chüßt 's und chüßt 's!

„Heireli!" rüeft d'Tante Stegen uuf. „Heireli, d'Suppen isch gmacht — wotsch nüt meh z'Nacht?"

„Nei, nei!" antwortet dr Chnab, „i ha kei Hunger. Wüll lieber schlofen und traume." — —

Und de Morge früeh, eh dr Güggel chräiht, schlycht 'r si scho zum Hüüsli uus und goht i Wald. Und singt und juuzget mit de Vögle z'wett, vo all dem Glück, won em 's Herz erfüllt. Süscht müeßt 's jo vrspringe!

Und won 'r a das Oertli chunnt, zum große Bueche-stamm, nimmt 'r sys Sackmesserli füre und schnydet vier Buechstabe i d'Rinde und zieht nes Herzli drum. Au es Läubli ryßt er vom Baum und leit 's i 's Sackkalenderli nebe das Röseli.

Er gspürt 's nit, wie naß 'r wird vom viele Thau.

Am Zystig z'Obe chunnt d'Mina cho ne flüchtige Bsuech abstatte; sie het am Sunntig, i dr Yl, ihres Reistäschli vergesse gha.

„D'Tanten und 's Anneli si am Rainli unte", seit dr Heireli, „sie thüei dr Chabis bschütte." Und wieder foht em 's Herz afo chlopfe und vor luuter Vrlegenheit weiß 'r nüt z'sägen, aß: „Setz di doch, Mina!" — —

Und 'r nimmt sie bi dr Hand und zieht sie süüferli neben anen uf d'Fensterbank. Und sie lehnts Chöpfli wieder a sy Achsle; und heißi Thräne gspürt 'r uf sy Hand abe falle.

„Was brieggisch?" fragt 'r erschrocke.

„O, i weiß 's selber nit! Denk wüll di so lieb ha, so lieb!"

Do nimmt 'r sie stürmisch um e Hals und chüßt ere 's Thränli us den Auge.

Plötzlig aber richtet si d'Mina uuf und seit: „Ach Heireli, 's cha jo nit sy, 's darf i Gottsname nit sy, aß mr is liebe! Du wotsch jo geistlig werde, muesch geistlig werde — ach Gott!"

Und jetz, erst jetz, chunnt 's au em Heireli i Sinn: „I sett jo geistlig werde, darf nit liebe" — — — Und 'r senkt truurig dr Chopf.

Ne pynligi, stummi Pause. Me hört d'Tanteu und 's Anneli dr Fueßweg uuf cho, vo wytem.

Do seit 's Meitschi: „No nes Chüßli, Heinrich, de keis meh! Wei Alls vrgesse, vrgrabe!"

„Vrgesse, vrgrabe!" wiederholt dr Heireli dumpf.

Druuf falle sie enander i d'Armen und byßen enander schier d'Lefzgen ab. — —

Wie sie aber d'Tante höre d'Schueh abschare im Schopf

uße, springe sie usenander und föih glychmüethig aso brichte, vom Wetter, vo den Oepfle, wo stark thüei falle, vo dr Herbstweid uf de Matte — — — 's het scho ziemlich aso öbele, i dr Stuben inn; d'Tante het die rothe Bäckli nit gseh und die nassen Aeugli!

8.

Dr Heireli isch wieder furt und dr Winter isch cho mit schnelle Schritte.

Dä Niederämter Buuresohn het si sit langem nümme lo blicke. Jetz, won em d'Muetter gstorben isch, chunnt 'r wieder cho z'ryte, mit vielem Yfer. Er mög nümme mit Mägde huuse, seit 'r, die müeßen em nit Alls vrschleipfe und vrschlecke.

Und d'Stattholteri ermahnet ihri Tochter: „Dä darfsch nit lo fahre! Denk au, wie rych, wie ne prächtigi Sach! Und däwäg chönnen ynezhocke, kei Schwiegere meh, Niemer, aß ein regiere wüll oder uf d'Zeche trappet — — Dä muesch näh, Mina!"

D'Mina aber schüttlet dr Chopf und seit: „Los, Muetter, i chönnt 's um alli Welt nit! Möge Huus und Hei au no so schön si — dr Burscht chann i nit liebe, au ganz und gar nit! Drum löiht mi doch rüeihig! — So schröckli wird ech doch nit vrleidet si, aß dr mi so gleittg weit zum Huus uus ha, so jung — Süscht säget 's nume, i go jo scho, uf dr Stell — i 's Chloster!"

Und z'Obe, im stille Schloschämmerli, sitzt sie uf 's Bett und summt:

So warm isch keis Füür,
Kei Glueth isch so heiß,

As e heimligi Liebi isch,
Vo dr Niemer nüt weiß!

— — — — — — — —

So stark isch kei Chetti,
So gwoltig kei Dieb,
Nüt gryft so zue Herze,
Wie ne heimligi Lieb.

Mys Herz het es Schlößli,
Drinn rueihet e Schatz,
Kei andere chunnt ine,
Kei andere het Platz.

— — — — — — — —

Dr Himmel isch höch
Und 's Meer isch gar breit,
My Liebi, die duuret
In Ebigkeit!

„Jo, bis i d'Ebigkeit!“ seit sie. Und kei Seel söll 's vrnäh, i dr ganze Welt nit, was i mym Herz inne vrgrabe lyt. Bis einisch de, im Himmel, de wüll em 's offebare: „Lueg Heinrich, wie treu as dr blibe by! Und 'r wird si freue, und dr Herrgott wird 's denn au erlaube, aß mr dört dörfe binander sy.“ — —

Und sie nimmt die Briefe füre, zum hundertste Mol, won 'r hei, i syne Lüüten und zueglych an ihre gschribe het; und liest si wieder bim matte Nachtliechtli, vo Afang bis zue End; und lauft 's Zimmer uf und ab und seit überluut: „Und ig sett dä dumm, kolderig Challi näh, wo er my syner werth gfunde het, wenn au nume ne churze, seligen Augeblick! O nie, nie!“

Sie nimmt au sy Photegraphie füre, mit dem rothwyße Studentechäppli, und bschauet sie und drückt sie a 's Herz,

a d'Lippe; und vrschließt Alls wieder sorgsam i 's hinterste, heimligste Gummodewinkeli —

D'Gotte chunnt z'Visite und seit:

„Wie d'Mina bleichet! Sie het viel gmageret, sitdem i do gsi bi!"

Sie het halt au gar streng müeße schaffe, dä Herbst", meint d'Muetter. „'s wird öppe scho wieder bessere!" —

Dä dick Niederämter wüll nit lugg gäh. Sogar d'Statt-holteri git em 's zmerke: Nit noloh gwünnt! — Er chromet dr Mina uf d'Wiehnecht ne chöstliche Schahl, roth blüemelet met eme prächtige Bord. Fatalerwys het aber d'Mina selb Nomittag schröckli Zähnweh und wüll nit zum Vorschyn cho.

Do foht d'Muetter afo uufbegehre: „Het das au en Art, so wunderlig z'thue? Oeppe danket isch 's gly! Und dä Chrom dörft jo ne Prinzessi anäh, so prächtig isch 'r und syn. Weiß kei Mönsch, wie viel dä gkost het!" —

„So nehmet Dir en, Muetter!" seit 's Meitschi ver-drießlig. „Dr chönnt em de so grüüsli danken aß dr weit — — Oder besser wär 's denk, 'r gäb en dr Luzerner Magd, wo unter dr Zyt het müeßen uustrete, us gwüsse Gründe, wie d'Lüüt säge!" — —

's isch nüüt zmache gsi, dä Bursch het 's dr Mina gar nit chönne breiche.

Au dr Stattholter seit endlige: „Hör doch uuf das Meitschi z'ploge, Muetter! Wenn 's en au gar nit mah — und offe gstande, mir chönnt 'r 's au nit — was wüll mr 's de zwänge? Ne zwängti Sach thuet selte guet. 's chönnt die einisch greue — — Und zudem: Lueg das Meitschi a, wie 's lydet! Dem Chind fehlt öppis, sig 's was 's well. Denk nume dra!"

„Me mueß em öppis zue ha, Eier und guete Milch“, meint d'Muetter, „das wird scho helfe. 's isch au gar z' stark gwachse!“ —

Do chunnt 's Weierhöfers Bueb, dr fürnehmst im Dorf. Bloß stoßt 'r sy e chly a a dr Red und isch au süst nit grad dr uufgwixtist; aber das schöne, neue Huus, dä Hof und d' Gültene! Und 'r frogt d'Mina a Fasnechtball.

„Do wirdsch doch jetz nüt yzwende ha?“ frogt d'Muetter.

„Nei“, seit d'Tochter, „wider dä Burscht han i nüt. I glaub es sig ne brave. Nume mag i gar nit a d'Fasnecht goh, ma nit hüürothe — — O Muetter!“ — und 's nimmt sie ume Hals ume und foht 's luuter Wasser afo briegge. „O Muetter, löiht mi doch rüeihig, numen au nes Jöhrli oder zwöi.! Thüeit mr dä Gfalle, i bitten ech! Und wüll ech süscht folgen i alle Stücke und ech gern ha, als mys liebe Muetterli“ — — —

Und d'Muetter, wo sie zum Stübli uus chunnt, schüttlet dr Chopf und süüfzget: „Het mer au scho öppis e so gseh bim ene junge Meitschi! Die möge jo süscht gar nit gwarte, bis eine chunnt! Weiß 's a mir a, won i i dene Johre gsi bi!“

Es anders Mol seit sie zue dr Mina: „Los, Meitschi, und lueg mi a: Gel, dir steckt en Anderen im Chopf? Und wotsch und darfsch 's nit säge? Gel, i ha 's errothe? Säg 's, i wüll 's wüsse!“

Do seit d'Tochter: „Jo, Muetter, dr heit recht, Euch wüll i nit alüge. Do im Herz inne het eine Platz gfunde, vor Allnen uus — — — I wüll und d a r f en nit hüürothe. Kei Seel weiß drum, keini wyters soll 's vrnäh! Ig und er werde nie meh zsäme cho, ömel uf d e r Welt nit — —

Jetz gät ech zfriede, Muetter, mehr darf i halt nit säge. Und Chummer bruuchet 'r keine z'ha, uf Ehr und Gwüsse nit!

Und wieder denkt d'Muetter: „Do begryf 's wer 's begryfe cha! Wohl chunnt 's mr i Sinn, wien ig 's gha ha, i dem Olter, mit eme junge Schuelmeister — — Aber euse Schuelmeister do isch jo stark i de Füfzge und het ne Schaar Chinder und isch ganz e uschymbere Ma — nei, dä cha 's jo gar nit sy, won ere dr Chopf vrdräiht het! Aber wer denn, wer? Da 'sch halt bös z'errothe — — Und sie wüll 's nit säge, nit emol mir — da 'sch ne fatali Sach!"

Bold aber chunnt ere dr Trost: „Me mueß sie nes Rüngli lo mache. Notisnoh wird 's ere scho vrgoh, wie 's au mir vrgangen isch, selb Mol — — Aber Schad isch 's eineweg und i cha 's nit lyde, aß 's Meitschi gege dä Niederämter so nen Abguh gfasset het. Ne Rychere wird schwerli cho, denk mer au, einzige Sohn bi me settige Vrmöge!

* * *

's isch am Oltefasnechtsunntig z'Obe gsi. Mit großem Glärm und Halloh hei d'Dorfbuebe, groß und chly, vo Huus zue Huus Holz und Wedele zsäme gsammlet, nes großmächtigs Fueder, und 's drno uf e Channebüehl ufe zoge, für 's Fasnechtfüür.

D'Wyber hei g'chüechlet uf Lyb und Lebe und d'Mannevölcher hei scho d'Finger gschlecket druuf ine.

Au d'Tante het es paar Schnitte gmacht und nes Tellerli Oepfelchüechli und Strüübli, wege 'm Bruuch und au wege 's Meitschis Glust.

Und wie d'Nacht abricht, rüeft 's Anneli vor dr Huusthür uß: „Tante, chumm doch au cho luege! Gsehsch dört

die Füür zringsum, uf dene Bergen und Hüble? Oemel nes Dotze si 's, eis schöner as 's ander. Aber eusi Buebe hei, wie eister, doch 's schönere wytuus — lueg wie 's lället, bis fast a d'Wulchen ufe! Und dört däi Fachelezug, uf 'm Bergli äne — aber nei! Und wie sie vorwärts marschiere, 's Flüeli uuf und ab! Und me hört sie juuzgen und musizieren und schieße — o, wie schön!"

D'Tanten aber mahnet: „Chumm du jetz inen, Anneli, i die warmi Stube, und lueg zum Fenster nus! Gspürsch 's de nit, wie cholt dr Byse zieht? Wie gly hättisch Zahnweh uufglese, oder süscht öppis, a dem böse Luft!"

Und wie sie bim Nachtesse sitze, seit d'Tante: „Was macht ächt dr Heireli, hinecht? Hät 'r au Chüechli oder süscht öppis Bessers? O chuum! Wenn em nume das Plättli do chönnt länge, dem guete Bueb — dä wurd lustig schnabeliere, so murb und chröspelig aß sie si — — Und 'r het jetz au scho lang nümme gschriebe, gel Anneli? Me mueß fast Chummer ha, es syg em öppis passirt! Ne Zytlang traumt 's mr so viel und Alls vo ihm; weiß gar nit was z'bedüüte het, 's wird mr afe ganz bang. — Se nimm denn au, Anneli, hesch d'Chüechli jo so gern! Und schenk Gaffee y, mir au no nes Schüsseli, aber ordli bruun — so! Jo währli, Oltifasnecht! Da 'sch scho die nünefüfzigsti — nei bigost die sechzigsti, won i erlebe! Ach, won i no jung gsi bi, do ha mi alben au grüüsli gfreut uf dä Tag! I bi bi 's Weiherhöfers Werchmeitli gsi und hät über all Heeg nus möge springe. Ne groß i Zeine voll z'Esse für anderhalb Dotze Werchlüüt, das han i uf em Chopf treit und bi mit gloffe, ne Viertelstund wyt, wie nes Vögeli; vo Müedwerde han i selbi Zyt schier gar nüt gwüßt — — und a dem Tag het

d'Weierhöfere Chüechli bachet mängi Zeine voll; Dröhlti und Vrhabni und Eierchüechli und Schlüüfferli und Hirzehörnli und Strüübli, vo de Schnitte gar nit z'rede, dere het sie gmacht es halb Dotze großmächtig Platte voll. Wenn das Alls uftreit gsi isch, het me enander schier nümm gseh hinter em Tisch — 's isch gwüß wohr! Und Wy isch gflosse, wie Bach; selb Obe het 's dr Olt nüt graue. Und me het Gugelfuehr tribe und Spieli gmacht und tanzet und gsunge bis no Mitternacht — — — O alben isch 's doch lustig zuegange gege jetz, i alle Sache!"

's Anneli lachet häluuf und seit: „Weisch, worum aß 's di lüstiger dunkt het, Tante? J wüll dr 's säge mit eim Wörtli: selbi Zyt bisch halt erst Zwänzgi gsi und jetz ebe Sechzgi! Da 'sch dr Fundus, dr ganz Unterscheid, nit wohr, Tanti? — — Aber was wüll i säge? s'Stattholters Mina het mr Bricht gmacht dur 's Maritze Hedwig, öb i nit e chly wett zuen em abe cho, hütt Obe. Sie heb so Längizyt und weni Freud a dem Glärm. Darf i goh, Tanti? E wohl — säg Jo! Bisch de nes liebs Tanti, und i vrspriche dr, recht gly hei z'cho!"

„Aber, Chind!" seit d'Tante, wo denksch au hy? Bi dr Nacht, so ganz ellei, dä Weg zmache — nei, nei, das cha nit sy!"

„Jä los, Tante, dr olt Chüeiher chunnt mi cho hole und bleitet mi wieder hei — still! Do isch 'r jo scho und rafflet a dr Huusthüre. Darf em uufthue, Tante?"

„He so mira de! Wenn 's Spiel däweg abkartet isch, was chann i meh drzue säge? Aber bete muesch mr z'erscht, nes andächtigs Vaterunser, und Wiehwasser näh!"

Aber 's isch nit 's Stattholters Melcher, wo ine chunnt.

's isch dr Heireli, dr lybhaftig Heireli, aber ganz ygfallen und bleich. — —

Dr Tanten isch 's vor Schrecke schier gschmuechtig worde. „Jesis Maria!“ rüeft sie, „Heireli, isch 's dy? Und gsehsch so leid uus! O du arme Tropf! Und seisch nüt und schrybsch und machsch dä wyt Weg bi dem chalte Wetter dur e Schnee — — o heie, was mueß i au no erlebe!“

's Augewasser lauft ere d'Backen ab und sie nöthiget de Heireli zum warmen Ofe und weiß nit, wie 's em uufwarten und fläisle wüll, aß 'r si ömel wieder ebchym.

Au 's Anneli isch grüüsli ergelsteret. Und wo dr Chüeiher chunnt, seit 's em lyseli, unter dr Huusthür: „J cha nit cho, Michel, mr hei ungsinnet Visiten übercho — dr Heireli! Säg 's dr Mina, süscht aber Niemerem — hesch g'hört?“

9.

Am Morge früeh chunnt d'Tante zum Bett zue und frogt: „Hesch chönne schlofe, Heireli? Nit guet? Isch öppe 's Chüssi z'warm gsi? 's Anneli macht dr guete Thee. Mir aber muesch 's jetz säge: Wo fehlt 's dr eigetlich, wo thuet 's dr weh? Vor mir wirsch Gottli keis Gheimniß ha?“

Do seit dr Heireli, ohne recht d'Augen uufzthue, mit matter Stimm: „Wo 's mr fehlt — ich weiß 's selber nit recht — — Do uf em Herz — — Ha weni Appetit nnd cha nit schlofe. Und bi so müed, i alle Gliedere, möcht schier dur e Boden abe schlüüffe“ — —

„So mueß 's zum Dokter gange sy, uf dr Stell!“ seit d'Tante. „Zum Dokter Siebechruut — gschwind, Anneli, leg di a! Gel Heireli?“

„Löiht 's doch gelte“ —

„Worum gelte?"

„Wüll 's jo doch nüt hilft", süüfzget dr Patient.

„Du myn Gott, worum de nit?"

Do schwygt 'r müxelistill und luegt trüebselig i d'Wand ine.

„Du machsch mr ganz bang!" seit d'Tante. „E junge Mönsch und so dr Mueth lo z'sinke — das chann i gar nit ryme! Do wird 's ömel wol no z'helfe si. Und wo 's au fehle ma, gwüß chunnt dr Dokter drüber mit syr fine Nase. Da 'sch jo dr gschicktisch wyt und breit. Also, Anneli, lauf!"

Am Himmel stoht d'Merzesunne, i aller Pracht. Uf de Matte, de Heege noh, a hilmige Stelle, schlüüffe d'Blüemli zum Boden uus, d'Primeli, d'Schneeglöggli und d'Veieli, ztuusigewys. Und überall gruenet 's und d'Holderbäum schlöih uus und d'Haselstuude henke Büüsseli a, uf em Channebirbaum vor em Hus, im Haag, im nooche Wald singe d'Vögel, 's isch ne Freud, ihri schönste Lieder, em Früehlig z'Ehre. Luut und fröhlig singen und juuzgen au d'Bueben und Meitschi uf de Hüblen und Halde — euse Heireli, euse Heireli ellei, schynt dr Früehlig nit z'gspüre, a kei Freud nit z'sinne. Trüebselig gruupet 'r i dr Stuben ume, Stundewys hocket oder lyt 'r uf em warmen Ofesitz, uf em Bett, mit gschlossnen Auge. — —

Der Dokter het en untersuecht, lang und genau. Ne ufgregte Puls, ziemlig Herzchlopfe, es Bitzeli Fieber im Chopf, ne bleiti Zunge, Unthätigkeit i den Organe — — doruf het 'r syni Mittel gäh und frischi Luft und viel Bewegung agrothe.

D'Mixture hei dr Patient ordli agriffen und urüehig gmacht. Aber ghulfe hei sie leider nüt. Blos isch 'r um enes Gran bleicher worde und schwächer; und isch zue keim Appetit meh cho, die beste Chraftsüppli und mürbste Eier-

tätsche het 'r chuum recht versuecht, blöseli e chly dranume gmänggelet.

D'Tanten isch schier vrzwyflet. „O heje!" het sie gseit, „wie wird das au nen Usleitig näh! Was sell mr i Gottsname denn mit em afoh?"

s'Anneli isch zue 's Statthalters Mina abe gsprunge. Und dört, im stille Chämmerli, het 's überluut afo briegge. „De best, ördligisch Mönsch uf Gottes Erdbode — und 'r wird all Tag wie leider! Und 's weiß Niemer, wo 's em au eigetlig fehlt, nit emol dr Dokter, i dörft druuf wette! Er selber, dr Heireli, wüll gar nit recht use mit dr Sproch, i merke 's wohl — — — O, Mina, chumm en au einisch cho bsueche! Gel, du thuesch das? Er het di eister so gern gha wie si eigeni Schwester, schier lieber as my!"

Das seit 's uf die treuherzigsti Wys.

D' Mina aber wird bald roth, bald wyß und cha keis Wörtli füre bringe, as: „I darf nit, i darf nit — Er thät mi z'grüüsli duure — — Au bin ig jo selber nüt zweg!" — Und sie fallt em Anneli um en Hals und foht ebefalls afo briegge, überluut. 's het sie schier vrsprengt vor — Beduure! —

Die olti Barisölerfrau, wo all Johr um die Zyt cho isch, het uf em Läubeli uße z'Mittag gesse: Erbssuppe, Griespflute und Schnitz. 's isch so viel für blibe, 's het Niemer kei rechte Appetit meh gha.

Und d'Tante het 's dr Olten au klagt wege 'm Heireli, und wie das ne langwyligi, truurigi Sach sig mit syr Chranket.

Do seit d'Barisölere: „Ach, göiht mr doch mit eue Döktere! Die vrstöih vo den innerlige Chrankete nit e Birestiel, gebe paar Löffel voll gfärbts Wasser im ene Gütterli,

und heusche drfür wie d'Heide, helf 's oder helf 's nüt. Aber 's hilft nie nüt — wo wett 's? Höchstes macht das gfärbte Züüg de Lüüte no recht übel, aß sie gar uf keis Bei meh chönne stoh — — das si doch herrlich guet Schnitz, so süeß und chüstig! — Jo, vo dene Döktere z'rede: I bi jetz Achtesechzgi — jo währli — und ha no vo keim nüt gha, nit für ne Santime. Fehlt 's mr öppis, was au vorcho cha bi dem armüethigen Umenanderlaufe, so weiß i gly, was i zthue ha. Für das het me jo d'Huusmitteli. Au i andere Lüüte han i scho grothen und ghulfe, und nie umsunst' — Also i dem Fall do — dä jung Herr het offebar böses Bluet, nen Art Uuszehrig, das gseht mr em jo a uf hundert Schritt wyt, dofür bruucht mr kei guldigi Brülle uf d'Nase z'setze und i de Büechere z'schnause, wie 's die glehrte Pfuscher mache. Dä Chnab hät allweg z'häfti gstudiert und drzue no ne leidi Chost gha, wie 's es jo git i dene Stedtler Hüüsere, wo sie eme Tisch voll Lüüt Plättli uufstelle — bi eus fräß 's ne Buurechnecht ganz ellei und blib no hungerig drby! Und isch vielleicht au chly vrfrore i dene cholte Muuren inn, wer weiß! No jetz isch 's ömel Huustage, do isch scho z'helfe, dr ganz Wald isch jo nen einzigi großi Apiteeg — Jetz passet mr wohl uuf, was i säge: Dr nehmet Tuusiigguldechruut, und Holdermännli, und Melisse, und Spitzewegerech, und Wyßtannig und Reckholderschützlig, und Lungechruut, und Balderian und Enzene, vo jedem es Hämpfeli, und löiht 's im olte, guete Gigertschiwasser disteliere, öppe feuf Tag lang a dr Sunne oder au uf em warmen Ofe, und thüit Aleweß dri, nume ganz weneli — drus all Morgen nnd z'Obe nüechter nes Schnavsglesli voll gnoh — lueget de, wie das Bürschtli bravet vo Tag zue Tag! Das putzt en uus, nüt e so und

reiniget 's Geblüet. 's wär aber au Schad für en, so jung und hübsch! Und wüll geistlig werde — denk mr au!"

D'Chachelifrau aber, wo ebefalls scho wyt i dr Welt ume cho isch, het 's graduse gseit: „'s isch fryli wohr, d'Dökter wüsse nit viel; aber au d'Barisöleren isch nen olte Narr, wenn sie euem Chnab das Trank agrothe het! Das wär allefalls guet und ömel stark gnue für nes dämpfigs oder buuchstößigs Roß, ne settige zarte Mage thät mr drmit jo z'Grund richte mit Flyß — — — Jetz loset, was ig ech säge: Göiht zum Wäffler Dokter, dä gseht ech alli Chrankete im Gütterli, hitzigi und anderi, heiße sie wie sie welle, uf en erst Blick; und seit ech 's au wo 's fehlt, uf dr Stell, uf e Tätsch use! Dr bruuchet em keis Wörtli z'säge, er weiß scho Alls, mr möcht meine zum Voruus, uf 's Tüpfi. Isch das nit kurios? Und was 'r git, Chruut oder Pulver, das schloht a bi dr Stund scho. Stirbt em aber Eine, was zwar selte vorchunnt, so isch dä selber d'Schuld, worum het 'r nit 's rechte Zuetraue gha! Also zu dem müeßt dr goh! Oder wenn 's ech öppe z'viel isch — ich go scho, us Gfelligkeit, das chost nit alli Welt. 's wird ech nit greue, de i paar Wuche springt ech dä jung Mönsch wieder über all Heeg uus!" —

Au d'Seilermadlee hät vo dem Fall gkört. Sie chunnt erpreß i 's Huus cho z'laufe und meint: „Dr Kaplon z'Dingsau heilt alli Presten a Lyb und Seel, einzig mit sym Gebet und em Gsegne. Hunderte scho het 'r hulfe, wo zuen em cho sy vo wyt und nooch. Er weiß überhaupt e chly mehr as ander Lüüt, mehr as eusi Pfarrer allzsäme, zum Bispiel, wo die Gstorbene hichöme, ob munduuf i Himmel oder e Zytlang i 's Feckfüür oder ganz schattsyte, wo kei Hoffnig meh isch in Ebigkeit, jo währli — — Wenn dr 's weit ha, i gohn ech

scho, um nes grings Löhnli. Bi hüür scho zwöi Mol gsi, sogar für fürnemmi Lüüt, dr werdet ech vrwundere, wenn i 's säge!" — —

Die gueti Tante het vor luuter guetem Roth nümm gwüßt, won ere dr Chopf stoht und wem sie sell folge.

Dä aber, wo 's z'allernööchst agangen isch, dr Heireli, het fatalerwys vo dene Wunderkure gar nüt welle wüsse. „Aberglaube, Narretheie!" het 'r gseit. Was dr Dokter Siebechruut vrordnet het, dem isch 'r so ziemlig gnau noh cho, wenn au mit weni Lust und ohni Mueth.

Er, wo albe so uufgruumt und fröhlig gsi isch zue jeder Stund, jetzt chann 'r schier halbtägwys i eis Loch ine luege und traume bi offnen Augen. Me het em Ehr atho und en gluegt uufzheitere uf alli Art, chuum ne dankbare Blick, nes matts Lächele het use gluegt. Nüt as stuune und dr Chopf henke dr ganz läng Tag.

Au Briefe het 'r übercho, us dr Stadt, vo syne Fründe. 's Papier het zitteret i dr Hand, won 'r sie glese het — —

Dr Götti-Statthalter het em Wabehungg gschickt, dur d'Huusmagd. Worum nit dur d'Mina? Die het sie nit lo erblicke, so daß sie d'Tanten und 's Anneli ordeli drüber uufgholt hei; dr Heireli aber nit —

Deßglyche het dr Pfarrer, dä väterlig Fründ, dur d' Chöchi lo froge, wie 's em gang und em gueti Besserig lo wünsche. Ueberhaupt isch im ganze Dorf viel gredt und gwerwyset worde über 's Heirelis Chranket. „D'Uuszehrig, het 's gheiße, jä da 'sch ne schlimmi Sach, scho Vieli het 's wegputzt im höchste Bluest! Für dä aber isch 's wägerli Schad, so nes ordligs, glehrts Bürschtli. Wie mänge Mulaff

und Nütnutz chunnt glücklig für und stoht do wie 's Uchruut im Garte, wo nit zverderben isch!" —

Dr Mai isch cho, dr sunnigisch, schönst Mai, wo no d' Welt aglachet het.

Do isch 's doch selber em Heireli nümme wohl gsi i dem Stübeli inn. Er het 's wullig Halstuech umbunde und isch, nume sätteli, i Baumgarten use gangen. D'Oepfel- und d'Birbäum hei blüeiht wie d'Pfingstenägeli, d'Imbli und d' Maichäfer hei gsurret und gschnurret wie närrisch vo eim Blüestli, vo eim Zwygli uf 's ander, au d'Vögel hei ne schier nümm wüsse z'helfe vor Lust und Freud, jedes het am lüütiste welle singen und pfyfe, d'Staare, d'Finken und d'Meusi.

Am Waldsaum, am sunnige Hübeli, het si dr Heireli niedergloh, zlängeswegs uf e Buuch. D'Ellbogen uf e Bode, dr Chopf uf d'Händ gstützt, het 'r gedankelos i das grüene Gras abegluegt, i dä Wald, i die Welt im Chlyne.

Do si Schmalestängeli gstande mit hööche Strüßlene, Spitzewegerech mit kreislete Hüetlene, Weyefecke (Löwenzahn) mit uverschant groBe, gäle Chöpfe, Mannechraft und Hähnifueß, Chleestüüdeli so jung und zart, und wyßi Gänsebürstli, und Santihans- und Erdbeerichruut, Münz und Schofgarbe, Hasechlee — so dick wie 's Werch uf dr Büünte. Und doch het die liebi Sunne durabe gschine bis uf e Grund. Und — bi noochem Gschaue — het me do nes Leben und Tryben gseh, uf dem Quadratschueh Land, zum Vrstuune! Nes gschliferigs Schneggli chunnt langsam zum Busch uus cho zschnodere und streckt syni Hörner uus linggs und rechts, no Raub. Nes Erdwürmli güggelet zum Boden uus und weiß nit recht, wülls hintersi oder fürsi. Ne schwarze Chäfer chrabblet im Gstüüd ume und suecht sy Nahrig; do chunnt

em just ne Herdluus i 's Gheeg, die schmaust 'r eis Gurts und marschirt wyters. Chäferli chöme zum Vorschyn us allen Egge, prächtigi Thierli, mit glänzete gäle, bruune, grüene Rügge und Gmöler druff, allerhand Figure, zum Vrwundere; dell laufen über e Bode hi, und wenn ne nes Steinli oder nes Wurmherdhüüfli i Weg chunnt, nit größer as ne Bohne, luege sie 's scho groß a, as wär 's dr Born oder gar dr Rigi, und erst wenn 's nit anders sy cha, chledere sie drüber übere — ne gstyffi Reis! Anderi hangen a de Grashälmlene, styge uufwärts vo Bletili zue Blettli, bis uf e höchst Gipfel, und luege de stolz obenabe uf die armselige, blöde Herdschmöcker. Ne Graswurm chunnt zum Vorschyn, grüen und gäl gstreipft und ghoorig zäntume; au dä marschirt uf fyne hundert Beinlenen über Stock und Stei emsig vorwärts — wie wyt, Mano, wie wyt hütt no? Ambeißeli, schwarz und roth, ylen umenander, chrüüz und quer, ohni Rast und Rueih, und suechen ihres Brot z'verdiene. Do chunnt ne großi Spinn cho z'beinele, nes wahrs Ungethüm, mit eme zeichnete Bündel uf em Rügge worin 'r sys Gspünst noche treit; da 'sch nen uverschante, bluetgierige Gsell; nes Chäferli, won em grad alauft, vrspyst 'r mit sant em Junge mit Huut und Hoor, ne Herdfloh aber, won 'r scho syni länge Fangarme drno uusstreckt, merkt dr Pfeffer und macht zuer rechte Zyt ne gwoltige Luftsprung — hesch mer e niene gseh? D' Spinn blinzlet em en Augeblick vrdrießli no, do schlecket 'r no einisch sys gfräßig Muul und spaziert wyters.

Us em Miesch use, us eme chlyne Löchli gugget nes Mucheimli und rüeft so ängstlig em Schatz; dä chunnt mit eme dürre Grasblettli daher, schier drümol größer as er selber, und schleipft 's em Löchli zue; do chunnt em 's Wybli

z'Hilf; und Beedi zere dra us Lybeschräfte, de da 'sch nes wichtigs Möbel i die neue Bruutwohnig. Zwöi Müggli gaugglen im Sunneschyn, me gseht nes a, sie si vrliebt — do loht si nes prächtigs Summervögeli uf en rothe Chleekopf abe, nes anders flatteret uuf und noche, 's erste will uuf und fort, 's ander aber het 's scho packt um 's Hälsli ume und chüßt 's; und hei enander lang. lang umschlunge — druf flüge sie wieder uf, i die warmi, sunnigi Luft, und wenn sie 's chönnte, gwüß thäte sie juuzge vor luuter Liebesglück und Freud — —

Dem Allem het dr Heireli zuegluegt, 'r het selber nit gwüßt wie lang, z'erscht gar glychgültig, am End mit großem Interessi — bis en nes muethwilligs, roths Ambeißeli recht empfindlig i d'Wade byßt, do juckt 'r gähchligs uuf und seit halbluut, mit eme teufe Süüfzer: „Jo, jo, hesch recht — settigs darf i halt nit gseh — Alls uf dr große, wyte Welt darf si liebe, ig aber, i bi jo Priesteramtskandidat — oh!"

Druuf goht 'r i Wald ine. Die knorrigen Eiche, die harzige Tanne, die luuschige, hellgrüene Bueche, d'Salwyden und Aspen und Birche nicken und grüeße; Lebsch au no, olte Fründ? Gel, i eusem Schatten isch 's guet? Hei wohl denkt, du chömisch au wieder!

's Eichhörnli huschet dr Stamm uuf und luegt muethwillig uf en abe, as wett 's säge: „Chum foh mi, Heireli!"

Em Heireli aber isch 's nit um 's chledere gsi. D'Händ hinter em Rügge, dr Chopf gsenkt, schrytet 'r langsam vorwärts, über Fichtenodle, Tannzäpfe, Buechsomen und Eichle, über dürrs gruuschigs Laub und grüens Miesch und holperigi Baumwürze. Wyt unten im Haldigrund, wo 's Forellebächli zum Bode us springt, thuet dr Gugger — me fört 's jo

guet — si Liebsti löckle. Wildtuube flüügen uuf, flatteren i de Baumgipflen ume, eini dr andere noh! Rugguh, rugghu! schreie sie. Nes grüens Heudöchsli raschlet dur 's Laub; ne Tannmarder luegt vorsichtig zum Astloch uus, uf dr chrummen abgstandenen Eich, nen Augeblick blos, do isch 'r verschwunde, denn 'r het nes grundböses Gwüsse. Do dr olt Chareweg — dä isch jo bald vrwachse; vo linggs und rechts länge die Buechen und Lärchen enander friedlig d'Hand, d'Charegleus si bereits mit jungem Miesch überzoge, grad recht für die junge Häsli, zum Springen und Gumpe, uud au zum Flüchte, wenn der bös Ma chunnt! — — —

Drwyle erliest d'Tante deheim Bohne zum Setze; nes ganzes Schäfferli voll lyt uusgleert uf em Tisch, wyßi, rothi und schwarzi, Huur- und Steckebohne, de 's Anneli macht scho dr Plätz zweg, im Rainli unte, und düngt en mit Mottherd und Hüehnermist.

Do chunnt nen öltere, dicke Herr dr Hübeliweg y, grad uf 's Hüsli zue. D'Tante gwahret ne. „Jesis, dr Dokter!" seit sie. — „Gottwilche, Herr Dokter! Schön aß dr is au wieder chömet cho bsueche. Grad morn hätt 's Meitschi müesse cho brichte. 's Gütterli isch uufbruucht!"

„Und em Patient — wie goht 's dem?" frogt dr Dokter und wüscht mit em wyße Nastuech dr Schweiß vo dr Stirne.

„Wie 's göih? Keis Höörli besser!" chlagt d'Tante; „ei Tag wie dr ander. Er ißt schier nüt, schloft weni, lauft ume wie dr Schatten a dr Wand! Und het gar kei Mueth, kei Lebe meh, redt nit drü Wort dr ganz Tag — — Dr müeßt en selber gseh, Herr Dokter! Er isch e chly use gange i d'Hostet, wüll en go hole — setzet ech, Herr Dokter!"

Sie goht i Baumgarten use, sie suecht en und rüeft em allen Orte.

No me Rüngli chunnt sie ine und seit: „Vrzieht, Herr Dokter, i finden e niene! Gwüß isch 'r spaziere gange — da 'sch mr au recht leid! I ha 's Meitschi gschickt gohn en sueche, müeßt halt i Gottsnamen e chly Geduld ha!"

Dr Dokter aber stoht uf und seit: „Wüsset 'r was: I goh gschwind no anderi Patiente go bsueche, drwyle wird das Herrli öppe scho zum Vorschyn cho — — Oeppis aber wüll ech säge — eue Nöwö — i glauben, i syg em jetz drüber cho — eue Nöwö lydet an ere bsunderbare Chranket, und zwar an ere Gmüethschranket — — Was d'Ursach isch — nen eigene, truurige Vorfall, ne gwoltige Vrdruß, ne starki Affrunte oder schweri Sorge — 's isch bös z'errothe, das mueß er selber am beste wisse. Jedefalls isch 's öppis, wo nem ungmein stark zuesetzt, sys ganze Sinnen uusfüllt, d'Nerven uufregt, die ganzi Kostitution agryft, nametlich aber sehr schädlig uf d'Ghirnthätigkeit ywirkt. Es si mr dere Fäll scho etligi vorcho. Grad die, won i hauptsächlig mueß go bsueche — im Vrtraute, ganz im Vrtraute gseit, 's Stattholters Tochter — die isch merkwürdigerwys im glyche Spittel chrank, oder i müeßt mi arg tüsche!"

„Ejo!" seit d'Tante, uf 's höchste vrwundert.

Dr Dokter fahrt i ihr Red furt: „So mißlig und gfährlig die Chranket au si ma, Mitteli drgege git 's i dr Apeteeg keini oder nume weni, will 's ebe ne Seelechranket isch. Vor Allem uus mueß me no dr Ursach forsche, us dere die Schwermueth etsprungen isch, dr Bode, woruf sie wachst und Nahrig schöpft Da 'sch vorab Eui Sach! Stellet en ernsthaft z'Red! Und de — de bin i au no do, für z'rothen

und z'helfe. Dä jung Mönsch gfallt mr uusnehmed wohl, und 's thät mr sehr leid, wenn ig ne müeßt gseh däweg z' Grund goh, ohn em helfe z'chönne. Die Sorten isch jo rar gnue, drum mueß me Sorg ha drzue! — Adiö unterdesse!"

D'Tante het 'm läng nohgluegt. „Ne Gmüethschranket!" seit sie, „was mr nit au no köre mueß — — Ne Gmüethschranket — woher sett die cho? Oemel g'erbt chan 'r sie nit ha; si Vater, dr Heini selig, isch jo dr lüstigist Chnab gsi wyt und breit! Au er, dr Heireli isch eister häluuf gsi, vo Chindsbeinen a, bis dä Winter! Vom ene böse Gwüsse cha 's au nit cho, bhüet is Gott nei! Da 'sch jo dr best Mönsch vo dr Welt, chönnt keis Chind beleidige, het vo schlechte Sache nit emol en Ahnig, so daß i scho mängisch denkt ha, das guet Herrli chöm gwüß einisch recht i Vrlegeheit, wenn 'm dell Lüt ihri wüeste Todsünde chöme cho bychte, die usläthige — — Vo Betriege, Stehlen oder Mörde wei mr gar nit rede, 'r isch jo Eine wie nen Engel, me möcht en schier fresse vor Liebi — — — Oder 's müeßt em öppis i dr Stadt passirt sy, mit syne Kamerade, de Studente, wo dell, wie me seit, so nütnutz und schlimm syge wie d'Chätzere. Viellicht Händel — oder was ma au dr Dokter gmeint ha? Sig 's was 's well, jetz wüll ig 's wüsse! J gibe nit no, bis 'r mr 's seit, uf dr Stell!"

Und sie goht wieder i d'Hostet use und rüeft so luut sie cha: „Heireli, Heireli!"

„Er isch niene umeweg!" seit 's Anneli und wüscht dr Schweiß ab, „i han en allenorte gsuecht."

Do chunnt 's Wächters Bueb em Wald noh cho zlaufe, mit eme Sack voll Geißelaub. Dä seit: „Eue Student isch im Wald obe, schier a dr Grenze. Dört han ig en gseh

liggen unter dr groże Buechen am Weg. Euers Rüefe chan 'r allweg nit köre!"

„Isch 's müglig?" seit d'Tante verwunderet. Und sie macht si uf e Weg, für en go z'sueche.

Und würklig, wie de Bueb gseit het, a selbem Ort trifft sie en a, de Rüggen a Buechestamm glehnet, am Bode sitzen und traume. Grad oben anem si i dr Buechrinde die vier groże Buechstabe gsi und das Herz drum. Jetz steckt im Herz no nes zwöischnydigs Schwert, ganz früsch uusgschnitte —

„Aber Heireli!" rüeft d'Tante, „wie du mr au Angst machsch! Laufsch furt, so wyt vo Huus, und seisch keis Wort! Und hockisch do uf e füecht Bode, ohni z'denke, wie gly aß di erchöltet hättisch! — Denk, dr Dokter isch do gsi, hätt di gern gseh!"

„So?" antwortet dr Heireli und luegt langsam uf. „Dr Dokter — was het dä welle?"

„Aber wie cha mr au froge, wenn me so chrank isch wie du! Oder wottisch de nümme gsund werde, Heireli?"

Dr Heireli macht kei Muggs, luegt numen i Bode ine.

Do hocket d'Tante au neben anem, i dä grüen Miesch. Sie nimmt en bi der Hand und holtet em a: „Heireli, my guet Bueb! Säg mr jetz, wo fehlt 's dr eigetlig? I bitte di! Sig 's au, was 's well und no so grüsligs — denk, i syg dy Muetter, mir darfsch 's chlage, mir Alls vrtraue — — — Oder hesch de gar keis Zuetraue mehr zue mr? Zue mir, wo di pflegt ha vo Chindsbeinen a und gliebt, wie kei Muetter mehr liebe chönnt? Und du channsch so falsch sy, — o das han i nit vrdienet!"

Und sie nimmt d'Schäube vor d'Auge und foht aso schluchzge.

Das Schluchzge, da 'sch em Heireli doch z'Herze gange.

„Hör uuf briegge, Tante!“ seit 'r.

„Nei, i höre nit, i möcht mr d'Augen uusbriegge, aß i settigi Chinder uufzoge ha, so faltschi!“

„Faltschi? Nei, Tante, i bi nit faltsch, Gott im Himmel weiß's“ —

„Worum wotsch mr 's de nit säge, dr Grund vo dyr Chranket, vo dyr Truurigkeit?“ frogt sie und luegt en mit Thräne i den Augen a. „Gel, dr Dokter het doch recht, du hebisch nen Art Gmüethschranket — — Isch 's wohr, Heireli?“

Er nickt truurig mit em Chopf.

„Und hesch mr Alls vrschwige? O das thuet mr weh!“

„I ha 's nit dörfe säge, i darf 's hütt nit, darf 's nie!“ seit 'r lebhaft. „De wirdsch gar höhn, Tante“ —

Er wüll uufstoh, sie aber het en zrugg.

„Ig höhn?“ seit sie. „Nei gwüß nit, Heireli, ma'sch au vrbosget ha, was d'witt — öppis gar grüsligs wird 's jo nit sy — i vrzieh dr Alls und wüll dr nüt nohträge! Jetz aber seisch mr 's gel?“

Und 'r seit ere Alls.

Er erzellt ere vo dem Spaziergang, färn im Herbst, uf e Challeberg use, dr Heigang, 's Wetter, wo über si cho isch, dr Schärme unter dr Bueche, und was druus etstanden isch — die Liebi, eismols, die Liebi zue 's Stattholters Töchterli —

„Lueg, Tante“, seit 'r, selbmol, das heißt dr Tag druuf, han i die Buechstabe do ygschnitte und das Herz drum zoge. Und vo dört a bin i gsi, wie umgwandlet. Tag und Nacht het mi dä Gedanke nüme vrloh, dr Gedanke a das Meitschi, a das hübsche, gschyde, gmüethvolle, herzige Chind, wie 's keis meh git zu Stadt und Land, so wyt as d'Sunne schynt

— — Lueg Tante, i ha Stadtfräuli gseh, syni, vo den allerfynste, i dr Wirthschaft, i de Chaufläde, i dr Gsellschaft, a Turnfeste, im Theater, wie mr öppen ane chunnt mit de Studente. Keini het mr nume nes raschers Pulsschlägli chönne verursache. Me het mi sogar vorzoge, vor allen Andere, und wo die fast vrzückt gsi si — my het 's nit chönne rüehre, nit im mindeste. 's geistlig Amt, dr Gedanke dra, isch au mi geistlig Schild gsi uf Weg und Steg — — Au d'Mina han i viel Johr bloß als Schwesterli betrachtet. Bis uf däi Tag, däi Stund — — Däi Stund, do unter der Bueche, wo si eusi Herz g'offebaret und zsäme gfunde hei — vo selbem Augeblick a isch 's halt us gsi mit myr Rueih! 's Tigg-tagg a dr Wälderuhr, dr Gloggeschlag vom Chilchthurn abe, dr Kanari im Chrääzli, 's Ruuschen im Wald, jede Luut i dr Natur isch für mys Herz Musig gsi, uf Schritt und Tritt het 's mr i den Ohre klunge: Mina! J ha ihres hold Gsichtli gseh im Morgen- und Obedroth, im Wachen und Traume — o Tante, i bi ganz närrisch gsi! Und leider Gott, i bi 's au jetz no, närrisch, i Vrzwyflig!"

Und 'r nimmt beed Händ vor 's Gsicht, für sy Scham zverberge und — syni Thräne.

D'Tante sperrt Muul und Auge auf, so spanisch chunnt ere die Gschicht do vor. „Hör uf!" seit sie do zornig, „säg mer keis Wort meh vo dem gottlose, sündhafte Züg! Da 'sch jo erbärmlig, himmelschreied, me mueß sie jo schäme nume zue zlose — psi Tüfel!"

Und dr Heireli seit: „Gel, i ha dr 's gseit, du werdisch höhn? Hätt i doch gschwige und glitte, still bis zue End" —

Do foht 's doch die guetherzigi Tanten afo reuen und duure. „O heije, heije!" jommeret sie, „wie cha dr Mönsch

au uf schlimmi Abweg grothe! Gwüß hesch nit betet gha, selb Morge, kei Weihwasser gnoh" —

„O gwüß han i betet, Tante, wie eister, 's Morgegebet, 's Angelus, 's Memorare, mit großer Andacht! Betet — — o wien i betet ha, won i i's Kollegi, und wieder es bitzeli zue mr selber cho bi, zum Liebeherget, zuer Gnade-muetter, zum heiligen Alewisius — — und die gstyffte Vorsätz gmacht — was het 's hulfe? Kei Bitz! Mitt's i de Stunde, bi dr Genesis, bi de Propheten und Psalmiste, bi de Vrheißige, bi de Evangelisten und Kirchevätere, kurz allen Orte, wo vo öppis Heiligem d'Red gsi isch und gäb wie mi ghüetet ha — eister isch mr au d'Mina i Sinn cho! I ha nüt drfür chönne, Tante, so wohr i lebe nit! — Und wie mi plogt ha, wuchelang demitts im Winter, sogar gfastet und keis Tröpfli Wy meh trunke, für mi abztöde — — und kei Gsellschaft meh bsuecht, um alli weltlige Gedanke z'myde und drwege zum Gspött worde vo myne beste Fründe — wenn ech das Alls erzellti, gwüß thät 's ech duure — — I ha 's au em Bychtvater g'offebaret, em ene würdigen olte Herr, z'Wiehnecht; er het mi zum yfrige Gebet ermahnet und selber für mi z'bete vrsproche. 's het nüt welle batte. 's Zölibat isch mr notisnoh vorcho wie ne schröckligi Plog, 's Lebe ohni d'Mina wie ne trostlosi Oedi, ne Wüesti ohni End — — My Chostfrau, d'Fründ, alli Bekannte hei gseit: du leidisch au! Ig selber ha 's am beste gspürt, wie d'Chleider am 'r ghanget sie wie am ene Haagstecke. Wie hätt 's anderisch chönne sy, bi dem Lebe? Und wie mi 's Gwüsse plagt het! Stündlig isch 's mer i Sinn cho: die liebi Tante deheim und 's Schwesterli, dr Pfarrer, dr Götti und die guetthätige Verwandte, Alli zelle druuf, styf und fest, du werdisch geistlig;

für dä Zweck hei sie au ihri Opfer brocht. Und jetz? Jetz hesch d'Wahl, entweder mit eme zwöispöltige Herze und eme zwyfelhafte Mueth und mit unpriesterlige Gedanke i geistlig Stand z'trete, zum Voruus meineidig z'werde und für's ganz Leben unglücklig; oder aber dr Theologie Valet säge, sofort, für eister. Aber was denn? O dä Kampf, die Täg, die Wuche — — Nes paar Mol bin i druf und dra gsi für ech z'schrybe und Alls z'offebare, euch und em Pfarrer; i ha dr Mueth nit gha und eister no ghoffet, es werd sie öppe no ändere! Do einisch demitts i der Vorlesig, bim Exigesiprofesser, fall i i d'Ohnmacht — — i paar Tage druuf wieder, währed em Studentegottesdienst. Me het mi eigetlig i 's Loschy müesse träge und dr Dokter het mr graduus 's Kollegi verbote und mi gheiße hei go, bis i wieder besser zweg sig, i die früschi Landluft use, zue Milch und Eiere. 's Nämlige hei mr au Professer grothe, mit vielem Beduure — o wenn sie i das chrank, wund Herz ine gseh hätte! — — Und hütt, Tante' isch mr no eister glich, hoorglich wie selb Mol. Und wenn i au d'Mina cha myde, myden us schwerem Vorsatz, so han i doch dr Guh vrlore für e geistlig Stand, 's Zölibat — — Und jedi Minute seit mir 's Herz, seit mir 's Gwüsse: Was thuesch du do, du unnütze Chnecht, mit dym trostlose, vrfehlte Lebeslauf?"

Au d'Tante süfzget gar truurig und seit: „O worum hesch dys Herz nit au besser ghüetet selbmol, allzyt!"

„Ghüetet?" antwortet dr Chnab und stoht uuf. „'s Herz ghüetet — o das isch gly gseit! Ha vo dr Liebi kei Begriff gha, nit die lysisti Ahnig — — bis selbmol unter dr Bueche, wo mr enander i d'Auge gluegt hei. Das isch ungsinnet cho, wie ne häle Meteor am finstere Himmel, wie

dr Sunnestrahl über d'Berge chunnt am Früehligsmorge. O do cha mr nüt drfür, Tante, me cha nüt drfür!"

10.

Er heb nüt drfür chönne, het dr Heireli gseit.

Notisnoh het 's d'Tanten au selber aso glaube und wieder grozes Beduuren übercho mit dem arme Chnab. Sie het en gsuecht z'tröſten uf alli Art und em ihri eigeni Gſchicht erzellt, ihri Liebschaft mit 'm Zimmerma und do mit 'm Jokeb, wo sie au uufgä heb, ihne, dene chlyne Waislene und em liebe Gott z'lieb.

„Au du, Heireli, muesch die luege z'überwinde", seit sie. „Gwüß hei au scho Viel a dem Nämlige glitte, Weltligi und Geistligi und sogar Chlosterfräuli und si notisno au gheilet worde. Mr wei zsäme bete, mir Drü uf Lyb und Lebe und Messe lo lese. Und 's Anneli mueß i Horngrabe go wolfahrte zum heiligen Antoni, wo jo eim Alls cha wiedergäh, wo mr vrlore het, dur sy Fürbitt — — Und wei nes wächsigs Herz lo mache und 's z'Loreten opfere, aß dys wieder gsund wird!"

Und no me Rüngli frogt 's en: „Het 's dr g'hulfe, Heireli? Gspürsch nüt?"

„Nei — nit viel", seit 'r und luegt truurig zum Fensterli uus. „Wenn i aber wieder gsund wirde, so weiß i, was i mache: J goh i die wyti Welt use, wo mi kei Mönsch meh könnt und gryfe zum erste beste Bruef und schaffe Tag und Nacht und loh nit noh, bis dir und alli myni Wohlthäter entschädiget si" —

„Und wotsch nit geistlig werde, Heireli?"

„Nei, nie, nie! J brächt's nümme z'weg" — —

Do wird d'Tante schröckli bös und maßleidig. Und ihre ganz Zorn richtet si uf ei Mol gege 's Stattholters Tochter, gege die sündhafti Mina.

„Nün Johr", seit sie zum Anneli, „nün volli Johr han i ghuset und graggeret, schier Tag und Nacht und alli Chrüzerli zsäme gha, für ne lo z'studiere — — Hei, ig und du, gschaffet uf Lyb und Lebe, bi Hitz und Chölti, hei d'Chleider gspart und mager gesse, nit emol nes Säuli gmetzget, schier alli Ankebälleli vrchauft, die viele Johr uus, und uf alli Lustberkeit vrzichtet — Alls ihm z'lieb, aß 'r chönn geistlich werde — — Und ha mr Alls so schön usgmolet, scho tuusig Mol, die Herrligkeit vo dr erste Meß, die großi Ehr, wenn d'Lüt werde säge: däis dört, i dene neue Chleidere, isch sy Tante, wo dä schön, fromm Herr erzoge het! Und denn, wenn 'r einisch Pfarrer syg — han i denkt — nehm 'r eus Zwöi zuen em i Pfarrhof. Und de welle mr guet zuen em luege und für en huusen in alle Theile und 's dene Buurwybere luege z' breiche — — Und wie mr de g'ehrt werde vo Herren und Buure, wo ein bsueche, vo de Chabezinere, vo alle Lüte! Und ig chönn 's denn einisch guet ha i mynen olte Tage. Und dr Himmel chönn mr au nit wohl fehle — — Und do chunnt das Herli mit syne Brambeliauge und thuet em 's a! Und richtet en z'Grund mit sym Liebele, und eus drmit! Aber lueg Anneli, das Meitschi het das scho lang im Grindli gha, scho nes Jöhrli zwöi! Wege dem isch 's eister zue dir ufe cho zlaufe, all Sunntig und Fyrtig, bsunders aber, wenn dr Heireli hei gsi isch, z'Kavanz! Du bisch nume 's Fürwort gsi, uf ihn het's 's abgseh gha, für en z'vrfüehre. Wege dem het se si au so pützelet und isch drhar cho wie nes Muettergottesli! O, i chönnt dem Gärnäsi 's Hoor zum

Grind uusryße, das schwarz Chruselhoor, wo 's ufgringgelet het uf alli Mödeli! So höhn bin i no über Niemer gsi, mir Lebtig nit! — Aber au du machsch mi wild, aß nie nüt gseit hesch, keis Wörtli! Hättsch das Spiel ömel gottli wohl chönne merke — aber nei, du bisch halt es eifältigs Tschümperli!"

Do foht 's Anneli afo briegge und seit: „Au dir hättet nüt gmerkt, Tante, nei gwüß nit! Jetz fryli, hintedry, chunnt mr mängs i Sinn: wie 's keis Aug ab em tho het, bi allem Gspräch, uf Schritt und Tritt, und schier kei Blybes gha het, wenn 'r öppe nit umeweg gsi isch. Und syni Briefe, wo 's fast gfresse, und sys Portree, wo 's mr abgletschlet het! Und die Gschenk, wo 's mr gä het, da 'sch Alls nume wegen ihm gsi, aß i sett guet Wetter mache — o jetz gsehn i 's y, hintedry!"

„Jo", fahrt d'Tante furt, „das Meitschi isch d'Schuld a eusem ganzen Elend! Da 'sch 's zwöit Eveli, wo dä eifältig Adam vrfüehrt und us em Baredys us tribe het, dur syni Glustigkeite — — Aber i wüll em 's scho ybroche, jo gwüß! Hütt no gohn i zu dr Olten abe, hütt no, oder morn de sicher, mueß sie 's wüsse, wie sie ne frommi Tochter het und was die agrichtet het bi dem arme Heireli!

Und würklig goht sie, am früeche Morge scho, mit länge Schritte 's Hübeli ab, i 's Stattholters Huus zue.

D'Stattholteri het just de junge Hüehnere 's Fresse brocht i 's Höfli use, hinter em Huus.

„Guet Tag!" seit d'Tante.

„Guet Tag wohl!" antwortet d'Bürene fründlig. „Euch han i au wäger scho lang nümme gseh — sett ech schier

heiße Gottwilche sy! — Chumm bibibi! — Was wüll i säge: Wie goht 's em Heinrich? Isch 'r bold wieder z'weg?"

„Jere nei! Im Gegetheil, all Tag glych, ehnder no leider — — Und 's Grüslichste bi dr ganze Sach isch halt, aß 'm öpper die Chranket aghenkt het, mit Flyß — jo mit Flyß — i cha mr 's gar nit andersch denke!"

„Was dir nit säget!" seit d'Stattholteri gwunderig. „Das wär jo ne Schlechtigkeit ohni Glyche! Wer chönnt au so niederträchtig sy, eme settige ordlige, junge Mönsch öppis so z'Leid z'thue? Wer chönnt em e so Find sy?"

Und d'Tante seit er es graduse, i aller Täubi: „Da 'sch Niemer anders as eui Mina" —

„Eusi Mina?" D'Stattholteri vergißt vollends 's Muul zue z'thue und macht Auge wie zinnig Teller.

„Jo währli, euers fromme Töchterli het das zwäg brocht!"

Und sie erzellt dr Bürene das Gständniß, die truurigi Gschicht vo ihrem arme Heireli. „Sie het em 's schynt 's förmli atho", yferet sie, „viellicht es Pülverli i Wy, het en vrhexet, 's cha gar nit anderisch sy! Wie wett süscht dä fromm, sittsam Burscht e settgi Narrethei i Chopf gfaßt ha?

D'Stattholteri stoht do wie vrsteineret. Dr uvrschant, groß Güggel, die olte Hüehner, alli zsäme chöme drhar und fresse de Junge dr Hirs ewegg und 's Milchbröchli — sie gseht 's nit! Staregangs rönnt sie va dr Tante furt i 's Huus ine, i d'Chuchi.

„Wo isch d'Mina?" rüeft sie.

„I ihrem Stübli hinte", antwortet d'Magd. „Sie seit, es syg ere so übel dä Morge."

Zue jeder andere Zyt hätt d'Muetter uf dä Bricht use großes Beduure gha. Jetz aber rönnt sie, Uebel hi, Uebel

her, wie wild i 's Stübli hintere. D'Tochter hocket nebe 'm Bett und leit 's Chöpfli uf 's Hauptchüssi. Das Chöpfli isch so bleich, die schwarze Chruseli hange nachlässig über die wyßi Stirnen abe, d'Auge si halb gschlosse und sie zitteret am ganze Lyb — denn was die Hübelitante ihrer Muetter brichtet het, sie het 's kört, mit eigenen Ohre, grad jetz, dur 's g'öffnete Fensterli —

I dr Muetter ihri Auge lüchte wie ne Glueth vor Täubi; d'Armen i d'Huft gstemmt, stoht sie vor ihri Tochter ane, und mit ere Stimm, die tönt het wie d'Trumpete vo Jericho, schreit sie: „So, hesch wieder dy Afall? Glaub 's wohl, aß dr schlecht sy ma, um 's Herz, um 's Gwüssen ume, no dem Allem, was agrichtet hesch! Schäm dy i 's bluetig Herz ine, das Bürschtli z'verfüehre, ihm dr Chopf voll zmache mit dyne Liebeleie, eim, wo für Vikari studiert, wo geistlig werde wüll, so ein vo sym heiligen Amt abwendig z'mache! — — Jo, lueg mi numen a, mit dyne Bolauge, dy mein i, dy! — — Jetz hört 's Komeedispielen uuf, jetz könn di, duredur, dy Faltschheit, dy Schlechtigkeit! Jo, dy Schlechtigkeit, denn ne Geistlige z'verfüehre — kei Strof git 's im Himmel und uf Erde, die groß gnue wär, für ne settigi Sünd! — — Also für das bisch im Chloster gsi und i dr Jümpferlipangsion, zwöi und es halbs Johr und hesch Geld gkost, nes Heidegeld, für settigs z'mache, untere 'm Hüetli! Hesch fromm tho, wie ne Nunne, und drnebe gliebelet und gschätzelet, i de Heege noh, im Wald — pfi Tüfel! — — O jetz goht mr nes Liechtli uuf, jetz, eismols: Also wege dem armüethige Hübelibueb hesch dä rych Niederämter und die fürnehmste hiesige Burschte, wo dr schier d'Händ unter d'Füeß gleit hei, numen uusgschänzelet, vrachtet, abgwiese?

Si dr All z'dumm, z'ung'schlacht, z'dreckig gsi — nit wohr? Kei Wunder! Hesch halt das fyn gschläckete Bürschtli im Aug gha, das Studentli — jetz begryf i 's! — — O, i möcht zur Huut uusfahre, vor Aerger und Scham!"

Und wo ihri Tochter beharrlig schwygt, foht sie vo Neuem a:

„Worum seisch nüt, do druuf? Gel, 's isch wohr, du hesch das Studentli gern? Hesch a dem dr Narr gfresse? Redt! I wott 's ha, wüll 's wüsse!"

Do seit d'Tochter, ohni ufzluege: „Jo, 's isch wohr, Muetter" — —

„Los mr au do zue", rüeft d'Muetter im größten Aerger. „Los mr au do zue, sie seit 's no selber, schämt si keis Bitzeli! Hesch de kei Schämi meh im Lyb? O, wenn i nume chönnt sterbe, hütt no, uf dr Stell, aß i die Schand nüt müeßt agseh! I wette druuf — jetz goht 's Hübeligundi vo Huus zu Huus und prediget 's alle Lüte, wie 's stöih mit ihrem lebschüechige Bürschtli — — und wer d'Schuld syg a dr ganze wüeschte Gschicht! O, wie werden is die vrhechle! I möcht dur e Boden abe schlüffe!"

Und sie foht afo briegge, us Elend, us Zorn.

„Aber au dr Vater mueß 's wüsse, was sys lieb Töchterli für frommi Stückli macht!"

Und die erbosti Frau goht ylig zum Stübli us und schloht d'Thüre zue, as schier 's ganz Huus erzitteret.

D'Mina jommeret: Du lieber Gott, au das no, au das! — — O, i ha 's jo einisch müessen erwartig sy, früecher oder spöter! O, mys Herz, mys Herz will vrspringe!" — Do erscht, im ene Rüngli ane, chöme re d'Thräne i d' Auge z'schieße und laufe die fyne, schmale Bäckli ab und

tropfen uf 's Chüssi. Sie gwahrt 's chuum, aß dr Vater vor anere stoht, mit eme gar strenge Blick.

„Mina!" seit 'r, „isch das wohr, wo d'Muetter brichtet?"

„Was?" Sie luegt en so starr a.

„He wege 'm Student, aß vrliebt sygisch?"

's Meitschi nickt.

„Und aß en vrfüehrt hebisch und abwendig gmacht vom geistligen Amt, mit Flyß?" —

„Nei, Vater, da 'sch nit wohr! 's isch nit wohr, so gwüß ne grechte Gott im Himmel isch! — — O Vater! schlöiht mi doch z'tod, so bin i alle Qualen ab und alle falschen Achlage!"

So schreit d'Mina wie verzwyflet und briegget, me chönnt d'Händ unter 'r wäsche.

Dr Stattholter het nes Herz. Das Meitschi isch jo vo jeher 's liebste Chind, sy Herzchäfer gsi. Und wie 's so bleich do hocket und so schröckli lätz thuet, foht 's en doch ordli afo duure.

„So muesch nit rede, Mina!" seit 'r scho viel süferliger. „Vo Todischloh isch kei Red! Nume möcht i gern wüsse, was a dr ganze Gschicht isch, Wohrs und Unwohrs — — wotsch mr 's erzelle?"

Und sie erzellt em Alls, die unschuldige Liebi zum Heinrich, wie die cho sig, so notisnoh und doch so eis Mols mit aller Gwolt — — — Wie sie das Vrhältniß au eis Mols abbroche heb, für en ömel jo nit urüeihig zmache — — Sit dem Tag a heb 's en weder meh gseh no gsproche, und em au keis Zyletli meh gschribe, kei Düt tho, au nit dr mindist.

„Aber wenn i 's sell gstoh, Vater — im Herz inn isch 'r mir halt doch blibe! J cha nüt drfür, nei gwüß nit

Vater! Und 'r wird wohl au drinn blybe bis i d'Ebigkeit, und die zoht bi mir gly a, i gspür 's — — Drum bitten ech, my liebe Vater, thüet mr das nit zürne! Und gät 's au nit zue, aß mi d'Muetter mit ihre Vorwürfe helcht und mit ihre Buuresöhne — — Ehnder gohn i furt, bi Nacht und Nebel, so wyt mi d'Füeß träge, de git 's Rüeih! I wüll ech jo folge, Vater, und dr Muetter au, i alle Stücke, und brav sy und nit muggse, chöm was 's well — so lang aß 's duuret. Aber uf die Art duuret 's nit lang!" — —

„Uf die Art duuret 's nit lang" — so, prezys so het 's jo selb Oben au dr Dokter gseit. „Uf die Wys, wie si die Tochter abquält mit ihre Gedanke oder Chümmernisse — i cha 's halt nit wüsse, — und die Muethlosigkeit und die Unrüeih und Nervösitet — 's isch ne mißligi Sach! Ne Luftänderig, ne Bergkur, ne Zerstreuig uf irgend en Art, das isch viellicht 's einzig Mittel" —

Dr Vater kört dr Schluß scho nümme. Dr Gedanke, sy liebi Tochtee dur e Tod z'verlüre, goht em wie ne Dolchstich i 's Herz ine.

Und zue syr Frau seit 'r: „Du gohsch halt z'ruuch um mit dem Meitschi, Muetter! Thuesch es helche, Johr us und y, mit dyne ryche Buuresöhne, wenn 's scho weisch, zum Voruus, aß se si nit cha schmöcke! Und jetz, hütt de Morge, wo 's gar übel zweg isch, gohsch über 's her, wege dem Studentli, aß wenn 's en vrgiftet und weiß Gott was an em vrbosget hätt — lo mi jetz nume uusrede, Muetter! Syg 's jetz Alls wie 's well — frog dr Dokter, was 'r seit vo dr Chranket! Wenn 's Meitschi stirbt, de hesch du die Heldethat vrbrocht, de hesch du 's uf em Gwüsse! — Ig aber weiß jetz, was i mache. I wüll dr Sach uf e Grund

go. Und isch 's neso, wien i vrmuethe und wie 's Meitschi seit — so weiß i au, was i zthue ha! Uf die Art lohn i doch mi einzigi Tochter nit z'Grund goh, elend abserble!"

Do isch au d'Muetter erschrocke und het si düßt; und em Meitschi nes Brotbrosmesüppli gmacht und nes Ei dry gchlopfet — —

Und wie 's het afo öbele, isch dr Stattholter 's Hübeli uuf gange, langsam mit feste Schritte.

D'Tante und 's Anneli hei den Auge schier nit trouet und si nit weni erschrocke, wo sie dä Ma gseih ine cho.

„I wett gern nes fründligs Wort mit euem Heinrich rede", seit dr Stattholter. „Isch 's erlaubt?"

„Jo fryli, gern!" antwortet d'Tante ganz vrduzt. „Er isch im Chämmerli obe — weit dr so guet sy?" Und sie füehrt en d'Stegen uuf, i 's Chämmerli.

Do hocket dr Heireli, dr Chopf uf d'Hand gstützt, am offene Fensterli, mr weiß nit, thuet 'r wachen oder traume. Doch, 'r luegt uuf, und wien 'r dr Stattholter erblickt, juckt 'r gächligs uuf und luegt en mit großen Augen a, as wär 's nes Gspenst — — Er selber gseht jo so bleich uus, so läng, so mager!

„I möcht di eigetlich nit gern störe", seit dr Stattholter. „Und doch sett i öppis Wichtigs mit dr rede, Heinrich, öppis Wichtigs froge, Alls i Güeti — wegen euser Mina!"

Do schießt em Heireli doch uf ei Mol alls Bluet i Chopf, i d'Backe. „Redet nume, Herr Götti!" stagglet 'r, „redet nume! Und nehmet Platz" — —

D'Tante stellt süferli 's Liecht uf 's Tischli und goht hurti d'Stegen ab, i d'Stube.

„Jesis, Anneli!“ seit sie, „wie bin i vrschrocke! ’s Herz chlopfet mr jetz no wie nes Hämmerli“ — —

„Mir au“, seit ’s Anneli. „Was wüll ’r ächt?“ frogt ’s lyseli. „’s gruuset mr frei, wege ’m Heireli, i schlotteren a alle Gliedere!“

„Jo“, meint d’Tante, „i hätt en eigetlig gar nit selle zuen em loh! Gwüß macht ’r dem arme Burscht no Grobheite — förtsch nüt, Anneli?“

Beedi luuschtere — — Me kört sie reden überobe, aber ganz hübscheli und ’s dunkt ein, recht manierlig.

„Ach Gott!“ süfzget ’s Anneli, „wie wird das nen Uusleitig näh!“

„Mr wei dr englisch Grueß bete“, seit d’Tante, „und dr Huussege!“ —

Sie het lang duuret, die Konferenz, im Chämmerli obe. Me het sie köre zelle, bold luut, bold hübscheli, bold dä, bold diese. ’s Wybervolch het ’s schier nit mögen erwarte.

Endlige chöme ’s schweri Tritt d’Stegen ab. Me kört em Statthalter sy Stimm: „Also Mueth gfasset, junge Mönsch! Und etschließ di rasch — Bis uf wytere Bscheid wei mr still sy zue dr Sach — — Guet Nacht, Götti! Blyb nume, mach dr kei Müeih!“

Do lydet ’s d’Tante nümm i dr Stuben inn. Mit chlopfedem Herze goht sie, für dr Statthalter no gar go use z’bleite. Dä seit: „Jo, ’s isch recht, chumm nes paar Schritt mit mr, Gundi, mit dir bsunderbar han i no nes ernsthafts Wörtli z’rede.“

Unter em Channebirbaum macht er Holt, luegt zringsum, ob’s Niemer kör und seit: „’s isch nes schlimms Ghürst gsi, do mit dr Liebschaft, bi dene zwöi Lütlene. Die Beede hätte

sie bold ufgribe drby — — Jetzt han i Liecht übercho, vollständig, vo beede Syte: 's stimmt! Jo, 's stimmt, und wenigstens eim Chummer, eim Vrdacht bin i ab: 's isch Alls i Eifalt und Unschuld gscheh, Gottlobedank! — — Aber aß mr die Sach so teuf chönn fasse und dra gänzlig dr Chopf vrstoße, das han i nit für müglig gholte! Fast möcht me lache, wenn 's eim nit so nooch gieng — — Bi eus Buurelüte chunnt settigs süscht gar nit vor; und aß 'r us Liebesgram well chrank werden oder gar sterbe, isch eme Buurechnab no selten i.Sinn cho. J settige Fälle het men albe e chly gwetteret und gschimpft und öppe dr lieb Nebetmönsch tüchtig abprüglet, dr erst best, wo me uf dr Pigg gha het — und dr Chyb isch duß gsi und dr Vrdruß au. So isch 's albe gange, gel Gundi? — Die junge Lüt aber, die hüttige, si schynt 's gar schröckli empfindlig! Was i aber säge wüll: Vor euem Bürschtli han i, trotz Allem, eigetlig ne gwoltige Respekt übercho. Erstens, wüll 'r die Sach mit mym Meitschi nit wyters tribe het, da 'sch aller Ehre werth — — und zwöitens, wüll 'r ygseh het, aß 'r mit settige Gedanke im Herzen nit wohl cha geistlig werde. En Andre hätt dr Duggelimuuser gmacht, dr Schynheilig bis änen use, wie 's scho hundert Mol dr Fall gsi isch, leider Gott! — Also i finde 's selber au, vo geistlig z'studiere cha bi dene heikle Vrhältnisse kei Red meh sy. Aber no weniger darf mr dr Heinrich lo vrbuure, vrlümmle, 's wär jo Sünd und Schad für syni prächtige Könntnissen und Talente. J han em 's gseit, erst grad, er sell si etscheide für 's Doktere oder 's Prokeriere, oder Engschenöhr oder Förster — was em öppen am beste zuesäg" —

„Was?" seit d'Tante vrdrießlig, „euse Heireli sell so ne

Schnäuzler abgäh, ne Lugiprokerater, ne Lüteschinder oder so öppis? Aß en einisch dr Tüfel nimmt und i die teuffti Höll abe gheit? O wenn i au das gwüßt hätt, vor Johre! Für 's geistlig Amt, do hätt mi keis Opfer z'groß dunkt, kei Mangel z'hert, kei Arbeit z'schwer! 's Hömli ab em Lyb hätt i gäh, dr Finger ab dr Hand, für 's geistlig Amt! Do hätt me dr Himmel chönne vrdiene, ihm und eus!"

Dr Stattholter aber meint: „Was das Himmelverdienen atrifft, so mein i schier, dy Glaube sig es bitzeli wohl stark, Gundi! 's isch einisch, wie mr erzellt, ne überuus fromme Waldbrueder gsi, neumen im Schwarzwald äne. Dä het gfastet und betet und viel Guets tho und Wunder gwürkt a Lüt und Veh. Und einisch isch 'r vrzückt gsi, 'r het i Himmel ufe gseh und i d'Höll abe. Und d'Lüt hei ne gfrogt, was 'r im Himmel obe gseh heb? — „Buure", seit 'r, „und Taglöhner, armi Chnecht und Mägd und Bettler, Lüt vo alle Klasse, wo hienieden em Herrgott treu dienet hei, jeden i sym Bruef" — — — „Und i dr Höll?" froge sie. — „I dr Höll, do si Künig und Kaiser gsi und Pöbst und Kardinäl und Fürsten und Generäl, Rothsherren und Richter, großi Herren und dicki Buure, wo ihres Leben i Ungrechtigkeit, Unzucht und Suus und Bruus zuebrocht hei." — Also sägen au ig und bi überzügt drvo: Es füehre viel Weg zum Himmel, kei Stand het nes Privelegi, keinen isch uusgnoh, keinen isch z'höch und keine z'gring, aß 'r nit d'Seligkeit cha vrdiene mit Bravsy, vrstoht si, mit Bravsy! — — Also sell si dä Chnab etscheide! Dr guet Afang isch gmacht und nüt vrdorbe; 'r cha jetz no eister studiere was 'r wüll."

Aber no isch d'Tante nit bekehrt. Sie schüttlet ungläubig dr Chopf und seit: „Wenn 's au Alls no wär, wie

dr säget, Herr Stattholter, wo sell dä Burscht 's Geld hernäh? Do hört denk d'Guetthätigkeit uuf, eismols!"

Dr Stattholter zündet glasse sy Pfyfen a und seit: „Für 's Geld löiht einstwyle my sorge! Ha Gottlob no Batze gnue für so me talentvolle, brave Bürschtli uus z'helfe. I hoffe, 's isch au a Zins tho — — — Und wenn 'r einisch ne gmachte Ma isch — aber erst denn — de sell 'r zue mr cho und um d'Mina froge! De wird i nüt meh drgege ha — — Jetz pfleget en guet; 'r wird si wohl öppe wieder ebchyme — und mys Meitschi au — — 's Anneli sell gly einisch zuen is z'Visite cho, zue dr Mina — morn scho. Vrstande? Und jetz nüt vrunguet, Gundi, und bhüet di Gott und schlofet wohl zsäme!"

Aber d'Tante het nit wohl gschlofe — —

De Morge früeh het sie züpfet und d'Sunntigschueh agleit und ne suuferi Schäuben umbunde. Druuf isch sie i d'Früehmeß gange. Und druo i Pfarrhof.

Und sie het em olte, liebe Pfarrer Alls klagt, was ere uf em Herze glegen isch, wege 'm Heireli und dr Mina; und au hoorchlei, was dr Stattholter vorbrocht het, sy Vorschlag wege 'm Wyterstudiere — — Und mängi Thräne het sie us den Auge gwüscht.

Dr Pfarrer isch langsam und bedächtig 's Zimmer uuf und ab gstecklet und het einisch über anderisch gmacht: „Hm, hm!"

Endlige blybt 'r vor dr Tante stoh und seit: „'s isch würklig ne lätzi Sach — — Ha so recht Freud gha a dem Jüngling, ha gmeint, das geb einisch wieder ne recht tüchtige, brave Seelsorger. Me hätt sie so nöthig by der Zyt — — — Wie die Sachen aber stöih — a euem Brichten a — cha

vo dem kei Red meh sy. Doch besser so as dieseweg, das heißt, aß 'r mit syne weltlige Neigunge i geistlig Stand ytrete und unglücklig worde wär für Zyt und Ebigkeit, wie scho Mänge, wo mr drzue zwängt het."

„So het 's dr Stattholter au gseit, nume mit andere Worte", seit d'Tante. „Aber — was weiß i — mir g'sallt 's doch nit recht, nei gwüß nit — — vrzeiht, Herr Pfarrer!"

„Dr Stattholter isch ne brave, gschyde Ma", bhauptet dr Pfarrer, „und ne praktische drzue; wenn mr nume viel dere hätten i dr Gmein inne — Und Alls was 'r seit, het Händ und Füeß, und au sy Meinig wege 'm Heinrich — i mueß sie vollständig billige. Und wenn 'r wüll helfe und zueche stoh, so gsehn i weiß Gott nit y, worum dir ech setted drgege sperre? Dr Heinrich, so wien ig en könne, wird jedem Stand Ehr mache. Und hätt 's mi selber au mächtig gfreut, ihm einisch geistlige Vater sy z'chönne — i Gottsname, i mueß mi au däwäg zfriede gäh! Und chann 'r uf en anderi Art sys Glück mache, woran i gar nit zwyfle, he nu, so mag em 's gwoltig gönne, dem guete Chnab. — — Was dä glitte ha mueß, die Zyt über — er thuet mi ordli duure, dä arm Burscht! Säget, 'r sell mi cho bsueche! Wüll en au e chly ufmuntere, so viel i cha."

Er setzt si uf 's Channebee, nimmt e Prise und lächelet so gheimnißvoll vor anem ane. „D'Mina", seit 'r, „d'Mina — — Wer hätt das glaubt? Doch wohl, 's isch eister, i dr Schuel scho und i dr Christelehr, nes donnstig gschyds, sinnigs Meitschi gsi! Und 's wär würklig Sünd und Schaad, wenn 's so an en grobhölzige Buurelümmel hätt müeße verschacheret werde — — Dr Heireli und d'Mina — die beide Lütli hei gar kei schlechte Guh, das mueß mr säge — hm! hm!"

Dä olt Herr schmunzelet so vrgnüegt, aß d'Tante ganz vilege wird. Sie thuet si für dä güetig Zuespruch und Trost höflig bedanke und nimmt Abscheid mit eme ehrfürchtige Reverenz.

Und doch süfzget sie 's Hübeli uuf einisch über anderisch und jommeret: „Ach wie wird das au no nen Uusleitig näh. I wirde vo dem Züg no ganz sturm im Chopf — oheje, heie!"

11.

O, was d'Liebi nit Alls thuet und vrma!

Sie schloht Wunde, teuf und hert, und heilet sie wieder, schneller as 's kei Dokter thuet, mit all syne Mixturen und Salbe, schneller as 's keis Chrütli vrma uf Erde!

's Anneli isch bi 's Stattholters z'Visite gsi. Und het d'Mina mit ere heibrocht uf 's Hübeli, uf 's Stattholters eige Gheiß — —

Und wo die Zwöi, d'Mina und dr Heireli, sit langer, langer Zyt wieder 's erste Mol, enander erblicke, so bleich und abzehrt, do breche sie i Thränen uus und chönne schier keis Wörtli füre bringe!

Da 'sch am ene Sunntig Nomittag gsi. Die ganzi Wuche het 's gregnet gha und gwindet, aß d'Buure schier vrzwyfllet si und gmeint hei, jetz gangi Alls z'Grund, die ryfi Frucht, die Schöchli Emd. — Hütt aber isch 's wieder häle prächtige Sunneschyn, d' Luft isch so rein und voller Duft, wo die Matten und Wälder uusströme, und dr Himmel so blau.

Wer wett do i dem enge, dumpfe Stübeli hocke? 's Anneli mueß ohnihin uf d'Bleiki go mit eme Stücki rystigs

Tuech. D'Tante liest Kamillen ab und Wulleblüemli im Gärtli usse — sie ma nit im Weg sy, so ganz uusgsöhnt isch sie halt no eister nit — —

Dr Heireli und d'Mina aber göih süferli spazire i d' Hostet use.

Vo dr Hostet i Wald isch 's nume ne Schritt. D'Sunne sticht so heiß, und d'Imbeli und d'Mugge thüei so zuedringlig do uß im Freie! Im Wald aber isch 's schattig und chüel —

Und bold si eusi Wanderer, vo ganz ungefähr, bi dr große, schattige Buechen acho. Dört, unbeluuscht vo aller Welt, hei sie enander Alles klagt, was ihri Herzen erfüllt und quält het, die länge, truurige Wuchen uus, sit färn, die vrholteni Liebi, die Qual — —

Und was sie enander süscht no Alls erzellt und gflüsteret hei, die süeße Gheimniß. Niemer het 's gseh und Niemer het 's kört, as 's Eichhörnli zue ihre Häupte und das het si fryli grüsli vrwunderet und neugierig ghorcht, und 's Finkli und d'Amsle uf em Zwyg, und die hei enand zuegsungen und pfiffe:

Schau dört, schau!
Wie cha mr au
Schnäbele und chüsse!
Möcht 's gern wüsse,
Wer sie sy?

Wer sie sy?
Das gseht mer gly:
Nes Liebespäärli,
Me gseht 's uf 's Häärli,
Wie d'Sach stoht!

Wie d'Sach stoht:
Wie 's ebe goht,

Wenn Zwöi sich finde
Und ebig binde
J Lieb und Treu.

Erst wo d'Sunne schräger und schräger dur 's Laubwerch schynt, und dr Wald afoht ruusche, obedlig, lys und gheimnißvoll, und d'Glogge Betzyt lüte, i dr Nöchi, i dr Ferni, silberhäl — do seit d'Mina: „Ach Gott, scho so spot! O, Heinrich, i möcht e ganzi Wuche by dr stoh, mit dr plaudere, i wurd nit müed, in Ebigkeit nit! Jetz aber, leider müesse mr go, d'Muetter chönnt balge!“ — — —

Und me merkt 's und gseht 's vo Tag zue Tag, wie dene Beednen ihri Bäckli völler und röther werde, und d' Augen ihre Glanz wieder gwünne, und 's Herz wieder uflebt i Munterkeit und Scherz und neue Hoffnige.

Dr Dokter aber, won 'r wieder chunnt, foht afo lächele und seit: „Aha, mir schynt, 's recht Mitteli isch gfunde worde, a beeden Orte! Und 's schloht a, i gseh 's! Do isch my Apeteeg rein überflüssig — 's freut mi, 's freut mi sehr!“

Mit de Schwalbe isch au dr Heireli furtzoge, uf d' Universität, mit früschem Mueth, mit großer Lernbegier, mit hoffnigsvollstem Herze, begleitet vo de heißeste Wünsche.

Dr Götti Stattholter het em ne Paß mit uf d'Reis gä, dä het tuusig Franke gwoge — —

Und dä Paß het 'r no zwöi Mol erneueret.

Dr Heireli aber het das mächtig Zuetraue g'ehrt und grechtfertiget im höchste Grad.

* * *

Und hütt?

Hütt wohnt dr Heireli, ne glehrte, gschickte Lütedokter,

im Herrestöckli a dr Chrüzgaß unte. Und d'Lüt göih y und uus, vo Morge früeh bis z'Mittag, ne ganzi Mengi. Und d'Frau Doktere het mängisch ihri liebi Noth, dr Ma zum Mittagessen überzcho.

D'Frau Dokteren aber isch Niemer anders, as eusi Mina. Vor dr Uuszehrig bruucht se si nüme z'förchte; sie het jo Bäckli wie nes Chirsi und isch chugelrund, schier wie d'Frau Presidentene!

Und a sunnige Nomittäge nimmt dr fründlig Herr Dokter sys liebe Fraueli a Arm und spazirt mit ere uf 's Hübeli ufe, zue dr gueten olte Tante. Die het si eister wie besser i die neue Vrhältniß gschickt und am Heireli großi Ehr und Freud erlebt. Doch het sie 's nie ganz chönne verschmerze, aß 'r keis geistligs Herrli worden isch; und mängisch süfzget sie no: „Ne Pfarrer und e Dokter, o das rymt si no lang nit zsäme! Und denk mr au, wie agseh aß i g jetz wär! Nu i Gottsname, dr Heireli isch ömel glücklig!"

Jo, dr Heireli — Herr Dokter wei mr säge, — dä isch glücklig!

Um die großi Buechen ume het 'r es Bänkli lo abringe. Dört sitze sie de, er und d'Frau Mina, stundelang zsäme und lächele enander a und denke zrugg, a die früechere Tage, a ihri freud- und leidvolli jungi Liebi. 's Schwert im Herze, oben anen i dr Buecherinde, isch scho längst vrwachse — —

Sie nehmen au d'Chinder mit, zwöi tuusigs munteri Buebe und nes zimpfers, schwarzlockigs Meiteli.

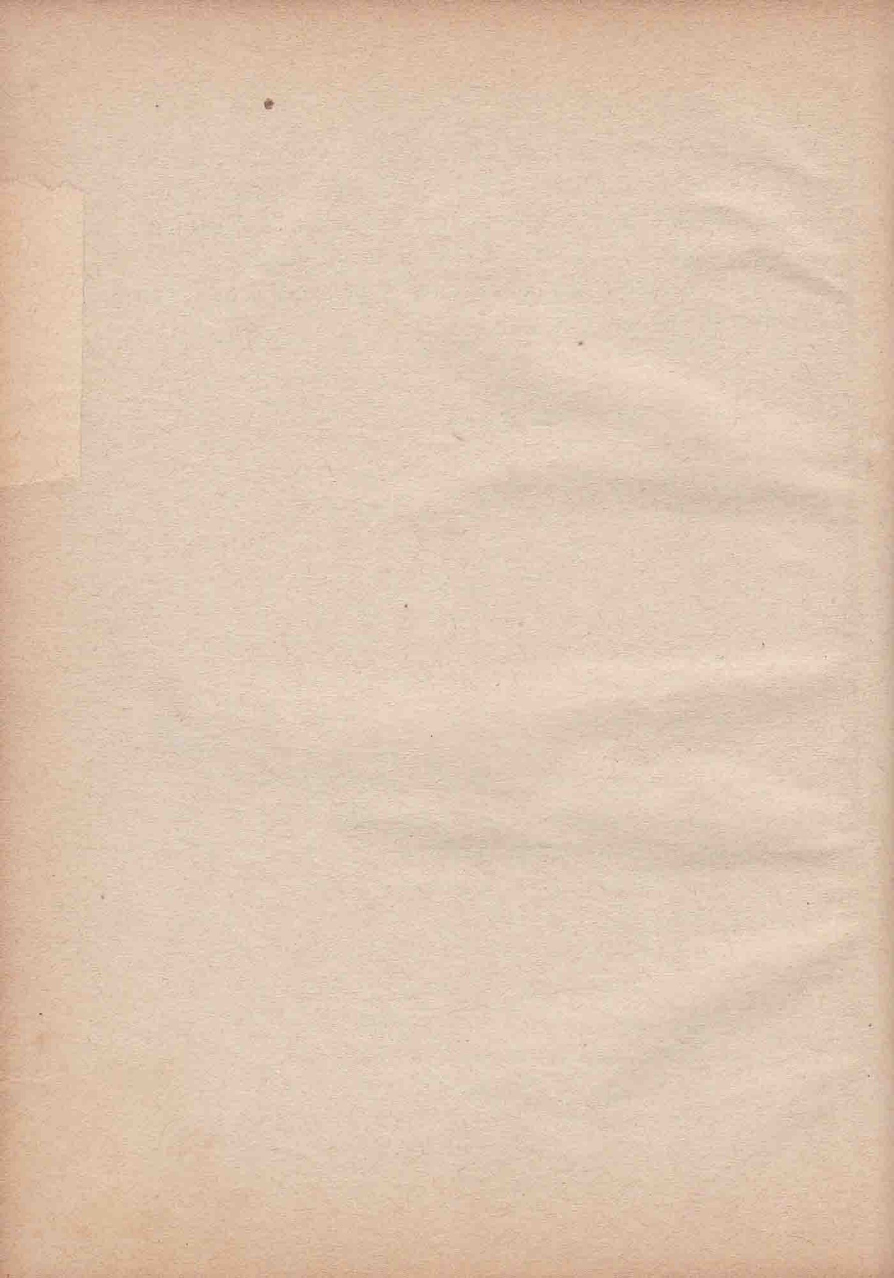
Oder d'Chinder chömen ellei 's Fueßwegli uuf cho z' springe, und bringe vieli Grüeß vom Papa und Chuechen oder anderi Güetzeli vo dr Mama, für die liebi Großtante Gundi und au für d'Tanten Anneli, die jetz glückligi Frau

Zimmermeisternen isch und Muetter vo drei muntere Buebe.

De mueß mr die halb Dotze Chinder binander gseh! Das singt und jubelirt und juuzget zrings um 's Hüsli ume, a allen Eggen und Enden, 's isch ne wahri Freud.

Und 's Hübeli isch wieder zum Juheehübeli worde, wie 's albe gsi isch zue olte Zyte!

— Ende. —



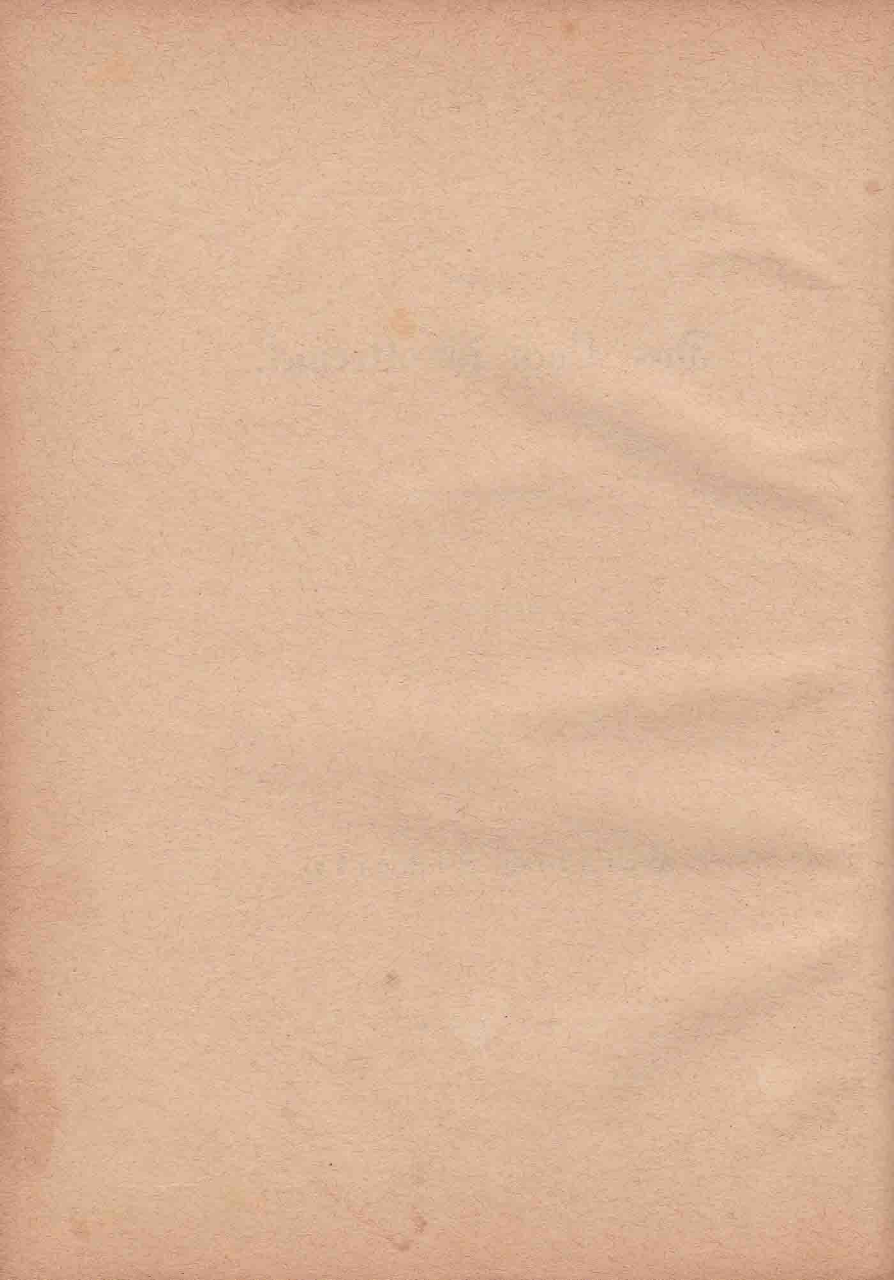
Das Loch im Aermel.

Erzählung

von

Heinrich Zschokke.





Herr Marbel.

Man erzählt sich noch heutiges Tages viel Seltsamkeiten und drollige Züge von einem Mann — — seinen wahren Namen darf ich hier nicht nennen, und einen Namen muß er doch haben; also er heiße für uns Herr Marbel. — Man erzählt sich noch heutiges Tages von diesem Herrn Marbel mancherlei Wunderlichkeiten. Ich will auch eine derselben erzählen, die weniger bekannt, aber durch ihre Folgen sehr wohlthätig geworden ist.

Er selbst war ein Mann von geradem, schlichtem Verstande, ohne Anmaßungen, ohne Begierde sich auszuzeichnen, im Thun und Lassen rechtlich, und doch galt er für wunderlich. Die Leute hielten ihn für eine Art Narren, mit dem nicht viel anzufangen sei; und er nahm das den Leuten gar nicht übel; „denn“, sagte er, „die Leute haben vollkommen Recht. Ich lebe nach eigenen Ueberzeugungen; das fällt auf. Die Leute aber leben nach der Meinung Anderer, und so schwimmen sie mit dem Strom und fallen nicht auf. Sie kleiden sich nicht nur nach der neuesten Mode, sondern sie essen nach der Mode, darum schmecken ihnen sogar Austern gut; sie erziehen nach der neuen Mode, lehren, urtheilen, denken, tadeln, loben, handeln, Alles nach der Mode, nicht nach ihrer eigenen Ueberzeugung und nach eigenem Gefühl. Darum sieht sich der Charakter der Leute so grundähnlich, daß es gar keine Charaktere mehr zu geben scheint.“

Herr Marbel war ein sehr reicher Mann, und zwar

einer von denen, dir mit nichts angefangen hatten. Als Knabe hatte er Aufwärterdienste in einem angesehenen Handelshause zu Hamburg geleistet, wo er nach und nach zu wichtigern Dingern gebraucht, und ein paar Male nach Westindien geschickt wurde. Er fing nachher kleine Geschäfte auf eigene Rechnung an; aus den kleinen Geschäften waren zuletzt große geworden.

Um während seiner Reisen einen treuen Verwalter seines Vermögens zu haben, heirathete er ein tugendhaftes, verwaistes Mädchen, dessen sich kein Mensch annahm. Das Mädchen saß auf einem Zaune und weinte, als er eines Tages durch ein Landstädtchen reiste. Er fragte: was fehlt Dir? — „Meine Mutter ist gestorben, nun jagen sie mich fort.“ — „Komm mit, ich helfe Dir.“ — Er ließ die Verwaiste neben sich her laufen bis zur nächsten Stadt, von da schickte er sie mit der Post nach seiner Heimat. Ein Jahr lang mußte das Mädchen seine Wirthschaft führen; dann heiratete er es.

„Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde, „Sie können die beste Partie machen, das Schönste, das Reichste gehört Ihnen, wenn Sie wollen. Aber so ein Ding vom Zaune wegnehmen und heirathen!“ — „Laßt's gut sein“, sagte Herr Marbel, „mir wählt ich das Beste, nämlich das tugendhafteste Mädchen.“

Als er reich genug war, gab er plötzlich den Handel auf; that sein Geld an sichern, obgleich geringen Zins, und setzte sich in Ruhe. — „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde, „kaum fünfundvierzig Jahre alt und schon in Ruhe! Erst jetzt können Sie ungeheure Spekulationen treiben, Sie haben die Erfahrung, Sie haben die Mittel!“ — „Laßt's gut sein!“

sagte Herr Marbel, „ich will jetzt von meinem erworbenen Brod essen, weil ich noch Zähne zum Beißen habe.“

Er war, wie gesagt, sehr reich; und doch wohnte er nur in einem kleinen, bürgerlichen Hause; blieb einfach in Geräth in Kleidern, hielt keine Kutschen und Pferde, gab keine Essen — jeder Handwerksmann in der Residenz machte mehr Aufwand als er. Dagegen, wenn ihm die Laune ankam, und er hatte die Laune ziemlich oft, machte er gemeinen Leuten oft große Geschenke; verheiratete er auf seine Kosten junge Leute, die er ausstattete; kaufte er geschickte Bürgerssöhne mit schwerem Gelde vom Soldatenstand los; oder besoldete er Advokaten, um Angelegenheiten und Rechte von Personen zu vertheidigen, die ihm ganz fremd waren. So mischte er sich überall in andere Händel, und brachte viel Geld durch. Dagegen, wenn Personen von Rang und Vermögen zu ihm kamen, um Geld zu leihen, zuckte er die Achseln und hatte nichts. „Sie sind ein Narr!“ sagten seine Freunde, „Sie wissen nicht, was anfangen mit Ihrem Reichthum. Machen Sie doch ein Haus. Sie dürfen nur winken, die ersten Familien der Stadt, die bedeutendsten Männer am Hofe werden Ihre Freunde. Wollen Sie einen Titel? wollen Sie ein Adelsdiplom? Wofür sind Sie denn reich? Für das Lumpenpack doch nicht, mit dem sie sich so gern abgeben?“ — „Laßt's gut sein!“ sagte Herr Marbel, „ich bin ärmer als Ihr glaubt. Ich darf keinen Heller verschwenden und brauche mein Geld nothwendig.“

„Es ist nicht möglich! Sie müssen ja jährlich wenigstens dreißigtausend Gulden Revenüen haben?“

„Das wohl“, antwortete Herr Marbel, „aber davon brauche ich zweitausend Gulden für meine Haushaltung, und das Uebrige gehört denen, die nicht genug haben.“

Herr Marbel verlor im gleichen Jahr an der gleichen Krankheit seine edle Gemahlin und zwei liebenswürdige Kinder. Er war wieder einsam. Man wollte ihn zerstreuen, erheitern. „Laßt's gut sein", sagte er, „ich bin nichts weniger als traurig; vielmehr inniger selig, als sonst. Ich lebe jetzt in zwei Welten. Mein Weib, meine Kinder gehören mir überall und ewig, und ich ihnen. Ich bitte Euch, machet Euch keinen Alltagsspaß mit mir; tröstet mich nicht."

Der Sturmwind.

Indessen war ihm doch, durch den Verlust seiner Gemahlin und Kinder, die Welt ein wenig öde, das Leben ein wenig langweilig geworden. Er stand überall einsam. Er ging oft, sich zu zerstreuen, auf Reisen; es half für den Augenblick. Er kam oft mit roth geweinten Augen aus seiner kleinen Schreibstube. Dann sahen ihn seine Diener und Mägde voll Mitleids an, denn alle liebten ihn wie einen Vater. — „Ihr habt Recht, Kinder, bemitleidet mich nur. Ich verdiene es. Aber tröstet mich nicht. Mitleid ist mir Noth, aber Trost nicht; den gibt mein Inneres besser, als Ihr; aber den menschlichen Schmerz, das Vermissen der gewohnten Lieben, das wird Alles die Zeit bessern, noch hat sie nichts gebessert."

Zerstreuung, das fühlte er, sei am wohlthätigsten. Er besuchte alle Plätze rings um die Hauptstadt. Er war auf allen Lustgängen, in allen Vergnügungsörtern. Eines Tages im Thiergarten.

Viel Volk tummelte sich da herum im Grünen, wie es

an Sommertagen zu sein pflegt. Herrn Marbel that es immer wohl, im regen Gewühl der Frohen zu sein. — Aber die Freude ward bald durch ein anrückendes Gewitter gestört, dem ein gewaltiger Sturmwind voranzog. Die hohen Bäume fuhren sausend, wie schwanke Halme, hin und her; die Buden wurden geschlossen, die Krämer packten ein, die Musik in den Gebüschen verstummte, die Tänzer flogen auseinander.

Herr Marbel blieb in dem Lärmen des Sturmes und der Menschen ruhig stehen. Ihn ergötzte der Anblick. Die breiten Wege waren bald leer; Wirbelwinde zogen Staubwolken in die Höhe. Indem kam die junge Fürstin Emilie aus einem Seitenwege des Lustwaldes eilfertig; sie hatte sich verspätet. Bei ihr ein paar zierliche Kammerherren, hinter ihr ein paar Offiziere, die alle Mühe hatten, die hohen Federbüsche ihrer Hüte gegen den Wind aufrecht zu halten. Plötzlich fiel Sturm und Wirbelwind über Alles her. Der Schleier der jungen Fürstin flog hoch in die Luft. Erschrocken streckte die Beraubte ihre Arme dem entführten Schmucke nach. Der Schleier blieb im Wipfel einer Tanne hangen, wie Spinngewebe.

„Schaffen Sie mir meinen Schleier wieder!“ sagte das Frauenzimmer, „schaffen Sie mir ihn wieder! Ich muß ihn haben. Er ist das Neujahrsgeschenk meiner Mutter. Er hat für mich unermeßlichen Werth.“

Die Herren hielten ihre großen Hüte sammt den großen Federbüschen fest, sahen hinauf und zuckten die Achseln.

„Ich muß ihn wieder haben, und sollt' ich hier umkommen; ich weiche nicht eher von der Stelle!“ sagte die Fürstin und hatte die Augen voller Thränen.

Die Herren sahen in bitterer Verlegenheit abermals zum

Wipfel der Tanne hinauf. Der eine seufzte, der andere kratzte sich im Nacken, der dritte nahm in der Verzweiflung eine Prise, der vierte machte stumme Verbeugungen, als wollte er damit die Unmöglichkeit darthun, das fürstliche Begehren zu erfüllen.

„Sie haben doch oft geschworen, das Leben für mich aufopfern zu wollen, warum steigt denn Keiner in die Aeste des Baumes hinauf? Es geht ja recht bequem von unten an! Herr Major, Sie sind der Jüngste, holen Sie mir den Schleier!“ rief Emilie weinend.

Der Herr Major sah erschrocken auf seine weißen Kasimir-Beinkleider und auf die hohe, wankende Tanne — siebzig Schuh hoch mochte sie wohl sein. Er that, als wollte er sich zum gefährlichen Gang rüsten, räusperte sich und kam doch nicht von der Stelle.

Wie der alte Herr Marbel, hatte auch ein zerlumpter, zwölfjähriger Bettelbube in der Nähe mit angehört. „Ich will das Tuch droben schon herunter holen, wenn Sie befehlen!“ sagte der Knabe und maß mit lebhaftem Blick die Höhe der Tanne.

„Marsch! geschwind hinauf!“ schrieen alle fünf mit lauter Stimme zugleich.

Der Knabe besann sich nicht lange. Er kletterte von Ast zu Ast empor, schlug die Zweige nur aus einander; man sah ihn lange nicht, bis er oben am Wipfel der Tanne wieder zum Vorschein kam. Der Sturm wüthete von neuem und warf die Bäume sausend durch einander. Der Knabe umklammerte den schlanken Wipfel, der mit ihm in weiten Kreisen herumflog. Herr Marbel zitterte, als er das sah. Die Offiziere lachten; die Fürstin hüpfte vor Freuden hoch auf, da sie den Schleier in der Hand des Waghalses sah.

„Wenn der Ungeschickte ihn nur nicht zerreißt!“ rief sie dann mit neuer Aengstlichkeit.

Glücklich brachte ihn der Knabe herab. „Gottlob!“ sagte die Fürstin und hüpfte freudig davon, um sich aus dem Sturme zu flüchten. Ihre Begleiter eilten ihr nach. Der Knabe eilte mit ausgestreckter Hand hinten nach, um ein Almosen flehend: der Kammerherr warf ihm kleine Münze zu. Der Knabe hob sie vom Boden auf und betrachtete ihren Werth.

Herr Marbel, sonst nicht neugierig, war es doch diesmal. Denn der Knabe, seine offene Miene, sein freundliches Wesen, sein Muth hatten ihm gefallen. Auch er hatte schon die Hand in der Tasche, um ihn für das Wagstück zu lohnen.

„Was haben sie dir gegeben?“ fragte er. Der Knabe zeigte ihm das Geld in der offenen, vom Tannenharz besudelten und von den Aesten wundgerissenen Hand. „Fünf Kreuzer, Herr!“

„Fünf Kreuzer!“ seufzte Herr Marbel: „Guter Bube!“ Er nahm die Hand voll kleiner Münze und füllte damit beide Hände des Jungen, der, ganz erstaunt über den Reichthum, mit großen Augen bald das Geld, bald den Wohlthäter ansah, und endlich fragte: „Soll ich Alles haben?“

„Alles! Und was wirst Du damit machen?“

„Ich weiß selbst nicht. Neue Kleider kaufen. Ich kann nun wie ein Herr leben.“

„Hast Du keinen Vater?“

„Nein, schon seit zwei Jahren nicht mehr. Der Vater war Soldat und ist im Krieg umgekommen; die Mutter ist gestorben und da wollten sie mich nicht im Dorfe.“

„Gib mir das Geld wieder, Bube.“

„Alles?“

„Alles„."

Traurig gab es der arme Knabe wieder zurück, und ein paar Thränen bedeckten den Glanz seiner großen schwarzen Augen.

„Auch die fünf Kreuzer gib mir."

„Nein, die gehören mir."

„Du sollst kein Geld mehr nöthig haben. Es taugt Dir nicht. Ich nehme Dich in mein Haus. Du sollst mein Sohn werden, wenn Du brav bist. Willst Du das?"

„Wenn's Ihnen Ernst ist."

„Hast Du noch mehr Geld?"

Der Knabe hatte noch einige Kupfermünzen und ein großes Stück Brod. Herr Marbel nahm ihm das ab und ließ ihn mit sich kommen.

Erziehung.

Der kleine Konrad Eck wurde umgekleidet, aber äußerst einfach, in grobes Tuch. Er war gewohnt, in Ställen oder unter freiem Himmel zu übernachten. Der reiche Herr Marbel gab ihm zum Bett einen Strohsack, und zur Nahrung die wohlfeilste Kost. — Der Knabe war froh wie im Himmel, behend, dienstfertig, immer freundlich, unverdrossen, ergeben, zeigte viel natürlichen Verstand, aber war in allem unwissend was nicht in den Erfahrungs- und Geschäftskreis eines Bettlers gehörte. Nach einem halben Jahr war der junge Bär so weit geleckt, daß man ihn doch der Welt zeigen und mit Aufträgen herumschicken konnte. Er hatte sich, wiewohl mühsam, an Ordnung, an Reinlichkeit gewöhnt. Sein gutes

Herz machte ihn Allen im Hause lieb. Herr Marbel nannte ihn seinen Sohn und beschloß, aus ihm etwas Rechtes zu machen, Konrad mußte in die Stadtschule. Er war fleißig. Es ward ihm anfangs sauer; aber er ging. Die Freude des Wohlthäters an seinen Fortschritten war ihm der höchste Lohn; Herrn Marbels Kälte die bitterste Strafe.

Doch ich will hier nicht die Erziehung des Betteljungen beschreiben. Nur dies, weil es Herr Marbels Gemüthsart bezeichnet, sei noch gesagt. Konrad, sobald er einige Jahre im Hause gewesen, saß er an Marbels Tisch. Er konnte von allen Leckerbissen genießen; aber Herr Marbel gab ihm Beifall, wenn er mit Brod, Fleisch, Kartoffeln und dergleichen vorlieb nahm. Er konnte in weichen Betten schlafen; aber Herr Marbel freute sich, wenn Konrad seinem Strohsack getreu blieb. Konrad bekam alle Wochen einen halben Thaler Taschengeld, aber sich selbst durfte er nichts dafür kaufen; er mußte es zum Besten Anderer anwenden; doch war ihm gestattet, für sich daran zu sparen, damit er habe, wenn ihm Herr Marbel einmal nichts mehr zu geben habe. — „Für dich mußt du wenig bedürfen, wenig gebrauchen; Alles für Andere haben und sein!“ Das sagte ihm sein Wohlthäter bei jeder Gelegenheit. Als Konrad sechzehn Jahre alt war, gab ihm Herr Marbel zum Geburtstag vierhundert Thaler. „Jetzt, lieber Konrad, wollen wir unsere Haushaltung trennen. Da hast Du Geld. Jetzt beköstige und bekleide Dich dafür, bezahle deine Lehrer; schaffe Dir an, was Du willst. Du kannst bei mir im Hause wohnen, aber Du zahlst mir für Zimmer, Betten, Hausgeräthe alle Vieteljahre vier Thaler. Richte Dich ein.“

Konrad wunderte sich, aber es freute ihn, Herr so vielen Geldes zu werden. Er richtete seine Haushaltung ein.

Monatlich mußte er von seinen Ausgaben Rechnung ablegen. Herr Marbel beobachtete ihn scharf und ließ ihn beobachten. Konrad lebte, wie es Herr Marbel erwartet hatte, dürftig wie ein Geiziger, und wo er helfen konnte, verschwenderisch wie ein Fürst. Am Ende des Jahres hatte er doch noch hundertundzwanzig Thaler übrig. Er mußte sie an Zins legen, und empfing abermals 400 Thaler.

So ging's bis in's zwanzigste Jahr. Herr Marbel schickte den Jüngling auf eine Universität; er gab ihm neue Zulage an Geld. „Deinen Körper gewöhne an nichts, mein Sohn", sagte er zu ihm, „aber das Anständige wie das Nothwendige versag' ihm nie. Ein guter Künstler muß braves Werkzeug haben, ohne dieses ist er selbst ungeschickt. Der Leib ist das Werkzeug; der Künstler ist der unsterbliche Geist. Diesen vollende! Das Leben ist kurz; es ist die Schule. Bilde Geist und Gemüth; wir wissen nicht, wozu wir's lernen müssen. Das werden wir in der Ewigkeit wohl erfahren, wo uns der Vater an ein höheres Werk stellt. — Ich setze dir für die drei Universitätsjahre eine beträchtliche Summe aus. Du wirst sie gebrauchen. Du sollst und mußt in die besten Gesellschaften, in alle gehen, um die Leute aller Gattung kennen zu lernen; aber auch von den schlechten entferne Dich nicht; Du mußt sie kennen lernen. Bist Du schwach und wirst schlecht, gehst Du unter. Bist Du stark, stehst Du wohlthuend über alle. Nach drei Jahren denke daran, Dein Brod selber zu verdienen. Dann geb' ich Dir nichts mehr."

Das Loch im Aermel.

Ich bin reich — was man reich zu nennen pflegt, — fuhr Herr Marbel in seiner Rede fort, der Reichthum freut mich an sich nicht, denn ich bedarf für mich wenig. Ich könnte von Wenigerm leben als meine Bedienten. Wozu mir also das Geld? Aber das ist's, was mich freut, daß ich das Alles mit eigener Kraft und auf die unbescholtenste Weise erworben habe. Da klebt kein Blut, keine Thräne daran; nur mein Schweiß allein. Dies sind die höchsten Freuden des Geistes: Wirksamkeit im Kleinen und Großen, Unschuld, Alles Andere ist mehr oder weniger Narrheit oder Thorheit, z. B. Ehrgeiz, Weiberliebe, Gewinnsucht, Herrschgier, Stolz, Neid, Haß, Religionsgroll und dergl. Merke Dir das, Konrad: Mächtig wirken, mit Unschuld, im Großen wie im Kleinen, das ist das reine, wahre Geisterwesen. Verachte das Kleine nicht, als wäre es gering. Gott hat nichts Geringes geschaffen. Auch sein Sandkorn und sein Wurm sind groß.

Ich habe Dir gute Erziehung gegeben. Du warst eine wilde, aber kräftige Pflanze. Jetzt bist Du zwanzig Jahre, das Alter, wo im Menschen der Engel mit dem Thiere kämpft. Möge der Engel obsiegen: — Erst wird der Mensch als Pflanze erzogen, dann als Thier, zuletzt als Engel. Viele bringen es nicht weiter als zum wohlabgerichteten Thier.

Aber das Thier ist nicht zu verachten. Aus dem unreinen Staube blüht die schneeweiße Lilie hervor. Eine Kleinigkeit gab mir die wahre Richtung. Ich lernte nähen, und dadurch ward ich zum reichen Mann.

Das wirst Du nicht glauben wollen, und doch ist's so. Ich war vierzehn Jahre alt, konnte lesen, schreiben und rechnen. So weit war ich dressirt. Ich war eines Handwerkers Sohn. Mein Vater wußte nicht, was aus mir machen, denn

es fehlte an Geld überall, und das hatte Gründe, die ich jetzt wohl einsehe.

Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund, Namens Albrecht. Wir beide waren überall und nirgends, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's Schläge zu Hause; waren die einmal abgeschüttelt, blieb's beim Alten.

Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank, und erzählteu einander, was wir werden wollten. Ich wollte Generallieutenant, Albrecht Generalsuperintendent werden.

„Aus Euch beiden gibt's in Ewigkeit nichts!“ sagte ein steinalter Mann in feinen Kleidern und weißgepuderter Perrücke, der hinter unserer Bank stand und die kindischen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschracken. Albrecht fragte: warum nicht?

„Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es Euern Röcken an; aber Ihr seid zu Bettlern geboren; würdet Ihr sonst diese Löcher in Euern Aermeln dulden?“ Dabei faßte er jedem von uns an die Ellbogen, und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Aermel hinauf. — Ich schämte mich; Albrecht auch. „Wenn's Euch“, sagte der alte Herr, „zu Haus Niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet Ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt, jetzt ist's zu spät, und Ihr kommet wie Bettelbuben. Wollet Ihr Generallieutenant werden, so fanget an beim Kleinsten. Erst das Loch im Aermel geheilt, ihr Bettelbuben, dann denkt an etwas anderes.“

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon, und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellbogen

des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es Niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wollte. Jetzt, wo sich's an meinen Kleidern eine Naht öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam, ich mochte an zerrissenen Kleidern nun nicht mehr Unreinigkeiten leiden. Ich ging sauberer, ward sorfältiger, freute mich, und dachte, der alte Herr in der schneeweißen Perrücke hat so Unrecht nicht. Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock; mit einer Hand voll Kalk ein Haus; aus rothen Pfennigen werden Thaler; aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß!

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es ward sein Schade. Wir waren beide einem Handelsmann empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Herr prüfte uns, dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren hell und sauber, Albrecht im Sonntagsrock ließ Nachläßigkeiten sehen. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich sehe Ihm an“, sagte er, „Er hält das Seine zu Rath, aus dem Andern gibt's keinen Kaufmann“. Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Aermel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Aermel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern Alles, ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden, sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. — Es gibt nichts Unbedeutendes, noch Gleichgültiges, weder im Guten, noch im

Bösen. Wer das glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Aermel, nämlich er war habrechtig, zänkisch, despotisch, launenhaft, das brachte mir oft Verdruß. Ich widersprach, da gab's Zank. Holla, dachte ich, es könnte ein Loch im Aermel geben, und ich Zänker und gallsüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal werden. Von Stunde an ließ ich den Mann recht haben, ich begnügte mich, recht zu thun und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein (denn wer ihrer viel hat, ist nie ganz froh), sparte ich Manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Aermel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Aermeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. — So hatte ich beständige Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen. Der Segen liegt im Rechtthun und Rechtdenken, wie im Nußkern der fruchttragende, hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich, du brauchst ja nicht den zwanzigsten Theil davon. — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Thorheit. — Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Aermel aufweisen? — Hilf Andern, wie Dir Gott durch Andere geholfen. Dabei bleibt's. Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne etwas Rechtes; denke an den Mann mit der schneeweißen Perrücke, hüte Dich vor dem ersten kleinen Loch im Aermel; mach's nicht, wie mein Kamerad Albrecht. Er ward zuletzt Soldat und ließ sich in Amerika todtschießen.

Der Handwerksbursche.

Konrad ging also nach Göttingen, studirte Rechte und Kameralwissenschaften und war sehr fleißig, ohne sich jedoch dem Umgang mit Altersgenossen und dem Genuß der Freuden zu entziehen. Aber er sparte, denn er hatte einen großen Plan. Er wollte eine Reise durch Europa machen. Herr Marbel munterte ihn dazu auf, erklärte aber, keinen Kreuzer dazu herzugeben. Und was Herr Marbel einmal erklärt hatte, dabei pflegte er gerne zu bleiben. Zum Reisen aber gehörte Geld. Konrad entschloß sich kurz. Sobald er es bis zum Doctor juris utriusque gebracht hatte, ging er zu einem Kunstschreiner in die Lehre und lernte dessen Handwerk: hobeln, schneiden, sägen, bohren, leimen, Hölzer beizen, firnisiren u. s. w. Seine Uebung im Zeichnen, sein Geschmack, seine chemischen Kenntnisse — Alles kam ihm zu statten. In einem Jahr hatte er Uebung im Mechanischen, er kam Meister uud Gesellen gleich. Mit zwanzig Louisd'or verkürzte er die Lehrzeit. Er ward als Gesell ausgeschrieben.

Herr Marbel kehrte eines Abends von seinem gewöhnlichen Spaziergang heim, und rauchte sein Pfeifchen ganz wohlgemuth zum Fenster hinaus. Da kam ein fremder Handwerksbursche, das Ränzel auf dem Rücken, grüßte und sprach, den Hut in der Hand, kein Wort. Herr Marbel warf ihm ein Stückchen Geld in den Hut. Der Handwerkswursche dankte, steckte die Gabe ein und wünschte Herrn Marbel allein zu sprechen. Er ward eingelassen.

Der Handwerksbursche brachte freundliche Grüße von Konrad. Herr Marbel freute sich kindlich. Seit drei Jahren hatte er nicht von seinem Pflegesohn vernommen, der ihm theurer war, als er glaubte. Indem er aber dem Handwerksburschen ins Gesicht sah, sprang er betroffen zurück.

„Was? bist du's nicht selbst, Konrad? Spielst du Komödie mit mir? — Ist das auch der Aufzug von einem Herrn Doktor?“

Konrad lächelte und sprach: „Der Doktor steckt hier im Ränzel; auf Reisen ist er Schreinergesell. Der findet mit seinem Handwerk überall Brod und darf wohlfeil leben. Hier ist mein Doktordiplom, hier mein Lehrbrief. Jetzt mache ich die Reise durch fremde Länder. Ich komme nur, Sie noch einmal zu sehen, theurer Vater, Ihnen noch einmal zu danken und Ihren Segen mit auf den Weg zu nehmen.

Da ward Herr Marbel tief gerührt; sein Auge feucht. Er fiel dem guten Kamerad um den Hals, drückte ihn an seine Brust und stammelte: „Ja Du bist mein Sohn, ich will Dein Vater sein.“

Herr Marbel behielt ihn vier Wochen lang bei sich. Dann ließ er ihn ziehen mit seinem Segen. Hast du auch noch Geld? fragte er ihn beim Abschied. Konrad erwiderte: „Noch fünfundzwanzig Thaler. Das ist Alles, was ich erübrigen konnte,“

„Geld genug für einen reisenden Handwerksburschen!“ sagte Herr Marbel lachend: „Da hast Du noch einen Thaler auf die Reise, so hast Du sechsundzwanzig! Gott sei mit Dir. Schreibe mir alle Vierteljahre, wie es Dir geht und was Du lernst und siehst. Hüte Dich vor einem Loch im Aermel, so wird es Dir wohl gehen.“

Reise durch Europa.

Mit sechsundzwanzig Thaler machte Konrad die Reise durch Europa; erst durch Deutschland über die Alpen nach Rom und Neapel, er wollte die zerfallenen Trümmer einer

herrlichen Vorwelt sehen. Dann zur See nach Frankreich. Er arbeitete in Lyon und Paris, sich im Handwerk vollkommener zu machen; ging nach London über wo er fast ein Jahr lang verweilte; trieb sich dann in einigen holländischen Städten herum, ging nach Dänemark, und über Stockholm nach Petersburg, von da in die Heimat zurück.

Kam er in eine Stadt, wo es Sehenswürdiges gab, und der Mühe werth war, zu bleiben, auch nur, um wieder Reisegeld zu erwerben: so gab er sich zu einem Meister in Arbeit. Sonntags verwandelte sich der Schreiner in den Gelehrten, Ein paar Klassiker mußten ihn auf seinen Wanderungen begleiten. Hatte er erworben, zog er weiter. Gern hätten ihn die Meister oft länger gebunden; denn einen geschicktern Gesellen fanden sie nicht leicht, und über seine Gelehrsamkeit erstaunten sie. Manche hübsche Meisterstochter hätte den wnnderbaren Fremdling gern behalten und zum Meister gemacht. Denn Konrad war ein feiner Jungling; sein schwarzes Auge voll Geist und Feuer; sein Anstand wie der eines Mannes aus höhern Ständen; sein Umgang nicht wie bei Gewöhnlichen, und doch dabei gegen Seinesgleichen leutselig, einnehmend, bescheiden. Jeder hatte den Sonderling gern.

Zwar hie und da, einmal in Lyon, einmal in London, machte ihm ein artiges Mädchen das Herz schwer. Er riß sich los; zur Leidenschaft ließ er keine Neigung aufsteigen; das nannte er immer ein Loch im Aermel. Heim in sein Vaterland wollte er, in der Nähe seines zweiten Vaters, Herrn Marbels, als Schreiner oder Advokat sein Leben zubringen.

Nach mehrjähriger Wanderung stand er wieder vor Vater Marbels Hause. Seit drei Jahren hatte er von Herrn Marbel keine Zeile gesehen; er hingegen hatte seinem

Wohlthäter regelmäßig jedes Vierteljahr geschrieben; ihm auch seine nahe Ankunft gemeldet. Nun war die Frage, ob der wackere Mann noch lebe.

Konrad war todtenblaß, als er von fremden Personen begrüßt und benachrichtigt wurde, Herr Marbel habe das Haus verkauft und die Stadt verlassen schon seit Jahr und Tag. Er ging traurig von einer Straße zur andern. „Hätte der Vater nicht die Liebe haben und mir wenigstens diese Veränderung melden sollen? Nun fort, und man weiß nicht einmal wohin?“

Er ging, das Ränzel auf dem Rücken, zur Schreinerherberge, um zu übernachten; folgenden Tages im Feierkleide zum Banquier Schmidt, Herrn Marbels ehemaligem besten Freund, um Erkundigungen über seinen Wohlthäter einzuziehen.

Der alte Banquier erkannte ihn sogleich, und empfing ihn mit herzlicher Freude. „Gottlob, Herr Doktor,“ rief er: „daß ich Sie noch sehe! Unser alter Freund ist nach Ostindien, wie Sie wissen. Er hat bei mir für Sie zweihundert Louisd'or hinterlegt, die er ihnen zur Ausstattung vermachen wollte, wenn Sie heimkehrten und sich irgendwo in Ihrem Beruf ansäßig machen wollten.“

„Nach Ostindien ist er?“ rief Konrad, und Thränen rollten ihm über die Wangen.

„Wissen Sie das nicht? — Er hatte hier in der Stadt allerlei Verdruß; der Fürst wollte ihn adeln, und er, nach seiner Manier, schickte Sr. Durchlaucht den Adelsbrief zurück, in der Meinung, jeder Mensch habe einen angebornen Adel, aber geadelt von fremder Hand könne keiner werden. Das gab den ersten Stoff zu Mißdeutungen, zu Neckereien, endlich zu einer Art von Verfolgung. Man nannte den guten

Narbel Jakobiner; hielt ihn eines Briefwechsels mit Revolutionssüchtigen verdächtig; für einen Menschen, der sich unter dem Pöbel Anhang verschaffen wolle. Dann kam dies und das dazu. Genug, dem guten Manne war das Leben sauer gemacht. Nun wissen Sie, wie er war — allzugut, allzuleichtgläubig. Es gingen ihm beträchtliche Kapitalien verloren. Es that ihm leid, sich einschränken zu müssen. Er fing neuerdings kaufmännische Spekulationen an. Die schlugen ihm um. Da trat er eines Tages zu mir, sagte, er habe in Ostindien noch ein bedeutendes Kapital, er wolle hin, es selbst beziehen. Meine Einwendungen halfen nichts. Er verkaufte und verschenkte, was er hatte; gab mir für Sie die Summe in Verwahrung und reisete ab. Es sind nun bald drei Jahre.

Konrad stand betäubt. Hätte er nur gewußt, wo ihn finden in Ostindien, er wäre ihm auf der Stelle nachgereiset.

Herr Schmidt ließ es nun nicht anders geschehen: Konrad mußte bei ihm im Hause wohnen, bis er seinen Lebensplan gemacht haben würde. Konrad hatte fast im Sinn, eine Schreinerwerkstatt zu eröffnen. Herr Schmidt hielt ihn davon ab und rieth ihm, als Advokat aufzutreten; da könne er der Welt nützlicher sein.

Der Gerichtshalter.

Nach einigen Wochen trat Herr Schmidt zu Konrad mit freudigem Antlitz in's Zimmer, in der Hand ein Intelligenzblatt. „Freundchen!“ rief er: „Sie müssen mir zum Herr von Wallenroth folgen. Er verlangt einen Gerichtshalter auf seinen Gütern. Ihm gehört ein ganzes Dorf. Er braucht einen Mann, wie Sie. Er ist mein Spezialfreund. Da

schreibt er im Wochenblatt die Stelle aus. Siebenhundert Gulden Gehalt, freie Wohnung Licht, Holz und vermuthlich reiche Sporteln daneben. Was wollen Sie noch mehr? Haben Sie Lust?"

Konrad zuckte die Achseln.

„Nichts! folgen Sie mir, Herr!" fuhr Herr Schmidt fort: „Erlauben Sie mir, bei Ihnen Stellvertreter von Papa Marbel zu werden. Das ist ein Platz für Sie!"

Konrad setzte sich mit ihm in die Kutsche. Sie machten dem Herrn von Wallenroth den Besuch.

Dieser, ein ältlicher Herr, sehr gefällig nnd gutherzig, sagte zu Konraden: „Ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen. Dach genug, mein Freund Schmidt schlägt Sie vor. Sie, und kein Anderer empfangen die Stelle. Aber ich muß Ihnen darüber noch dieß und das sagen. Ich reise in Aufträgen meines Hofes nach Paris, bin wahrscheinlich mehrere Jahre abwesend. Ich übergebe Ihnen meine Güter, die Erb- und Gerichtsherrschaft zu Alteck. Sie sollen nicht bloß die Stelle des Justiziarus dort versehen, nein, meine eigene Person. Unter Ihnen steht der Verwalter. Sie sollen meine verwahrloseten Güter wieder in Aufnahme bringen, und, was mir vor Allem am Herzen liegt, meine Bauern menschlicher machen. Denn die Altecker sind wahres Vieh, elend, roh, arm, unwissend. Ich habe die Herrschaft erst seit einem Jahre in Besitz, mich aber wenig darum bekümmern können. Alles ist in Verfall da. Ich überlasse es Ihnen, anzustellen und wegzujagen, wen Sie wollen. Kurz, alle meine Rechte sollen Sie üben. Die Gelder und Rechnungen schicken Sie jährlich an Herrn Schmidt, zu meinen Handen."

Konrad wollte Entschuldigungen vorbringen, er verstehe von der Landwirthschaft zu wenig. Die Bescheidenheit half

nichts. Die beiden alten Herren drangen mit Güte in ihn. Herr von Wallenroth, in der Meinung, Konrad fände die Besoldung für ein so weitläufiges Geschäft zu gering, erhöhte den Gehalt, bot ihm immer mehr, verdoppelte zuletzt beinahe die Summe von siebenhundert Gulden. — Konrad war bestürzt und froh zugleich. „Aber", sagte er, wie komme ich zu diesem übermäßigen Vertrauen?" Herr von Wallenroth deutete auf Herrn Schmidt „Das Herz dieses Mannes," sagte er, „und das meinige sind eins."

„Die Sache ward in Richtigkeit gebracht, schriftlich, wie sich's gehört. Hintennach aber trat Herr von Wallenroth noch mit einer Klausel hervor, auf welche er viel Gewicht legte. — „Alle," sprach er, „sind ihren Befehlen unterworfen, nur eine Person nicht, die mir theuer ist, deren verstorbenem Mann ich große Verpflichtungen schuldig bin, wiewohl sie mich kaum kennt. Diese ist eine brave Predigerwittwe, Namens Walter. Sie ist ohne Vermögen. Sie lebt von einer mäßigen Pension zu Alteck, und ich habe ihr lebenslängliche Wohnung und Kost und Bedienung in meinem eigenen Hause zu Alteck gegeben. Sie werden also mit ihr unter gleichem Dache hausen. Es ist die bravste Frau vou der Welt. Ich hoffe und wünsche, Sie werden mit ihr in guter Harmonie bleiben."

Konrad blieb gegen diese Klausel gar nichts einzuwenden, und war es gar wohl zufrieden, sogleich eine Frau da zu finden, die ihm die kleinen Sorgen der Haushaltung durch Rath erleichtere.

Noch in derselben Woche reisete Herr von Wallenroth mit Konraden nach Alteck; sie führte ihn in aller Form in sein Amt ein, hielt sich aber nicht länger als einen Tag auf und ließ ihn bei Frau Walter.

Die Gesellschaft.

Das Herrenhaus, wie man es nannte, lag sehr angenehm, mitten in Gärten, auf einem Hügel über dem Dorf, Stallung, Scheunen, mit großem Hofraum im Viereck nebenbei. Ueberall viel Ordnung; im Herrenhaus viel Reinlichkeit und heiteres Wesen. Die schönsten Zimmer, einfach und geschmackvoll, waren dem Herrn Gerichtshalter eingeräumt. Es fehlte nirgends. Selbst eine kleine Bibliothek, selbst ein Fortepiano war vorhanden. Nirgends ein Stäubchen; der Fußboden wie neu. Frau Walter hatte Haus, Garten und Keller aufs Schönste geordnet.

Frau Walter, eine lebhafte und doch ernste Frau von vierzig und etlichen Jahren, verrieth Bildung und Lebensart. Die Blässe ihres Antlitzes, ihr stiller, hoher Blick, der sich nur erst im Gespräch erheiterte, sagten, sie habe leidenreiche Erfahrungen im Leben gemacht. Vor ihr erschien Niemand als Fremdling. Konrad war den ersten Tag mit ihr, als hätte er sie vor Jahren gekannt. Sie machte ihn mit Wohnung und Umgebungen mit dem Werthe der Knechte und Mägde bekannt — genug, in Alles weihte sie in ein, was in ihrem Wirkungskreis lag.

„Mit der Frau läßt sich leben!“ dachte Konrad nach einigen Tagen, der sich, als Herr von Wallenroth mit großer Wichtigkeit von der K'ausel gesprochen, doch ein wenig zu fürchten angefangen hatte.

„Mit der Frau läßt sich wahrhaftig leben!“ dachte er nach einigen Wochen, da er nun schon in Alteck einheimisch geworden war. Denn er empfand wahre Hochachtung für sie; sie war ihm Bedürfniß geworden. Er freute sich, wenn er von seinen Geschäften Morgens oder Abends zum Tisch kam — denn sonst sahen sie einander selten. Da war sie,

und der Herr Verwalter, ein herzguter, aber etwas zeremoniöser Mann, daneben wackerer Landwirth, seine Gesellschaft. Dann erzählte jeder sein Bestes, der Verwalter von der Wirthschaft, Konrad zuweilen von seinen Reisen. Anmuth und Würde verbreitet über Alles der Geist der Frau Walter.

Konrad ward mit seiner Lage so innig zufrieden, daß er dem Herrn Banquier Schmid ein Brief voll des lebhaftesten Dankes schrieb. „Ich verlange,“ schrieb er, „in meinem Leben kein angenehmeres Loos. Ich bin glücklich, weil Sie mich in die Verhältnisse brachten, viel Gutes zu thun. Und es soll geschehen, sobald ich mich mit meinem Wirkungskreise vertrauter gemacht habe. Hier sind die Menschen verwildert, wie ihre Ländereien. Wie viel bleibt anzubauen; Ich hoffe Herrn von Wallenroths Zufriedenheit zu gewinnen.“

Allein das Blättchen wendete sich schnell, und die Freude blieb nicht lange in Konrads Brust. Zwar hatte ihm Frau Walter erzählt, sie habe eine Tochter, deren Heimkunft von einer Verwandten in der benachbarten Stadt sie täglich erwarte. Zwar dachte Konrad, wenn die Tochter der Mutter nachartet, wird sie meinen Himmel in Alteck nicht verderben. Doch wie gesagt, das Blättchen wendete sich.

Er kehrte eines Abends aus dem Walde heim, wo er Feldmesser hatte. Eine Kutsche begegnete ihm unterwegs, worin zwei Frauenzimmer saßen. Sie schienen vom Herrenhause gekommen, nach der Stadt zurückzufahren. Als er ins Speisezimmer eintrat, befand sich da, nebst Frau Walter und Verwalter, ein junges Frauenzimmer, etwa siebenzehnjährig, braunlockig, von feinen Gesichtszügen, und einem Blick — Konrad verbeugte sich gar ehrerbietig. Die schöne Fremde, etwas erröthend, erwiderte. Frau Walter sagte: es ist meine Tochter Josephine.

Konrad vergaß Feldmesser und Waldungen, worüber er doch dem Verwalter viel zu bemerken hatte; sogar der neuen Hausgenossin etwas Angenehmes zu sagen, vergaß er, während sie ihm ein freundliches Wort mit aller weiblichen Gewandtheit und Anmuth zulispelte. — Bei Tisch, wo er sonst gern redselig, offen und scherzliebend zu sein pflegte, blieb er diesmal verschlossen, einsilbig, trocken. Es war, als wäre in dem Mädchen ein böser Geist für ihn; als wäre er eingeschüchtert, wenn man dies Wort gelten lassen will.

Er wunderte sich selbst, und daß diese fremde Josephine ihm so gewaltige Ehrfurcht auflegte. Er wollte es nicht gelten lassen, Muth fassen, und mit ihr in Unterhaltung treten, wie mit den Andern. Aber wenn ihn das Mädchen ansah mit den dunkeln Augen, wenn es ihm antwortete mit der Stimme, die seine Seele beben machte — es ward ihm, als wäre er verrathen und verkauft.

Man blieb bei ziemlich langweiliger Unterhaltung ungewöhnlich lange am Abend beisammen. Als Konrad in seinem Zimmer einsam war, wandelte ihm die Gestalt der neuen Hausgenossin an allen Wänden herum. Er schüttelte den Kopf und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich nicht leben! Warum schwieg die Klausel davon? — Und als er sich in's Bett stürzte, die Augen fest zudrückte, schwärmte das reizende Gespenst noch heller vor ihm hin und her.

Am Morgen wieder dachte er an Josephinen eher, als an die Feldmesser. Er mußte auch wohl, denn er hörte eine Harfe, und Josephinens Stimme singend dazu. Das Herz fing ihm an zu klopfen. Er schüttelte den Kopf, und dachte: Mit dem Mädchen läßt sich wahrhaftig nicht leben! und ging in's Feld ohne zu frühstücken.

Der Pfarrer und die Gemeinde.

Man gewöhnt sich wohl endlich an das Häßlichste, warum nicht auch an das Schönste? — Konrad konnte sich aber auch uach Wochen nicht an Josephinen gewöhnen, denn, sonderbar genug, sie war keinen Tag wie am vorigen, sondern schien jeden Tag neu zu werden. Mit Allen im Hause war er freundlich, vertraulich; Alle waren es mit ihm. Aber mit Josephinen konnt' er's nicht sein. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit, ihres heiteren Muthwillens, denn ernst war sie selten, stand sie ihm immerdar fremd, fast wie den ersten Abend. Er unterhielt sich gern mit ihr; sie war geistvoll und doch natürlich, ohne Anmaßungen, ohne Zierereien. Allein, wenn er mit ihr sprach, kam es ihm vor, als spräch' er mit einem Wesen aus andern Welten. Sie hatte mit Jedem zu thun, Jeden behandelte sie auf die gleiche freundliche Weise, von Jedem ward diese frische Rose geliebt — aber mit ihm hatte sie immer am wenigsten zu schaffen, und doch wich sie ihm so wenig aus, daß sie ihm nahe zu sein, den Wunsch zeigte

„Das gibt hier ein langweiliges Leben!“ dachte Konrad: „Ich wollte, Alteck läge hinter Kamtschatka, und ich wäre nie hergekommen.“ Aber daß Josephine nie nach Alteck gekommen wäre, wünschte er nicht, und er hätte keine Million dafür genommen, daß sie wieder wegginge.

So sehr er sich vor der langen Weile fürchtete, hatte er sie doch nie. Die Herrschaft war mit allen Gütern vermessen; die hiesige Landwirthschaft mit allen Gebrechen derselben beobachtet; ein neues Schulhaus gebaut und ein Lehrer berufen. Gern hätte Konrad auch den Herrn Pfarrer umgeschaffen, aber das ging nicht, und doch hatte er auf diesen anfangs groß zur sittlichen Verbesserung der Bauern gezählt. Allein dieser Gottesmann trieb seinen Beruf recht

und schlecht. Er bekümmerte sich um die Seelen der Menschen weniger, als um ihre Speckseiten, Eier, große und kleine Zehnten. Wenn der Herr Gerichtshalter ihm von Verbesserung des Jugendunterrichts, von der Rohheit der Leute und ihrer Unwissenheit sprach, gab er lächelnd Beifall, unterstützte deren Meinung mit vielen Beispielen aus der Erfahrung. Am folgenden Sonntag aber donnerte er gegen die Sektirer, welche die Religion zu Grunde richten wollten durch Weltverbesserungen. Er haßte die gottlose Aufklärung, die endlich den Papst selbst um die dreifache Krone und seinen eigenen Rauchfang um alle Speckseiten zu bringen drohte; wollte gern ohne Arg sein, wie die Tauben, war aber doch dabei auch ein wenig klug, wie die Schlangen.

Die Altecker Bauern hatten viel Aehnliches mit ihrem Pfarrherrn. Ihre Religion bestand mehr in Furcht vor dem Teufel, als in Liebe zu Gott; denn sie waren von jeher nur gestrenger Herren gewohnt, und bewies sich einer zu gütig, so lachten sie ihn aus. In Haus- und Feldwirthschaft trieben sie es wie die Alten, die, so sagten sie, doch auch nicht auf den Kopf gefallen gewesen wären. Armuth herrschte bei Allen. In ihren Häusern voller Unflath lebten sie, neben magern Kühen und zerlumpten Kindern, von Kartoffeln, Branntewein und Brunnenwasser. Gegen Fremde ungefällig und betrügerisch, gegen den Pfarrer heuchlerisch, gegen die Bewohner des Herrenhauses im Staube kriechend, unter sich selbst gehässig, neidisch, verleumderisch, stolz und grob — das war ihre Lebensklugheit.

Das Loch im Aermel.

Konrad wußte mit diesen lieben Leuten aber bald den rechten Ton zu treffen. Nachdem er ihrer hinter einander ein Dutzend wegen Vergehen hatte einthürmen, ein anderes Dutzend abprügeln lassen, hielten sie ihn für einen äußerst verständigen Mann.

Jetzt, da man zu seinem Verstand endlich Vertrauen gefaßt, ward es ihm ein Leichtes, alles Gute zu bewirken. Er wollte die Leute zur Ordnung und zum Wohlstand bringen — denn alle gingen in Kleidern meistens, gleich Bettlern, zerrissen einher. Da gedachte er an die Erziehung, welche ihm selbst sein ehrwürdiger Pflegevater Marbel gegeben; und an dessen Erzählung vom Mann mit der schneeweißen Perrücke und dem Loch im Aermel.

Außer einer Näherin konnte kein Weib die Nadel auf geschickte Weise führen. Was die Mütter nicht verstanden, war noch weniger eine Kunst der Töchter. Hatte das neue Kleid das erste kleine Loch im Aermel, ward es ohne Mühe größer, weil man die Hülfe zu spät brachte. So ward der Kittel vor der Zeit alt. Das ungeheilte Loch im Aermel war Ursache an der Unreinlichkeit im häuslichen Leben; die Unreinlichkeit hatte ihre gewöhnliche Folge — Krankheiten aller Art. — Im Lumpenkleide verzeiht man sich leichter Unanständigkeiten jeder Art, niedriges Betragen, rohes Laster. Das Loch im Aermel ist an tausend Grobheiten, an tausend ekelhaften Worten und Thaten schuldig und leitet zu Lastern, die durch kein Schreien von der Kanzel zum Dorf hinausgejagt werden. Wie das weibliche Geschlecht, in höhern Ständen, der Männer rauhe Sitte und Denkart mildert, muß auch in Dörfern die Veredlung von den Weibern ausgehen, sonst geschieht es von nirgends her.

Das wußte Konrad. Sein erstes war, eine Arbeitsschule für erwachsene Mädchen zu stiften. Aber aus Brodneid weigerte sich die Näherin, ihre Kunst gemein zu machen. Die Frau Pfarrerin klagte über Mangel an Zeit, sich dem Unterrichte der Töchter zu widmen, wiewohl der Herr Pfarrer den Gedanken des Gerichtshalters höchlich belobte. Nächsten Sonntag hörten die Bauern wieder eine vortreffliche Predigt gegen Hoffart der Menschen und dergleichen Leute, welche die Jugend mit dem Gift der Eitelkeit in Versuchung führen.

Die Arbeitsschule.

Konrad brachte seine Herzensangelegenheit in dem vertrauten Tischkreise zur Sprache. Josephine, wie immer, wenn er sprach, horchte am aufmerksamsten, gab den lebhaftesten Beifall. Sie bat um Erlaubniß, selbst Lehrerin sein zu dürfen. Frau Walter erwartete dies.

„Mit dem Nähen," sprach Frau Walter, „ist's nicht allein gethan. Unsere Bäuerinnen wissen weder zu pflanzen in ihren Gärten, noch in ihren Küchen zu kochen. Schaffen wir unsere Köchinnen für das Gesinde ab, stellen wir unsere Bauernmädchen abwechselnd in die Gesindeküche: ich will da und im Garten ihre Lehrerin werden. Die Kunst ist einfach. Kleine Belohnungen, ein Strohhut, eine neue Mütze werden Wetteifer erwecken und den Geschmack an Putz und ein wenig Eitelkeit erzeugen. Ohne des Weibes Eitelkeit sinkt der Mann zum Thier. Die Liebe zum Schönen ist der erste Keim des Menschlich-Großen, der sich im Wilden entfaltet und

ihn menschlicher macht. Sparsamkeit ist gut, aber nicht Alles. Das Herz muß in Anspruch genommen werden, und das Herz des Mannes wird am leichtesten durch des Weibes Schönheit verwandelt."

Frau Walter redete über dies und anderes mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Konrad schielte zuweilen schüchtern nach Josephinen hinüber. Hätte sie ihn angesehen, sie würde in seinen Mienen gelesen haben, wie wahr die Mutter spräche. Aber Josephine, viel zu flatterhaft, schien von der schönen Predigt wenig zu hören. Sie hatte einen großen Edelkrebs zu entschalen, und den steifen Herrn Verwalter zu necken. Konraden neckte sie nie. Der Verwalter schien ihr fast lieber. Bei Spaziergängen hing sie an dessen Arm. Konrad mußte gewühnlich die Mutter führen.

Näh=, Koch= und Gartenschule wurden sogleich errichtet. Die Lehrerinnen waren fleißig, und als die Dorfmädchen von rothen Bändern, Strohhüten und neuen Schürzen hörten, wollten alle in den edeln Hausmütterkünsten Meisterinnen werden. — Der Herr Pfarrer eiferte gegen das Laster der Ueppigkeit; die Mädchen näheten; die Buben lernten! — so ging Alles in Ordnung.

Nur mit Konraden ging nicht Alles in der Ordnung. Während alle Bauern ihr Loch im Aermel ausbesserten, hatte er ein mächtiges, das er auf keine Weise zu heilen vermochte. Am besten hätte er vielleicht gethan, wäre er zu Josephinen in die Nähschule gegangen, um zu lernen, was er noch nicht wußte.

Er fühlte, daß Josephinens Dasein an seiner Unzufriedenheit Ursache wäre. Er prüfte sich selbst oft, und wie dem Uebel zu helfen sei? Ihn verdroß seine Schwäche vor des wunderbaren Mädchens Hoheit; ihn ärgerte ihr Muthwillen

und Eigensinn, den sie an Jedem, aber nie an ihm üben mochte. Wenn er einmal in bester Laune zum Scherz stimmte, ward sie ernst und beobachtete ihn mit einer Art Befremdung. War er ernst, konnte sie lustig sein bis zur Ausgelassenheit. Gelang es ihm, sie auf Spaziergängen zur Gesellschafterin zu haben, war sie einsilbig im Gespräch; mit allen Andern (und hatte man Besuche aus den Nachbarschaften, die man oft erwiderte) schwatzhaft. Es kam auch, zumal im Winter, zu Pfänderspielen. Natürlich ward dabei, laut uraltem Herkommen, geküßt. Konrad galt weit umher, nach dem Urtheil der Schönen, als ein hübscher Mann, und wenn mit einem Kusse Erlösung des Pfandes zu erwarten war, ward er gern zum Mithelfer erkoren. Nur Josephine rief ihn nie.

Mißhelligkeiten.

So offenbarte sich in allen Kleinigkeiten, in allen Wichtigkeiten, Josephinens seltsame Abneigung. Konrads Liebe wuchs; mit der Liebe war zugleich der Kampf gegen hoffnungslose Leidenschaft. Er stellte sich gleichgültiger, je weniger er es war. Man wird zuletzt, wie man sich stellt, dachte er. — Der junge Mann entfernte sich von Josephinen, so gut es anging; machte sich in Gesellschaften seltener; die Bücher hatten mehr Reiz für ihn; er verdoppelte seine Unternehmungen zur Verbesserung der herrschaftlichen Güter; führte einige Prozesse für die Wallenrothschen Rechtsame, die ihn oft von Alteck abwesend hielten — genug, er that Alles, sich in's alte Gleichgewicht zurückzuschwingen, aber er erreichte seinen Zweck nur halb.

Josephine schien seine Entfernungen kaum zu bemerken. Sie blieb, wie sie immer war, freundlich-fremd. Auch sie und ihre Mutter — sobald der Frühling erschien — dachten an eine Reise in eine entlegene Hauptstadt. Josephine sprach davon mit Entzücken; Konrad mit Beifall. Es kam ein Brief an Frau Walter. Noch den Abend ward eingepackt; folgenden Morgen ging es fort.

„Und ist es Ihnen so leicht, liebe Josephine, unser stilles Alteck zu verlassen?“ fragte Konrad.

„Für mich,“ antwortete sie lachend, ist „überall Alteck.“

„Ich glaube es Ihnen. Sie werden es kaum der Mühe werth halten, an uns zurückzudenken.“

„Das sagen Sie nicht im Ernst. Meine Blumen, meine Mädchenschule thun mir wahrlich weh; aber was sind vier Wochen? Ich habe meinen Schülerinnen, die indessen die fleißigsten sein werden, versprochen, schöne Sachen mitzubringen.“

„Und was bringen Sie mir mit?“ fragte er. Er nahm ihre Hand in die seinige und sah ihr festen Blickes in's Auge.

Sie lächelte: „Ihnen? Ei nun, Herr Eck, wenn Sie auf meine Blumen fleißig Acht haben, eine neue Gießkanne!“ Sie sprach's und hüpfte davon. — Konrad stand verblüfft da. Da war's gesagt: sie liebt dich nicht. Er nahm Abschied von Frau Walter, von Josephinen nicht; ging auf's Feld, und sah sie nun nicht einmal abreisen.

Und weggewischt war aller Duft von der Natur und ihrer Frühlingspracht; Alles lag geistlos, bedeutungslos vor ihm. Der Baum war ein grünendes Holz; die Nachtigall ein pfeifender Vogel; der umbüschte See am abendlichen Fuß des Herrenhügels ein großes Erdbecken voll Wasser. Es verdroß ihn die Welt zu sehen, sie war ohne Neuheit und

Frische, wie ein veraltetes Kleid. Selbst die Dichter waren nicht mehr fähig, seine Einbildungskraft zu beflügeln, so sehr er es oft wünschte; er fand die Sänger der Natur etwas langweilig, die Sänger der Liebe etwas närrisch.

„Ach, die Schuld liegt zuletzt wohl an dir selbst!“ seufzte er zuweilen: „Konrad, Konrad, du hast das größte Loch von der Welt im Aermel!“ — Er verstand sich.

Vier Wochen gingen wie vier Jahre vorbei. Josephine mit ihrer Mutter kam zurück. Er hatte sich vorgenommen, sie mit Gleichgültigkeit zu empfangen, und wirklich war eine Art von Ruhe in sein Herz eingekehrt. — Aber das heillose Mädchen! — es war ihm zum Trotz blühender, als je. Ihre Freude war unverhohlen, wieder in Alteck zu sein. Sie warf Konraden einen Blick zu, aus welchem ihre Seele lachte; sie reichte ihm flüchtig die Hand, dann — eben trat der Herr Verwalter aus dem Hause hervor zum Wagen — dann fiel sie dem alten, steifen Herrn mit ausgebreiteten Armen um den Hals.

Konrad scheute sich, hinzublicken. Es floß etwas Glühendes und Aetzendes über sein Herz hin. „Den also liebt sie!“ dachte er, und sobald es der Anstand erlaubte, ging er in die Felder und pfiff ein Gassenlied.

Nun war der Hausfriede gebrochen. Harfe und Klavier verstummten. Er redete Josephinen selten an; einsilbiger als sie, war er in seinen Antworten. Wenn er kam, schwand ihre Heiterkeit; ging er, blickte sie ihm still und scheu nach.

Nachrichten von Herrn Marbel.

Eines Morgens — die Familie saß am Frühstück — trat ein vom Herrn Banquier Schmidt außerordentlich ab-

geschickter Bote ins Zimmer. Er brachte Briefe. Konrad las sie und ward todtenblaß. Bescheiden schwiegen die Uebrigen; aber es entging ihnen nicht, wie er sich verfärbte. Er fertigte den Boten ab, ging auf sein Zimmer und verschloß sich in demselben. Auch zu Tische kam er nicht des Mittags. Frau Walter selbst trug ihm das Essen in sein Zimmer, denn er verlangte es, weil er ununterbrochen arbeiten wollte. Sie ging schweigend, ohne sich eine neugierige Frage zu erlauben; doch aus ihren Zügen sprach einiger Kummer um ihn.

Er verstand diese Sprache. Er ergriff die Hand der achtungswürdigen Frau und sagte: „Ich reise morgen mit Tagesanbruch ab. Sie werden in Alteck einen andern Gerichtshalter bekommen. Dank haben Sie für Ihre Freundschaft. Heute Abend sage ich Ihnen vielleicht mehr."

„Wie!" rief Frau Walter entsetzt, „Sie uns verlassen? Doch nicht auf immer?"

„Sehr wahrscheinlich."

„Um Gotteswillen — und warum? Kann Herr von Wallenroth . . ."

„Heute Abend erfahren Sie mehr."

Schweigend und weinend verließ ihn Frau Walter. Konrad arbeitete weiter — sein Entschluß war gefaßt. Er hatte einen jungen, talentvollen Rechtsgelehrten, den er in der benachbarten Stadt kannte, einstweilen, und auf Bestätigung des Herrn von Wallenroth hin, zu seinem Nachfolger ernannt; ihm wie dem Verwalter eine umständliche Instruktion geschrieben, die laufenden und andern Geschäfte betreffend, und dann mit Sonnenuntergang machte er sich an's Einpacken der nöthigsten Bedürfnisse, denn er hatte nichts Geringeres im Sinn, als eine Reise nach Ostindien zu machen.

Herr Schmidt hatte ihm nämlich einen Brief von Herrn Marbel gesandt, den dieser aus Kalkutta in Bengalen geschrieben. Herr Marbel meldete darin, daß er um all sein Gut, worauf er die gerechtesten Ansprüche habe, betrogen sei und in dürftigen Umständen lebe; daß er weder einen Advokaten besolden könne, ihm den Prozeß zu führen, noch hinlänglich habe, um mit einigem Anstande zu leben. Gern wäre er nach Europa zurück, aber es fehle ihm an Geld zur Reise; gern möchte er arbeiten, aber er sei zu alt und zu schwach und der englischen Sprache nicht mächtig. Er bat also Herrn Schmidt, sich nach dem jungen Konrad Eck, welchen er einst erzogen, zu erkundigen, diesem sein Schicksal zu melden, und wie er auf ihn allein noch seine Hoffnung setze. Herr Schmidt möchte ihm schreiben, ihn fragen, ob er zu Herrn Marbel reisen, sich seines Prozesses annehmen, und die Tage des alten Mannes mit seiner Hände- und Kopfarbeit fristen wolle? Wenn sich Konrad dazu entschließen könnte, bat Herr Marbel, denselben mit nöthigem Reisegeld unterstützen zu wollen, falls Konrad die zu seinem Etablissement ausgesetzten zweihundert Louisd'or schon verbraucht haben sollte.

„Kann Konrad“, so schloß der Brief, „nicht kommen und mir helfen, oder mich ernähren, oder wissen Sie seinen Aufenthalt nicht zu erforschen, oder wäre er nicht mehr am Leben: so bitte ich, erbarmen Sie sich meiner aus alter Bekanntschaft und schicken Sie mir etwas Geld. Ich gebrauche für die wenigen Jahre meines Lebens nicht mehr viel.“

Zu diesem traurigen Brief hatte Herr Schmidt in dem eigenen allerlei Noten gemacht, ungefähr folgenden Inhalts:

„Bleiben Sie, mein werthester Herr Gerichtshalter, über das Schicksal des guten Marbel unbesorgt; denn ich werde

allerdings aus alter Freundschaft etwas für ihn thun. Daß Sie nicht von Alteck weggehen, nach Ostindien laufen können, um einem alten Manne, — wer weiß, ob Sie ihn nur beim Leben antreffen würden — einen windigen Prozeß führen zu helfen, oder ihn in Ermangelung erforderlichen Vermögens mit Schreinerarbeit zu ernähren, das versteht sich von selbst. Ich weiß nicht, wie der gute Mann auf den Einfall gerathen ist? Er hat freilich schon ein- oder zweiundsechzig Jahre, und vermuthlich durch Verdruß über mißlungene Pläne sehr gealtert. Ohnedem wären Sie auch durch Ihren Vertrag mit meinem Freunde, Herrn von Wallenroth, zu sehr gebunden. Sie müssen — er ist gegenwärtig in Regensburg, wo er nur bis den 29. laufenden Monats bleibt, dann vermuthlich geht er nach Paris zurück — die Sache erst mit ihm abthun; denn er allein hat das Recht, Sie Ihrer Pflichten zu entlassen. Und wortbrüchig wird kein Ehrenmann wie Sie. — Finden Sie inzwischen gut, Herrn Marbel etwas Geld zukommen zu lassen, so bin ich bereit, ihm dasselbe durch sichere Wechsel nach Kalkutta zu übermachen. In diesem Falle bitte ich, mir schleunig zu melden, wie viel? denn Zeit ist nicht zu verlieren. Ich werde dabei Herrn Marbel anzeigen, daß mir bis jetzt Ihr Aufenthalt unbekannt geblieben, so sind Sie bei ihm hinlänglich entschuldigt."

„Herr Schmidt!" rief Konrad, als er diese Briefe gelesen, mit zitternder Lippe, mit Thränen im Auge: „Herr Schmidt, Sie sind ein Schurke vom guten Ton, ein niederträchtiger Mensch vom besten Anstand, wie unsere tugendhaften Leute heutzutage gewöhnlich sind. — Ich bin Marbels Sohn und Hauptschuldner, denn er hat mich zum Menschen gemacht. Fort, Konrad, nach Ostindien: hilf deinem Vater!"

Kämpfe.

Er unterrichtete den Verwalter vom Nothwendigen, damit durch seinen plötzlichen Weggang nichts versäumt werde; auch sagte er ihm, daß er über Regensburg gehe, von Herrn von Wallenroth seine Entlassung nehmen und diesen bewegen werde, den vorgeschlagenen neuen Gerichtshalter zu bestätigen.

Frau Walter zerfloß in Thränen; Josephine saß stumm und finster in einem Winkel des Speisezimmers, als Konrad hereintrat.

„Ist's Ernst?“ fragte Frau Walter.

„Vollkommen. Ich muß fort — vielleicht auf immer. Ich gehe nach Ostindien.“

„Nach Ostindien!“ schrie Frau Walter, und in dem Augenblicke ward Josephine bleich, wie eine Sterbende. Ihre Hände mit dem Strickzeuge sanken erkaltet auf den Schooß nieder.

Konrad, zu sehr mit der Vorstellung von dem Unglück seines Vaters Marbel beschäftigt, sah nicht auf das Mädchen; sah nicht, wie es, einer geknickten Lilie gleich, da lag im Lehnsessel, ohne Kraft, ohne Sprache, ohne Thränen, nur die halbgebrochenen Augen auf ihn gerichtet. Er erzählte seine Verhältnisse zu Herrn Marbel, dann dessen Unglück, dann Herrn Schmidts schändlichen Rath, dann was er pflichtgemäß thun wolle.

„Nicht so! Ich wäre ein Bösewicht, wenn ich in Alteck bleiben würde, und hätte ich hier den Himmel und säh' ich den Tod auf dem Meere vor!“

„Ei, ei!“ sagte der Herr Verwalter, „es ist doch ein gewaltiges Stück gewagt.“

„Nein“, rief Frau Walter und schluchzte heftiger, „es ist schön gedacht von Ihnen, aber doch vielleicht allzurasch

gehandelt. Wenn Sie sich einige Tage Zeit ließen; — besserer Rath kommt oft über Nacht. Es ist ja schrecklich!" — Dabei blickte sie auf ihre erblaßte Josephine.

Diese richtete sich mit dem Todesgesicht gegen die weinende Mutter und sprach mit lauter Stimme, als zwänge sie darin ihre letzten Kräfte zusammen: „Mutter, liebe Mutter, mach' ihm das Herz nicht schwer. Er muß fort, er muß! Er darf nicht bleiben." — Dann sank sie verblichen zusammen und verlor Odem und Seele.

Frau Walter that einen Schrei; Konrad flog zum Leichnam; der Verwalter rief einige Mägde zu Hilfe. Josephine ward in ihr Zimmer getragen. Man brachte Quellwasser, sie zu besprengen, starkriechende Mittel — eine Viertelstunde verging, ehe sie sich erholte. Aber sie schlug die Augen auf und sagte leise: „Was habt Ihr gethan? Mir war wohl. Ich weiß nun, wie süß es ist, zu sterben."

Frau Walter hatte Konraden entfernt. Freudig, ihre Josephine lebend zu wissen, suchte sie ihn auf. Er stand im Garten, den zitternden Arm um einen jungen Baum geschlagen, denn die Knie wankten unter ihm. — „Kommen Sie!" rief sie ihm zu: „sie hat sich erholt. Sie fragt nach Ihnen".

Mühsam schleppte er sich zu Josephinens Zimmer. Sie saß im Lehnstuhl. Er wählte einen Sessel neben ihr, sprach kein Wort, beobachtete nur ihre blassen Mienen, auf welchen eine matte Röthe zurückkehrte, da er hereintrat.

„Ich habe Ihnen Schrecken verursacht", sagte sie und lächelte zu ihm: es thut mir leid. Ich konnte nicht anders. Aber mir war wohl."

„Und jetzt?" fragte Konrad zitternd.

„Sehr wohl. — Ich möchte Sie nur noch sehen, so lange ich darf. Nicht so, das gewähren Sie? — Mutter,

gib mir ein Glas des alten Weins; auch Herrn Eck gib Ihm scheint nicht wohl zu sein. Er hat heute viel gelitten. Er soll sich stärken. Sein Geist ist mächtiger als sein Körper."

Die Mutter ging.

Konrad starrte Josephinen an — es war ihm, wie Traum. Solche Theilnahme hatte er nicht von diesem Mädchen erwartet, nicht so tiefes Gefühl in ihr gekannt.

„Kann es Ihnen leid sein, daß ich Alteck verlasse, liebe Josephine?" fragte er endlich.

„Nein", antwortete sie, „es ist wohlgethan, daß Sie gehen. Sie dürfen, Sie können nicht anders. Gott wird mit Ihnen sein. Ihnen geht es nicht übel, Sie folgen einer heiligen Pflicht."

„Aber, Josephine, mit gebrochenem Herzen. Ich verlasse diesen schönen Ort ungern."

Sie werden sich dessen entwöhnen, wie Sie sich daran gewöhnten. Haben Sie darum keinen Kummer. Der Gedanke an Ihren unglücklichen Vater muß von nun an Ihr Alles sein, und er ist's ja auch."

„Werden Sie meiner in der Abwesenheit gedenken?"

„Gewiß, und mit ewiger Dankbarkeit."

„Dankbarkeit, Josephine?"

„Ich weiß, wofür ich sie Ihnen schuldig bin, aber erlassen Sie mir das Geständniß. Nein, ich will es Ihnen sagen. Ich bin durch Ihren Umgang besser geworden, als ich war. Nehmen Sie dies Bewußtsein mit auf den Weg. Auf dieser Erde begegnen wir uns schwerlich wieder. Da dürfen wir wohl zu guter Letzt aufrichtig sein."

„Sie setzen mich in Verwirrung, Josephine. So gütig sprachen Sie sonst nie. Wüßten Sie, wie theuer Sie mir

waren! Wüßten Sie, was ich verliere, nun mich mein Loos von Ihnen nimmt!“

Sie wandte das Gesicht von ihm hinweg, als er dies sprach. Im gleichen Augenblick trat Frau Walter mit Wein und Gläsern herein. Josephine ward wieder heiter. Sie trank. Konrad mußte zwei Gläser leeren. Dann sagte sie: „Mutter, ich weiß, du zürnst nicht; aber erfülle meine Bitte. Gib Herrn Eck einen Kuß für mich, daß ich's sehe.“

Frau Walter erröthete. „Wunderliches Kind“, sagte sie, „welch' ein Auftrag!“

Konrad umarmte die Mutter und küßte sie. „Sie sind mir wohl theuer genug, daß ich Ihnen den Kuß Ihres Selbstes willen gebe!“ sagte er; aber dann zu Josephinen gewandt; „Will Josephine . . .“

Er nahte sich. Eine Feuerröthe flammte in Josephinens Antlitz. Sie legte beide Hände vor ihr Gesicht und rief: „Nimmermehr!“ — Dann zur Mutter: „Mir ist nicht wohl! Ich muß ruhen. Könnte ich nur schlafen, jahrelang schlafen. Ich bin kränker, Mutter, als du glaubst.“ — Dann wieder zu Konrad: „Reisen Sie glücklich, lieber Herr Eck! Gute Nacht! schreiben Sie meiner Mutter aus der Ferne — nur noch ehe Sie Europa verlassen haben; wenn Sie fort sind, wird mir wohl sein. Verlassen Sie sich darauf. Mir fehlt nur Ruhe. Es wird mir sehr wohl sein. Leben Sie glücklich!“

Sie reichte ihm die Hand. Er ergriff dieselbe; er bedeckte sie mit Küssen; sein Herz war gebrochen. Frau Walter weinte laut. Josephine zog ihre Hand schnell zurück, verbarg ihre Augen und rief: „Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich.“

Er ging.

Abreise.

Er verschloß sich auf sein Zimmer und warf sich auf's Bett. Da lag er die Nacht in Fiebern. Mit Tagesanbruch kam der Wagen vor's Haus, und alle Bewohner des Dorfes liefen herbei, umringten den Wagen, das Haus, um ihren Wohlthäter noch einmal zu sehen, zu segnen. Denn Konrad war in Jahresfrist allen Familien des Dorfes theuer geworden; Jedem war er ein Hausfreund gewesen, Jedem auf andere Art. Er hatte mehr Gutes im Stillen gethan, als man glaubte. Jetzt erst erzählte man sich, wie er hier Arznei den Kranken, dort Kleider den Nackten, dort Brod den Hungernden, dort Bürgschaft für bedrängte Schuldner gebracht. Jeder Hausvater glaubte, Konrad habe ihm das Meiste geleistet, ihn und die Seinigen mehr als alle andern im Dorfe geliebt. Von jedem hatte er Verschwiegenheit gefordert; nun brach die allgemeine Trauer um seine Abreise das gegebene Wort Aller.

Als Konrad in den Speisesaal trat, das letzte Frühstück zu genießen, fand er den Verwalter und Josephinens Mutter in Thränen. Man nahm das Frühstück; Konrad suchte die Trauernden aufzuheitern. Dann, als Alles zur Abreise vollendet war, sprang er zuerst auf, drückte schweigend beide an seine Brust, empfahl sich ihrem Andenken und ging. Er hatte nicht den Muth gehabt, nach Josephine zu fragen; aber nun — da er schied, nahm er noch einmal die Hand der Frau Walter und sagte mit schmerzhaft gebrochener Stimme: „Empfehlen Sie mich Josephinen. Sagen Sie ihr, ich habe sie unaussprechlich geliebt — ich werde sie auch jenseits des Weltmeeres lieben.“

Indem er zum Haus hinaustrat an den Wagen — der Verwalter und Josephinens Mutter hingen an seinen Armen

— war alles Volk, wie von einem Gefühl ungeheuern Schmerzes niedergebeugt, und Alles weinte laut schluchzend. Konrad, nur schon zu sehr bewegt, wollte seine Rührung bekämpfen, in den Wagen springen, davon fliegen; da tönte eine Stimme hinter ihm, die ihn gefesselt hätte, wäre er auch vor den Schwellen des Paradieses gestanden. Er wandte sich, Josephine, in Morgenkleidern, blaß, mit rothgeweinten Augen voll unendlichen Leidens, stand da, und rief seinen Namen. Sie erschrack einen Augenblick, als sie den Wagen umringt sah von Weinenden oder Knienden; aber im andern Augenblick war dies Alles für sie nicht mehr in der Welt. — Sie ging ernst zu Konrad, erhob ihre Arme gegen ihn, umfing ihn mit Beben und Innigkeit, und drückte einen Kuß auf seinen Mund. „Leben Sie wohl!“ sagte sie mit matter Stimme. „Verzeihen Sie mir, ich bin ja eine Sterbende.“ Damit ließ sie ab und eilte in's Haus zurück.

Konrad, ohne Bewußtsein, ward in den Wagen gehoben; der Kutscher fuhr langsam durch die Reihen der Wehklagenden. Konrad breitete stumm, mit Wehmuth und Liebe seine Arme über sie hin, als wollte er alle an sein Herz nehmen — dann rollte im schnellsten Fluge der Wagen zum Dorfe hinaus.

Besuch bei Herrn Schmidt.

„Was ist's denn?“ dachte Konrad, aber erst nach einigen Stunden kam er wieder zur Fähigkeit ruhigen Denkens. „Was ist's denn? Alles Gaukelei! — Das ganze Leben Gaukelei! — Ich bin zerrissen in den zartesten und tiefsten

Gefühlen meines Daseins — es kann mir das Leben kosten. Aber was ist's denn mehr? Gaukelei! Josephine liebt mich. Sie liebt! — sie kann das Opfer dieses Schmerzes werden, auch ich. Was ist's denn mehr? Wir verstanden uns zu spät, aber früher wäre es immer zu früh gewesen. Sink' in deinen Sarg, du Engel! da ist dir wohl. Hätte ich nicht einem Vater heilige Schulden abzutragen, ich möchte noch lieber gestorben als geliebt sein. Es ist unterm Himmel kein Bleiben, kein Ruhen, kein Glück! Hier sind die höchste Seligkeit und die Verzweiflung Geschwister. Warum aber so? Gott ist unbegreiflich. Noch ist mein Traum nicht vollendet; was will ich schon klügeln? Ich thue meine Pflicht. Ich opfere die Welt, die Freundschaft, die Liebe, Josephine, mich selbst den Pflichten, die ich vollbringen muß — Gott will es — er ordne, er herrsche, ich schweige. Ach, und doch ist er Vater!"

So sprach Konrad zu sich selber. Aber er faßte sich und sah beherzt seinem Verhängniß entgegen. „Du selbst bist an deinem Schmerze schuld!" sagte er zu sich, „denn du würdest jetzt lachend nach Ostindien ziehen, wenn du nicht Josephine liebtest. Und daß du sie so liebst, ist Leidenschaft, ist Selbstverzärtelung. Du hast ein Loch im Aermel, würde Vater Marbel sagen. — Ach, litte nur Josephine nicht!"

Gegen Abend kam er zur Hauptstadt. Sogleich eilte er zum Herrn Banquier Schmidt. Dieser erstaunte, doch froh, ihn schon zu sehen. „Ich bringe Ihnen die Antwort auf Ihren Brief selbst."

„Und was haben Sie beschlossen?" fragte der Banquier.

„Nach Ostindien zu geheu. Ich bin meinem Vater zu viel schuldig. Ich wäre ein Ungeheuer, wenn ich ihn alt und krank seinem Elend überließe; ich wäre zur Verzweiflung zu

bringen, wenn ich wüßte, der ehrwürdige, tugendhafte Greis streckte seine Arme umsonst nach mir aus."

„Alles vortrefflich, Alles ganz schön, mein lieber Herr Eck; aber nichts ohne Ueberlegung gethan! Eine Reise nach Ostindien ist kein Spaziergang. Wer ist Ihnen Bürge, ob und wann Sie dahin kommen? Finden Sie gleich Schiffe? Können Sie nicht unterwegs erkranken? Schiffbruch leiden? untergehen?"

„Wohl möglich. Aber dann that ich meine Pflicht, und die Vorsehung möge über das Andere walten."

„Recht gut. Aber wie, wenn der gute Herr Marbel — denn alt ist er — gestorben wäre, ehe Sie Kalkutta erblickten? Wozu dann die Reise um die Welt? Wozu dann Ihre ganze gegenwärtige Laufbahn zerrissen, Ihr Vermögen aufgeopfert?"

„Meine Laufbahn wird nie zerrissen. Meine Bahn heißt Pflicht, in der ich laufe. Und käme ich als Bettler zurück, ei nun, ich weiß mich zu nähren. Ich bin jung, lassen Sie mich. Ich bitte nur um Wechsel auf London für meine gesammte Baarschaft. Darum komme ich zu Ihnen. Wollen Sie für Herrn Marbel noch etwas beifügen, desto besser. Ich will dafür Ihr persönlicher Schuldner sein, und mit Zins und Zinseszinsen zurückzahlen, wenn ich wieder komme, und sollte ich wie ein Leibeigener arbeiten."

„Schön gedacht von Ihnen. Aber lassen Sie uns auch mit kaltem Blute über die Sache sprechen. Herrn Marbel ist's gewiß weniger um Ihre angenehme Person zu thun, als um Geld zu haben, entweder seinen Prozeß zu führen, oder wieder nach Europa zu kommen. Hat er Geld, so ist er zufrieden, so findet er Mittel zu Allem: so sind Sie ihm ganz entbehrlich. Nun denn, sagen Sie nur, wie viel Sie ihm

bestimmen wollen, wie viel ich aus dem Meinigen dazu legen soll? Wir schicken es ihm. Wechsel sind heutiges Tages leichter nach England überzubringen als Menschen. Das hat ungemeine Schwierigkeiten. Folgen Sie meinem Rathe."

„Nein, Herr Schmidt, das kann ich nicht. Ich bin meinem Vater Marbel nützlicher, als ihm Ihr und mein Geld werden kann. Er ist alt und schwach, er bedarf eines Sohnes, der seiner hegt und pflegt, ihn unterstützt und schirmt. Ach, in solchen Lagen ist ein Freund mehr werth denn Tonnen Goldes; ein warmes Wort des Trostes mehr werth als der Trost reichlich bezahlter Miethlinge. Reden wir nicht mehr davon. Ich reise morgen ab nach Regensburg. Ich gebe dem Herrn von Wallenroth Rechenschaft, Entlassung und Dank. Er ist ein wackerer Mann; er wird mir keine Hindernisse in den Weg legen. Wollen Sie mein und Herrn Marbels Freund sein, so bitte ich Sie um eine Empfehlung für meine Sache von Ihnen. Ich habe gesehen, wie viel Ihr Wort bei Herrn von Wallenroth gilt."

Herr Schmidt sah ihn schweigend an. Konrad stand entschlossen vor ihm, und was er sprach, ging aus den Tiefen des Herzens hervor. Selbst Herr Schmidt schien einen Augenblick gerührt zu sein durch diesen Ungestüm der Kindesliebe und Dankbarkeit — dennoch versuchte er's mit neuen Gründen, ihn von dem Unternehmen abzuhalten.

„Es ist umsonst!" rief Konrad, „wohl andere Gründe gibt es, die mich hätten zu einer schändlichen Wahl bewegen können. Ich liebte ein edles Mädchen — Sie kennen Josephine Walter — im Augenblick des Scheidens erst erfuhr ich, daß auch ich ihre Liebe war. Und doch — Pflicht geht über Glück. Also, Herr Schmidt, ich bitte um Wechsel."

Herr Schmidt hatte die Augen voller Wasser, als Kon-

rad so sprach. „Kommen Sie an mein Herz!“ rief der Alte und küßte ihn. „Sie sind gewiß doch ein edler Mann. Ich beneide Herrn Marbel um solch einen Sohn, um solch einen Freund. Wie wenig Väter sind so glücklich, wie er! Sie sollen die verlangten Wechsel haben, und damit Sie bei Herrn von Wallenroth keine Schwierigkeiten finden, will ich Sie selbst nach Regensburg zu ihm begleiten.“

Konrad war über die plötzliche Rührung des Herrn Schmidt etwas erstaunt. „Es ist doch“, dachte er bei sich selbst, in jedem Menschen, und wäre er im Alltagsleben hinterm Zahltisch zur trockenen Mumie eingeschrumpft, wie dieser, und wäre er zum Stein geworden, noch immer ein göttlicher Funke; der erlischt nicht ganz. Es kommt nur auf den Hauch an, der ihn anbläst. Das Urmenschliche erhebt sich immer wieder mit siegerischer Größe im Sterblichen, und läge es auch vom kaufmännischen Soll und Haben tief erdrückt, vom Handwerksstaub besudelt, von theologischen und pädagogischen Systemen verzerrt, von Politik und Kriegskunst erwürgt. Und das Urmenschliche ist das Göttliche. Es ist schön, Mensch zu sein!“

Konrad vergaß den verständigen Brief des Herrn Banquiers, vergaß die verständigen Räthe, die er erst mündlich von ihm gehört, verzieh ihm alle diese Klugheiten, welche eben so viele feine Hochverräthereien an der Menschenwürde, in der Alltagswelt freilich aber gäng und gebe sind — und umarmte ihn dafür noch einmal, daß sich das Edlere in ihm regte, was im gemeinen Leben darum romanhaft genannt wird, weil sich die Seelengröße, welche wir an Menschen der Vorwelt bewundern, aus dem wirklichen Leben in die Poesie geflüchtet hat.

Besuch in Regensburg.

So ungeduldig auch Konrad die Reise zum Herrn von Wallenroth betrieb, verzögerte Herr Schmidt sie dennoch fast acht Tage lang, „denn“, sagte er, „ich habe nie darauf gezählt, Sie zu begleiten, und doch muß ich's jetzt. Meine Geschäfte sind weitläufig, ich kann aus ihnen ohne Schaden nicht hinausspringen und sie wochenlang fremden Händen überlassen. Auch verlieren Sie nichts dabei. Ich gebe Ihnen mein Wort. Herr von Wallenroth hat einen Brief von mir. Er weiß, daß wir kommen; er erwartet uns und reiset nicht ab.“

„Aber jeder Tag, jede Stunde, die wir verstreichen lassen“, seufzte Konrad, „vermehrt jenseits des Ozeans Noth und Sehnsucht des ehrwürdigen, verlassenen Greises.“

Endlich kam der Abreisetag. Man nahm Postpferde. Man setzte sich in den Wagen. Aber der alte Herr Schmidt, der Bequemlichkeiten bedürftig, wollte nicht des Nachts reisen, sondern ruhen. Konrad verlor Ruhe und Geduld. Er, wenn Herr Schmidt schlief, erleichterte seine Leiden dadurch, daß er sein Tagebuch schrieb, eigentlich für Josephine, seine Alleingespräche mit ihr, die er ihr zusenden wollte, ehe er die Ufer Europas verlassen würde.

Man kam nach Regensburg. — Herr von Wallenroth war den ersten Tag nicht sichtbar. Konrad vermuthete nichts Gutes, denn er zweifelte gar nicht, daß doch der Herr von Alteck für den Banquier sichtbar gewesen sei; daß da allerlei abgekartet sein könne. Zwar Herr Schmidt zeigte heitere Miene, als er spät Abends zurückkam; aber eben diese Heiterkeit war etwas verdächtig.

Folgendes Tages endlich ließ Herr von Wallenroth den beiden Fremden sagen, er erwarte sie zum Mittagessen. Konrad trieb, daß sie früher gingen. Es lag in ihm fest be-

schlossen, daß, wenn der Besitzer von Alteck wegen seiner Entlassung Schwierigkeiten machen würde, er noch in der Nacht davonreisen wolle, ohne sich um die Entlassung weiter zu bekümmern.

Herr von Wallenroth empfing sie sehr gütig. Nach den ersten Artigkeiten entwickelte Konrad mit fieberischer Lebhaftigkeit die Ursachen seiner Ankunft und die Nothwendigkeit seiner Entlassung. Er legte die Rechnungen vor und beschrieb im Allgemeinen, was er für Alteck gethan habe.

„Sie haben“, sagte Herr von Wallenroth, „Allem, wozu Sie sich anheischig machten, ein volles Genüge gethan, bis auf die einzige Klausel in Betreff der Frau Walter. Die gute Frau ist unglücklich durch Sie geworden.“

Konrad ward feuerroth. „Durch mich?“ stammelte er.

„Ich habe vorgestern einen Brief von ihr empfangen. Sie meldet mir, wie theuer Sie dem ganzen Dorfe waren, wie Alles um Ihren Verlust trauert. Da sei auch ein junges, liebenswürdiges Mädchen, Namens Josephine, Tochter der Frau Walter, die seit dem Tage Ihrer Abreise wie ein Licht vergeht.“

„Schreibt sie dies?“

„Allerdings. Mutter und Tochter denken edel genug, Ihren kühnen Entschluß, nach Ostindien zu reisen, sehr zu ehren. Aber die Mutter jammert um das Leben der Tochter; denn dieses ist jetzt in Gefahr.“

Konrad ward bleich.

Der Herr von Wallenroth ging und holte einen Brief. Konrad las; er war von Frau Walter. Diese erzählte dem Herrn von Wallenroth die plötzliche Abreise des Herrn Gerichtshalters; dann, daß sie schon seit geraumer Zeit nicht ohne Besorgniß wahrgenommen, wie derselbe auf das Ge-

müth ihrer Josephine großen Eindruck gemacht habe. Seine rasche Entfernung habe Josephinens Wesen verändert. Sie welke sichtbar hin, die Aerzte zucken die Achseln, rathen zu Zerstreuungen, zu Reisen; aber Josephine wolle sich nicht von Alteck trennen und scheine selbst zu schwach, die Beschwerden des Reisens zu ertragen. Der ganze Brief athmet den Schmerz einer trostlosen Mutter.

Konrad warf sich auf einen Stuhl, bedeckte sein Gesicht mit dem Schnupftuch und konnte sich nicht enthalten, laut zu schluchzen. Herr von Wallenroth trat zu ihm. Konrad ermannte sich.

„Ich lese in Ihrer Seele!“ sagte Herr von Wallenroth, „und Ihre Thränen rechtfertigen, was ich gethan habe. Denn ich kenne Josephinen. Sie ist auch mir theuer. Sie ist eines der liebenswürdigsten Wesen ihres Geschlechts. — Sie lieben sie?“

„Allerdings!“ rief Konrad.

„So beruhigen Sie sich. Josephinens Gesundheit und die Zufriedenheit ihrer vortrefflichen Mutter waren mir so wichtig, daß ich in der gleichen Stunde, da ich diesen Brief erhielt, durch einen Kurier nach Alteck schrieb: Herr Eck werde nicht nach Ostindien reisen; die Umstände hätten sich geändert; Herr Eck werde nach Alteck zurückkehren. Der Brief ist ohne Zweifel schon jetzt in den Händen der Frau Walter, und verhütet größeres Uebel. Habe ich wohlgethan?“

„Sie haben wohlgethan!“ sagte Konrad.

„Und Sie gehen nicht nach Ostindien?“

„Sie haben wohlgethan, sage ich, und es ist wohlgethan, wenn man im Leben eine Thräne abtrocknet, wäre es auch nur mit dem Schleier der Täuschung. Ich danke Ihnen, Herr von Wallenroth. Ich selbst will von hier aus nach

Alteck schreiben, die Hoffnung unterhalten. Zeit gewonnen, viel gewonnen. Die Zeit ist mächtiger über den Menschen, als die Kraft seiner Grundsätze. Josephine wird durch die verzeihliche List gerettet; aber ich gehe nach Ostindien."

„Wie, Herr Eck, wollen Sie mich zum Lügner machen?"

Konrad zuckte die Achseln: „Wollen Sie mich, Herr von Wallenroth, zum Ungeheuer an meinem guten Vater machen, durch den ich bin, was ich bin?"

„Nein!" rief Herr von Wallenroth, „ich fühle das Schreckliche Ihrer Wahl — dort ein Vater, oder ein Wohlthäter, der wahrlich Vaterrechte an Ihnen hat, — hier eine Geliebte.."

„Und die Rechte des Vaters sind älter, heiliger, als die Rechte der Geliebten. Und diese würde aufhören müssen, mich zu lieben, wenn ich einer Schändlichkeit fähig wäre. Josephine müßte mich verabscheuen."

„Nehmen wir die Sache aus einem andern Gesichtspunkt. Sie wollen einem Greise zu Hilfe eilen, dem vielleicht noch kräftiger und schneller mit hinlänglichen Geldsummen geholfen wäre, und ein edles, in Gram versunkenes Mädchen untergehen lassen, dem alles Gold der Welt den verlornen Freund nicht vergütet. Sie gehen nach Ostindien, um das kurze Dasein eines betagten Mannes, seine letzten Monate vielleicht zu verschönern; und lassen darüber ein erst aufblühendes Leben mit allen Hoffnungen verderben."

„Ich habe den Grundsatz", entgegnete Konrad, „man müsse bei dem, was das Gewissen Recht und Pflicht nennt, auf nichts Rücksicht nehmen, was Zufall und Nützlichkeit heißt. Das Leben meines Vaters und das Leben Josephinens stehen in der Gewalt des Himmels; die gerechte That aber steht in meiner Gewalt. Ich thue, was mir Pflicht gebeut;

über das Andere waltet der, der Alles am besten zu ordnen weiß. Es ist nicht meine Sache. Bin ich sicher, durch eine Schwachheit — nein, das ist's nicht — durch eine verwerfliche Handlung Josephinens Dasein zu verlängern?"

„Sie haben mich nicht ausreden lassen, Herr Eck!" versetzte Herr von Wallenroth: „Ich sagte Ihnen, daß ich geschrieben habe, die Umstände hätten sich geändert. Und dies ist in der That der Fall. — Ich wette, Sie reisen nicht nach Ostindien."

„Wie? Wäre Herr Marbel vielleicht schon gestorben? Oder wollen Sie mich es glauben machen?" rief Konrad erschrocken. „Oder hätten Sie vielleicht zuverlässige Nachrichten, daß mein Vater auf der Rückreise nach Europa ist? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht auf der Folter. Ich bin ohnehin elend genug."

„Von alle dem nichts!" antwortete lächelnd Herr von Wallenroth: „Aber — vielleicht werden Sie erstaunen — Sie sind Eigenthümer von Alteck. Ich bin es nicht; ich war es nur eine kurze Zeit. Herr Marbel hatte die Herrschaft durch mich angekauft, aber für Sie hatte er sie bestimmt. Dies sollten Sie aber erst erfahren ein Jahr nach Ihrer Zurückkunft von den Reisen. Herr Schmidt war Vollstrecker dieses Willens von Herrn Marbel. Sie sollten zuvor geprüft werden. So war es beschlossen. Und wären Sie der, der Sie nach Herrn Marbels Wünschen sein sollten: dann erst gehörte Ihnen die Herrschaft. Ich will Ihnen heute die Schenkungsurkunde überliefern. Sie haben in Alteck ganz im Geist Ihres Wohlthäters gehandelt. Die Herrschaft gehört Ihnen."

Konrad war bestürzt. Er wußte nicht, was sagen. Endlich rief er mit zitternder Stimme, und das Auge voll Thrä-

nen gen Himmel gerichtet: „Guter Marbel, du dachtest nur an Andere, nie an dich! Nun bist du nicht mehr arm! — Wenn dem so ist, und ich hoffe, Herr von Wallenroth, Sie scherzen in diesem ernsten Augenblicke nicht mit mir, so biete ich Ihnen oder Herrn Schmidt sogleich einen vortheilhaften Vertrag an. Die Herrschaft Alteck trägt gegenwärtig den Zins eines Kapitals von siebenzigtausend Gulden. In wenigen Jahren hat sie den Werth von hundertundzwanzigtausend. Ich verpfände sie Ihnen für dreißig- oder vierzigtausend. Wollen Sie mir den Betrag in Wechseln auf London geben?"

„Ehe wir darüber eintreten", sagte Herr von Wallenroth mit sichtbarer Unruhe, „müssen Sie doch die Schenkungsurkunde in Händen haben."

Er ging und holte sie.

Herr Schmidt, sobald Herr von Wallenroth wiederkam, mit der Urkunde in der Hand, umfaßte Konrad, drückte ihn schweigend an seine Brust, hatte die Augen naß und verließ das Zimmer. — Herr von Wallenroth war nicht weniger erschüttert. Er gab den Pergamentbrief hin, umarmte Konrad, und ging, um Thränen zu verhehlen, die er nicht unterdrücken konnte, eilig dem Herrn Schmidt nach.

Die Urkunde.

Konrad begriff das Betragen der beiden alten Herren nicht. Er sah ihnen lange nach. „Was haben sie?" dachte er, „sie scheinen bewegt zu sein. Mein Entschluß, nach Ostindien zu reisen, hat offenbar ihren Beifall, warum sträuben

sie sich dagegen? Was haben sie, ob ich nun gehe oder bleibe, dabei zu gewinnen oder zu verlieren? Denn bei Männern, die im Weltleben eingerostet sind, kömmt's zuletzt doch auf Gewinnen oder Verlieren, Sollen oder Haben an."

Er setzte sich an's Fenster und schlug das Pergament auseinander. Als er Marbels Namen darunter las, von seiner eigenen Hand geschrieben, küßte er die Stelle, auf welcher die theure Hand einst geruht hatte. Dann las er. — Es war in der That die Abtretung der Herrschaft an Herrn Konrad Eck, welchen er seinen geliebten Pflegesohn nannte, mit allen Rechten und Freiheiten. Erst bei der Unterschrift erschrack Konrad. Die ganze Urkunde schien falsch zu sein. Sie war von Regensburg datirt, und das Datum erst zwei Tage alt; aber Marbels Unterschrift vollkommen nachgemacht, als wäre es die seine.

Er sprang vom Stuhl auf, um die Herren aufzusuchen. Hastig trat mit froher Miene Herr von Wallenroth herein.

„Gelt, ich habe Recht, lieber Eck?" rief er mit Augen, die von Freude leuchteten, „nun lassen Sie Ostindien Ostindien sein, und bleiben."

„Mit nichten", schrie Konrad empört, „die Urkunde ist falsch!"

„Nein, das ist sie nicht, sondern ächt, auf Ehre ächt!"

„Aber, sie ist von vorgestern datirt."

„Richtig."

„Wer hat meines Vaters Unterschrift geschrieben?"

„Wer denn sonst, als er selbst? Sie sollten doch seine Hand kennen?"

„Eben weil ich sie kenne. Wann hat er das geschrieben?"

„Mein Gott, Sie sehen's, Sie lesen's ja! Vorgestern!"

„Vorgestern? Sie bringen mich zur Raserei mit Ihrem

Spaß. Was ist denn das? Wie kann er schreiben? Ist er von Kalkutta? Ist er zurück? Ist er von Ostindien heimgekommen?"

„Nein, Herr Eck."

„Nicht zurück? Das ist Widerspruch!"

„Nein, kein Widerspruch, nein! er war nicht in Ostindien!" rief eine heilige Stimme im andern Zimmer. Da ging die Thür auf. Da trat Hand in Hand mit Herrn Schmidt der alte Marbel herein. Da breitete er seine Arme aus gegen Konrad und rief: „Mein Sohn!" und umarmte den jungen Mann, der starr, wie eine Bildsäule, da stand, und nicht wußte, was ihm geschehen war.

„Nein, du Herzensjunge, ich war ja nicht in Ostindien. Komm doch, schließe mich doch an dein wackeres Herz, du bist meines ganzen Lebens Freude. Fester, fester drücke mich an dich! Du bist, der du sein sollst. Gott im Himmel segne dich. Ich kann's nicht."

Erklärungen.

Die Freude des guten alten Marbel war nicht geringer, als das Entzücken des überraschten Konrad, der lange kein Wort finden konnte, seinen Zustand auszudrücken. Man hatte sich so viel zu sagen und sagte sich so viel, daß man sich nach einigen Stunden noch immer nicht verstand, und nicht wußte, wie das Alles sei.

„Nun, Kind", hob Vater Marbel an, „ich will dir Alles der Reihe nach und in der Ordnung erzählen. Setz' dich!

— Siehst du, es ist wahr, Verdruß hatte ich allerdings in unserer Hauptstadt. Ich weiß nicht, wie der Fürst darauf kam, mir den Haarbeutel von Adelstitel anhängen zu wollen. Ich habe für den Adel alle Hochachtung, ein Unterschied der Stände muß sein, wiewohl die Wolle noch weit besser das Schaf vom Ziegenbock unterscheidet, als ein Name. Wer als Beamter im Staat sein sogenanntes Glück machen, der Person des Fürsten nahe stehen, oder einen mächtigen Wirkungskreis für seine Gaben erzielen will: nun, der lasse sich adeln. Er thut wohl daran. Es ist ein gutes, nützliches Erbtheil für die Kinder. Unsereinem, der keine Kinder hat, keinen Einfluß, keine Stellen verlangt, mit dem zufrieden ist, was kein Fürst geben kann, nämlich mit einem reinen Herzen, das des Guten so viel will und thut, als es kann, — unsereinem, sage ich, bringt ein Pergament nur Verlegenheiten und unbehagliche Verhältnisse. Vielleicht aber nahm ich die unbedeutende Sache zu ernsthaft; genug, ich hatte durch meine Weigerung den bravsten Fürsten, oder vielleicht seine Herren links und rechts beleidigt, und das thut mir noch jetzt leid. Man fing an, mir allerlei kleine Händel zu machen. Das verdroß mich. Darum packte ich ein und verließ die Residenz. Es war damals, als ich dir schrieb, du solltest mir regelmäßig schreiben, auch wenn du keine Antworten von mir bekämest, denn das Schreiben wird mir sauer; und möchtest deine Briefe an meinen alten Ehrenfreund Schmidt senden.

„Ich begab mich auf ein kleines Gut, und lebte da freudig und friedlich im Stillen. Da suchte mich Gott heim, auf daß ich nicht glauben solle, hienieden sei der Himmel; und ich bekam ein fauligtes Gallenfieber oder wie es die Doktoren nannten. Zu dieser Zeit fragte man mich auch wegen meines Testaments, weil Sterben gar möglich wäre. Die Leute

hatten Recht. Wer nicht alle Tage sterben und heiter vor den himmlischen Richter hintreten kann, o der hat wahrlich ein Loch im Aermel. Du verstehst mich wohl, Konrad.

„Aber nun hatte ich armer Mann keine Kinder; wohl entfernte Verwandte, die neugierig auf mein seliges Hinscheiden warteten, aber meistens Leute, die mit dem Gelde nicht zu wirthschaften wissen: das heißt, sie wissen nur von Zinsrechnungen, sparen für sich, wollen Ansehen vor den Leuten haben, führen gute Tafel und nennen es närrisch, wenn man selbst entbehrt, um desto mehr Ueberfluß zum Besten Anderer zu haben, denen es fehlt. Die Leute, dachte ich, haben für sich schon wahrhaftig viel zu viel. — Nun hatte ich zwar manche Kinder erzogen oder erziehen lassen, aber ob sie wären, was sie sein sollten, das wußte ich nicht. Sie hatten Alle ihr Loch im Aermel. Ich machte es kurz, setzte jeglichem eine Summe aus, ohne Unterschied, weil ich doch nichts mit mir nehmen konnte, und ward gesund.

„Erst in der Krankheit, als ich da lag, von Miethlingen bedient, fühlte ich tief das Bedürfniß, geliebt zu werden um meines Selbstes willen. Da dachte ich öfters an dich. Und ich sehnte mich nach deiner Rückkehr. Du kamst. Jetzt wollte ich erfahren, ob du auch der Mann seiest ohne Loch im Aermel. Ich hatte die Herrschaft Alteck angekauft, ein wahres Lumpennest. Da kann einer sein Probestückchen ablegen, dachte ich, ob er Kopf und Herz am rechten Flecke hat. Mein Freund, Herr von Wallenroth, war schon so gütig und lieh seinen Namen dazu her. Herr Schmidt ließ die Gerichtshalterstelle in der Zeitung ausschreiben, brachte dir das Blatt, führte dich zum Herrn von Wallenroth, und das Andere weißt du. Ich mochte nie zum Vorschein kommen; denn nur kennen lernen wollte ich dich.

„Da machte mir der liebe Wallenroth eine Klausel zu Gunsten einer armen Predigerwittwe, deren Mann ich wohl gekannt. Der Mann war einer meiner Jugendfreunde gewesen; die Frau war ein Engel in weiblicher Gestalt, hätte sie nicht meinen Freund Walter geliebt, ich würde sie zu meiner Frau gemacht haben. Denn ich liebte das Mädchen im Stillen, es wußte nichts davon; da stand ich ab und bekämpfte eine Neigung, die mir fast, ich will's nicht läugnen, ein unheilbares Loch in den Aermel gerissen hätte. Nur durch Wallenroth erhielt ich von Zeit zu Zeit Nachricht über meine alte Liebschaft, und da der edle Walter ohne Vermögen starb, ließ ich die Wittwe durch Wallenroth versorgen. Wir thaten sie nach Alteck. Denn die Frau, sagte ich zu Wallenroth, ist gewiß noch ein Engel. „Und wenn sie ein Engel ist", sagte er, „so ist ihre Tochter Josephine gewiß ein Seraph." Hm, dachte ich, wenn's so ist, und Konrad der rechte Mann, so wird's da nicht fehlen. Und Frau Walter mit ihrem Seraph blieb in Alteck und dich pflanzten wir hin.

„So oft du zu Herrn Schmidt in der Hauptstadt warst, ihm Gelder und Rechenschaft abzulegen, reisete ich inkognito durch Alteck. Mein Herz freute sich deiner. Du fingst beim Loch im Aermel an; du hast in einem Jahre viel gethan. Da beschloß ich, dich an Sohnesstatt anzunehmen, und dir mein Hab und Gut zu geben. Denn, dachte ich, Konrad tritt in meine Fußstapfen. Er ist ein guter Junge. Aber ob er mich auch lieben kann, wie einen Vater? — Das war bei mir noch die Frage, ach, lieber Konrad, sei es nun ein Loch oder keins, meinem Herzen die allerwichtigste. Darauf spielten wir die kleine Komödie, in der dein Herz auch ein wenig in die Klemme genommen ward. Laß es dich nicht gereuen. Du hast mich alten Mann glücklich gemacht

und ins verlorne Paradies zurückgeführt. Nun hören die Komedien auf. Ich gehe mit dir nach Alteck; wohne bei dir, helfe dir ein wenig; in Alteck wollen wir uns den Himmel auf Erden bauen, und den Himmel über den Sternen verdienen. Im grauen Haar will ich jetzt der Frau Walter meine unverrostete, treue Liebe bekennen, und mit dem bewußten Seraph schaffe du ab."

Der Seraph.

Nichts von dem, was nun Freude, Dankbarkeit und Liebe aus Konrad sprach. Ich denke, Jeder wird sich seine Seligkeit leicht denken. In der ersten freien Abendstunde, da er einsam auf seinem Zimmer war, sank er auf seine Knie und mit Thränen der Freude und mit hoch erhobenen Händen dankte er der göttlich und liebevoll waltenden Vorsehung. Dann, das Herz noch tief bewegt, setzte er sich zum Schreibtisch. Er schrieb der Frau Walter die Geschichte seines Glücks und Josephinen die Geschichte seines Herzens, und die Wünsche desselben.

Herr Marbel hatte in seinen Angelegenheiten noch so vielerlei in Regensburg zu ordnen, daß drei Wochen vergingen, ehe an die Reise nach Alteck gedacht werden konnte. Unterdessen ließ sich schon briefwechseln. Frau Walter antwortete wie eine Begeisterte. Sie meldete, wie Josephine vollkommen genesen, und in ihrer verschwiegenen Wonne mehr einer Verklärten, als einer Irdischen gleiche. Auch Josephine schrieb. Konrad las ihre Briefe, so oft er einen Augenblick

der Einsamkeit erhaschen konnte; und konnte er nicht lesen, so betrachtete er doch, wenn auch nur verstohlen und flüchtig, ihre Schriftzüge; und war ihm auch dies nicht vergönnt, so legte er wenigstens seine Hand an die heiligen Blätter, welche er überall mit sich trug, und ihm war dann, als berührte er Josephines Hand.

Das Mädchen blieb auch in ihren Briefen so sonderbar, wie sie im persönlichen Umgang gewesen. „Nein", schrieb sie, „ich liebe Sie nicht. Ich kann Sie nicht lieben. Auch versichere ich Sie, nie ist für Sie eine solche Empfindung in mein Herz gekommen. Meine Mutter liebe ich, über Alles meine herrliche Mutter. Ich liebe alle Welt. Aber Sie — es drängt mich von Ihnen hinweg. Ich weiß nicht, wie ich es nennen, wie ich es beschreiben muß. Es ist Ehrfurcht, Andacht. Sie thun recht, mich zu lieben; mehr verdiene ich auch nicht. Es ist schon zu viel, daß Sie an das unbedeutende Geschöpf, wie ich es bin, denken wollen; daß Sie sagen können, ohne mich wäre die Welt nichts. — Aber — ich Sie lieben, das wäre zu menschlich. Ich fürchte mit dem gemeinen Wort meine Empfindungen zu entheiligen. Es ist in Ihnen etwas Göttliches, was Sie mir durch Ihre Nähe mitgetheilt haben. Dadurch ist Alles anders geworden, die ganze Natur anders. Ehe Sie in Alteck erschienen, war das Alles nicht so. Ich sah auch die Dinge, wie sie Andere sahen. Nun aber nicht mehr. Es ist über Alles ein neuer Geist.

„Ich hätte nie den Muth gehabt, Ihnen das mündlich zu sagen; aber fern von Ihnen hört meine Schüchternheit auf. So glaube ich, hat der Mensch nur darum den Muth, zu Gott zu beten, weil er ihn nicht sehen kann. Ohne Sie, wahr ist es, ohne Sie möchte ich nicht athmen, aber ich begreife nicht, wie ich Ihnen nahe leben kann und beständig

mit Ihnen sein? Machen Sie mich gleichgültiger, zerstören Sie das seltsame Gefühl, welches mich schon bei dem Gedanken an Sie durchbebt; werden Sie andern Männern ähnlicher — dann werde ich sein können, wie mit andern; und vielleicht bin ich glücklicher, je menschlicher ich neben Ihnen, und Sie vor mir dastehen."

Herr Marbel, der Josephinens Brief lesen mußte, und gern las, lächelte. „Konrad", sagte er, „der Seraph hält dich für einen Cherub. Aber ihr Kinder Elysiums werdet schon Körper bekommen. Geduld!"

Beschluß.

Angenehmer konnte Herr Marbel seinen Zögling nicht mehr in Regensburg überraschen, als, da er eines Tages mit ihm zum Herrn von Wallenroth zum Mittagessen fuhr, und in's Zimmer trat, Frau Walter und Josephine ihm, noch in Reisekleidern, begegneten. Konrad ward blaß vor freudigem Schrecken, umarmte die Mutter mit Heftigkeit, aber seine Augen hingen unverwandt an Josephine, die bewegungslos, hochglühend, mit gesenkten Blicken, da stand. Die angenommenen Höflichkeitsbezeugungen der sogenannten feinern Welt, sonst eine Plage der bessern Menschen, sind oft als Nothbehelfe von unschätzbarem Werth. Durch sie fanden sich auch die Liebenden zusammen, die hinter allgemeinen, verbindlichen Worten den lauten Ruf des Herzens verheimlichten. Man lernte sich sehen, ohne Zittern; sich sprechen, ohne Verlegenheiten. Die drei alten Herren machten den muntern Scherz

zum Tischgenossen, und Herr Marbel erklärte der Frau Walter, wie er als Jüngling ihr Anbeter gewesen und nun, als Greis, ihr erster Freund sein wolle. — Bald kannte man sich wechseseitig, bald hatte man einander Alles gesagt.

„Aber die dort haben sich noch lange nicht Alles gesagt, Ihre Tochter und mein Sohn!“ flüsterte Herr Marbel seiner Freundin zu, „überlassen wir ihnen beiden eine Plauderstunde im Garten.“

Man ging zum Garten. Zwischen Blumen und Gebüschen fand sich manche heimliche Stelle. Konrad und Josephine wurden mit Absicht von Allen verlassen. Herr Marbel und Frau Walter bestimmten unterdessen das künftige Loos der jungen Leute.

Doch eine Stunde nach der andern verging, und Konrad und Josephine kamen nicht wieder zum Vorschein. Der Abend dämmerte, sie blieben aus.

„Das Ding macht mir Sorgen“, hob Herr Marbel an, „die sind vielleicht vor lauter Entzücken Todes verblichen.“ Herr Marbel nahm den Arm der Mutter; man suchte die Verschwundenen. Kein Laut verrieth sie. Endlich fand man sie im dichten Gebüsch. Da standen sie, wie zwei Bildsäulen, unter einer doppelten, schlanken, dicht in einander verwachsenen Buche; beide die Arme um einander geschlungen. Und sie hörten die Tritte der Kommenden nicht. Erst als Vater und Mutter sie beide mit ihren Armen umspannten, genasen sie vom Rausch und kamen in die wirkliche Welt zurück.

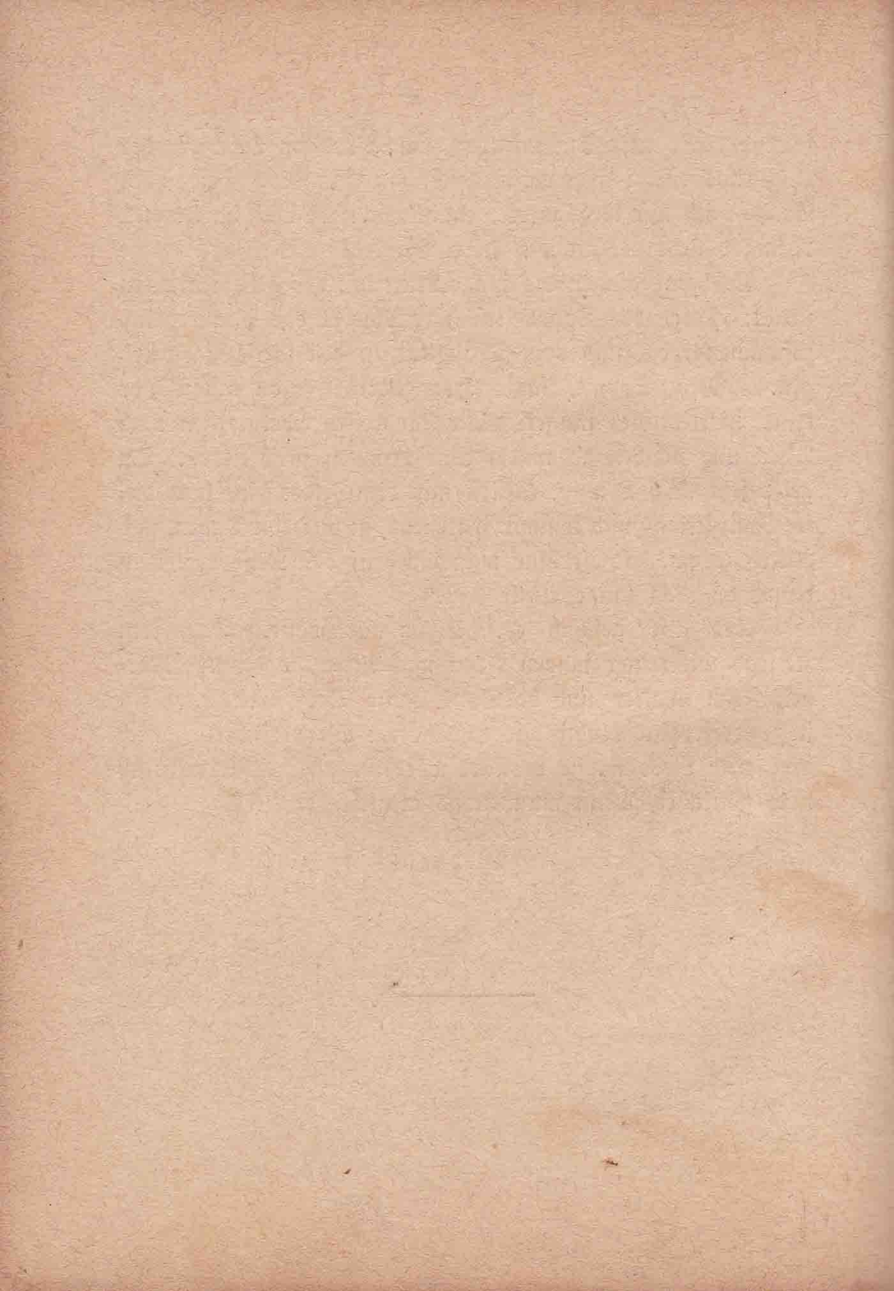
„Gottlob, daß ihr noch Odem habt!“ rief Herr Marbel, — „aber das gefällt mir nicht vom Cherub und Seraph! Fort! morgen jage ich beide aus dem Paradiese, denn ihr habt nun von der Frucht am Baum der Erkenntniß genascht und gefunden, ihr seid zwei ganz natürliche Menschen. Fortan

sollt ihr, wie eure Stammeltern, euer Brod im Schweiße des Angesichts essen; aber versteht sich, mit einander. Beide habt ihr, wie ich nun wohl merke, ein allmächtiges Loch im Aermel. Niemand heilt es, als der Herr Pfarrer!"

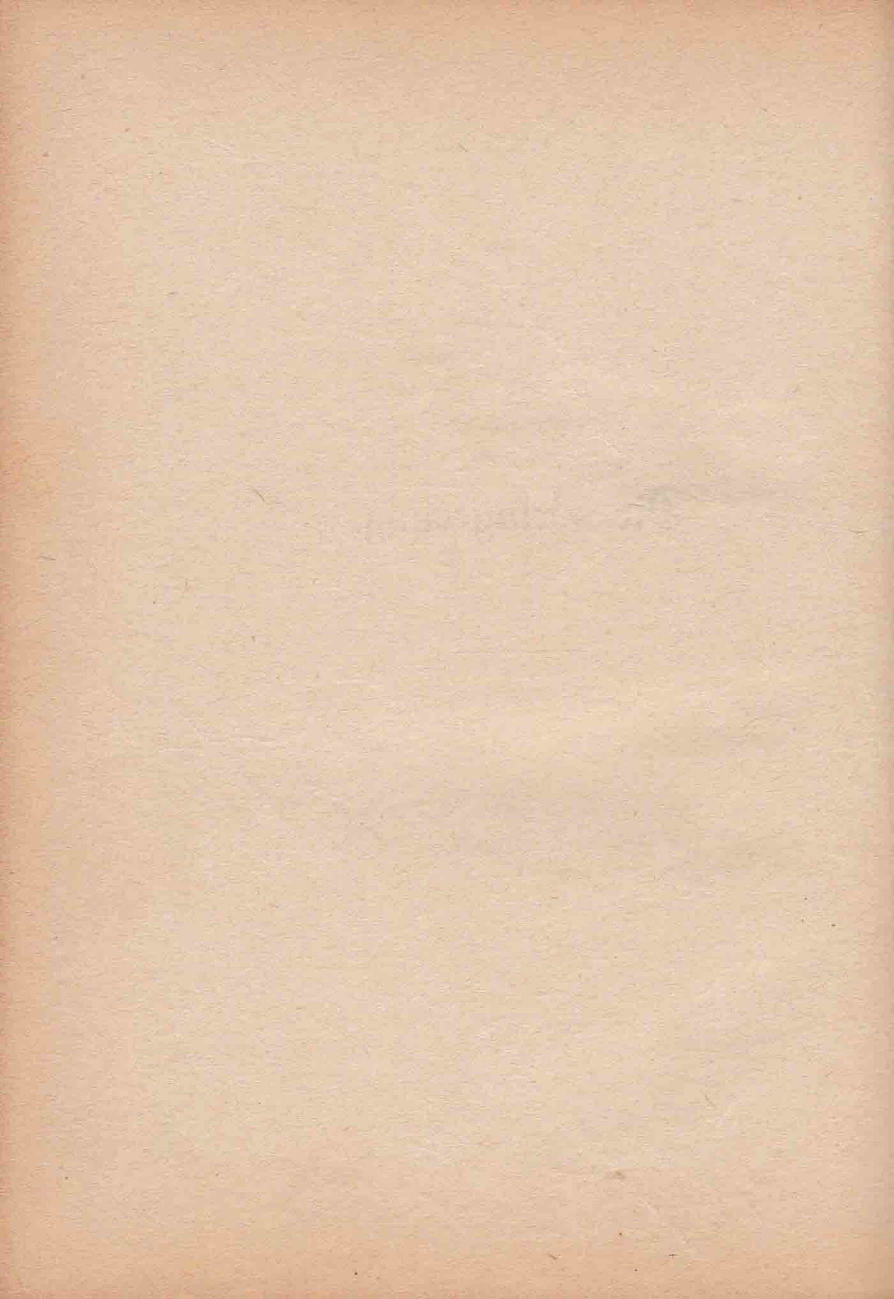
Beschämt gingen die junge Leute mit den geliebten Alten zurück. Folgendes Tages ließ Herr Marbel das Paar ehelich zusammengeben, und vom Traualtar in den Reisewagen steigen. „Mein Sohn", sagte Herr Marbel, „du taugst hier keine Viertelstunde länger. Wir Alle reisen übermorgen nach Alteck und machen da unsere Einrichtungen für's Leben. Du gehst jetzt nach Leipzig, kassirst mir die Gelder ein, laut dieser Instruktion, und kommst spätestens in vierzehn Tagen nach Alteck zu uns. Josephine mag dich auf der Reise begleiten, damit du nicht lange Weile hast."

Und also geschah es. Schon am zwölften Tage kam Konrad mit seiner jungen Frau nach Alteck, wo Vater Marbel, Frau Walter und bald das ganze Dorf ihnen entgegen flog. Josephine blühte wie eine Rose. Sie versicherte, durch ihre erste Liebe sei sie verklärt worden; aber es sei wirklich noch göttlicher, wenn man etwas menschlicher liebe.

Ende.



Die Belagerung.



An einem sonnigen Herbsttage durcheilte eine heitere Gesellschaft jene fast undurchdringlichen Wälder, welche noch jetzt einen großen Theil der nördlichen Länderstrecken Amerikas bedecken. Die Reisenden gedachten lange vor Anbruch der Nacht das englische Fort William Henry zu erreichen, wo sie vom General Munro, ihrem Vater, erwartet wurden. Von einem Besuche nach Hause zurückkehrend, hatte Major Heyward seine Schwestern Cora und Alice bestimmt, einen Waldpfad statt des gewöhnlichen Weges zu verfolgen, und die Schönheit und wunderbare Pracht amerikanischer Urwälder kennen zu lernen. Ein Indianer, welchem Heyward Vertrauen schenkte, schritt ihnen voraus und geleitete sie auf Wegen, welche nie das Auge des Europäers erforscht hatte. Ohne Argwohn erfreuten sich die Geschwister der Herrlichkeit erhabener Naturwunder, und achteten nicht auf das Verschwinden der Zeit, bis die Sonne sich schnell dem Untergange näherte, und schräge Strahlen durch das dichte Laubgitter der mächtigen Bäume warf. Längst hätten die Reisenden schon William Henry erreichen müssen, und da der stumm vorausschreitende Indianer auf Heywards Fragen gar nicht oder sehr unbestimmt antwortete, und sogar drohte, ihn und seine Schwestern in der Wildniß zu verlassen, wenn man ihn nicht in Ruhe ließe, so konnte sich der Major einer aufsteigenden Besorgniß nicht erwehren. Er ließ fortan seine Augen durch die Zweige schweifen und blickte aufmerksam rings umher. Plötzlich sein

Gesicht nach einem dichten Gebüsch hinwendend, heftete er das Auge argwöhnisch auf den Führer, der mit unverändertem Ernst seine Schritte fortsetzte. Der junge Mann lächelte jedoch gleich verächtlich vor sich hin, als er einsah, er habe sich getäuscht, und eine helle schimmernde Waldbeere für den glänzenden Augapfel eines kecken Wilden gehalten. Er ritt weiter und setzte sein Gespräch mit den Geschwistern fort, das durch diesen vorübergehenden Gedanken unterbrochen war.

Major Heyward hatte sich aber getäuscht, als sein jugendlicher Stolz es über ihn vermochte, einen einzigen Augenblick seine thätige Wachsamkeit zu unterdrücken. Die Gesellschaft war kaum einige Schritte an dem Gebüsche vorbei, als die Zweige, welche das Dickicht bildeten, behutsam niedergebogen wurden, und ein menschliches Antlitz, so keck und trotzig, als Wildheit und ungezähmte Leidenschaften es machen konnten, den sich entfernenden Reisenden nachsah. Ein Strahl des Frohlockens erleuchtete die dunkelfarbigen Züge des Waldbewohners, als er der Spur seiner beabsichtigten Schlachtopfer nachblickte, welche, obwohl nicht ohne fortdauernden Argwohn, der Führung ihres Indianers noch immer folgten. Die anmuthigen Gestalten der Schwestern entschwanden unter den Bäumen auf den Krümmnngen des Pfades, und hinter ihnen ritt scharf umherblickend die kräftige Figur Heywards.

Schon dunkelte der Abend mehr und mehr herein, und die dichten Kronen der Bäume vermehrten noch die düsteren Schatten der anbrechenden Nacht. Cora und Alice zitterten vor Angst, und selbst ihr Bruder begrüßte, trotz seines Muthes, voll Freude drei Männer, welche soeben aus dem Gebüsche ihnen in den Weg traten. Er hielt sein Pferd an, und ein kurzer Wortaustausch reichte hin, ihn zu überzeugen, daß ihr

Führer sie muthwillig oder in böser Absicht in das Dickicht des unermeßlichen Waldes geführt hatte. Vom Fort William Henry waren sie noch weit entfernt. Entrüstet sprang Heyward vom Pferde, um sich des verätherischen Führers zu bemächtigen. Dieser war jedoch nicht mehr zu sehen, sondern hatte die zunehmende Finsterniß benutzt, bei Ankunft der drei Fremden durch die dichte Waldung davon zu schleichen.

— „Was ist nun zu thun?" fragte Heyward, seine Hilflosigkeit in einer so drückenden Lage tief fühlend. „Verlaßt mich nicht, Leute, ich bitte Euch. Bleibt, helft mir meine Schwestern vertheidigen, und sagt frei, was ihr als Belohnung dafür verlangt. General Munro wird die Retter seiner Kinder mit Dankbarkeit überhäufen."

Die Fremden unterredeten sich nach diesen Worten Heywards in einer Sprache, die dieser nicht verstand, und wir haben Zeit, uns ihr Aeußeres indessen näher zu betrachten. Während zwei von ihnen sich durch die rothbraune Haut und den wilden Putz als Eingeborne der Wälder kenntlich machten, verrieth unter der Hülle seiner rohen und fast wilden Kleidung der Dritte eine lichtere, wiewohl von der Sonne verbrannte Gesichtsfarbe, die auf europäische Abstammung schließen ließ. Seine Gestalt schien die eines Menschen, der Mühseligkeiten und Anstrengungen von frühester Jugend an ertragen hatte. Sein Körper war muskulös, und jeder Nerv, jede Muskel schien gespannt und abgehärtet durch unablässige Arbeit und Kampf mit Gefahren. Er trug ein grünes Jagdkleid und im Gürtel ein breites Messer. Eine Jagdtasche, ein Pulverhorn und eine sehr lange Büchse hingen über seinen Schultern. Das Antlitz des Jägers, der von seinen Freunden Falkenauge genannt wurde, bot den Ausdruck der offensten Redlichkeit

dar. Sein älterer Begleiter war fast unbekleidet, sein kahlgeschorner Kopf, auf welchem, außer dem bei den Indianern gewöhnlichen Büschel mitten auf der Hirnschaale kein Haar verschont worden war, zeigte keinen Schmuck irgend einer Art, eine einzige Adlerfeder ausgenommen, welche vom Wirbel über die linke Schulter herabhing. Eine Streitaxt und ein Scalpirmesser von englischer Arbeit steckten in seinem Gürtel, während er ein kurzes Feuergewehr nachlässig in der Hand hielt. Die gewölbte Brust und die ernste Haltung dieses Kriegers deuteten an, daß er seine höchste Lebenskraft erreicht hatte. Er wurde Chingachgook genannt. Der Jüngste von ihnen, Sohn Chingachgook's, zeigte eine kräftige, schlanke Gestalt. Sein Körper war mehr als gewöhnlich bei Indianern verdeckt durch ein grünes Jagdkleid, dem Falkenauge's ähnlich, indeß sah man doch sein schwarzes, glänzendes und unerschrockenes Auge, das zugleich furchtbar und ruhig war, den kühnen Umriß seiner edlen und stolzen Züge, und die erhaben gewölbte Stirn. Seine Bewaffnung war der seines Vaters gleich. Beide Indianer hatten ihre Körper mit schwarzer und weißer Farbe bemalt, was ihr Aussehen furchtbar und kriegerisch machte. Heyward und seine Schwestern beobachteten die Fremden, und Alle fühlten sich von drückendem Argwohn befreit, als sie den stolzen und festen, wiewohl wilden Ausdruck in den Zügen ihrer jetzigen Genossen bemerkten. Sie begriffen, daß sie ihnen unbedingtes Vertrauen in ihrer hilflosen und verlassenen Lage schenken durften.

Jetzt wendete sich Falkenauge zu Heyward und sprach mit fester und tiefer Stimme:

— „Euer Führer war ein Verräther, überdies von einem den Engländern feindlichen Stamm, und es ist nicht

zu zweifeln, daß er Euch in der Absicht in dies Dickicht verlockt hat, Euch mit Hilfe seiner Stammgenossen, der falschen Mingo-Indianer, allesammt zu ermorden. Ich und meine Freunde, die Mohikaner, mit denen ich seit vielen Jahren diese Waldungen durchstreife, sind entschlossen, Euch zu retten, und zwar ohne Hoffnung auf irgend einen andern Lohn, als den, welchen Gott immer rechtschaffenen Handlungen verleiht. Zuvor aber müßt Ihr mir zwei Dinge versprechen, sonst könnten wir, ohne Euch zu dienen, uns selbst nur schaden.“

— „Nennt diese Punkte;“ erwiderte Heyward.

— „Der Eine ist, Euch so still zu verhalten, wie diese schweigenden Wälder, möge sich ereignen, was da wolle. Der Zweite, den Ort, in den wir Euch führen wollen, auf ewig vor jedem Sterblichen geheim zu halten.“

— „Ich will mein Möglichstes thun, diese beiden Bedingungen zu erfüllen.“

— „So folgt mir, denn die Minuten, die wir verlieren, sind kostbarer, als dem verwundeten Hirsche sein Herzblut.“

Schweigend und ohne weiteren Verzug begaben sich nun Alle durch die Waldung an das Ufer eines Flusses, in dessen Mitte eine hohe, von Wasserfällen umgebene Felseninsel lag. Hier stiegen die Geschwister von den Pferden. Die Indianer ergriffen diese beim Zügel, leiteten sie durch den Fluß an das jenseitige Ufer und verbargen sie in einer Felshöhle, wo sie im Wasser stehend, die Nacht zubringen sollten. Der Jäger brachte indessen einen Nachen herbei, und fuhr mit starker Hand seine Schützlinge durch die Fluthen auf die Felseninsel.

— „Wo sind wir, und was ist jetzt zu thun?“ fragte Heyward, welcher bemerkte, daß der Jäger zu rudern aufgehört hatte.

— „Ihr befindet Euch am Fuße des Glenn,“ erwiderte der Jäger, indem er in der Nähe des Wasserfalles, wegen der Folgen unbesorgt, sehr laut sprach. „Begebt Euch Alle auf den Felsen dort, während ich mit der Mohikanern Proviant herauf bringe.“

Seine Gefährten befolgten willig die Anweisung. Als der letzte Fuß den Felsen berührte, verließ der Kahn wirbelnd seine bisherige Stelle, und man sah die schlanke Gestalt des Jägers über die Fluthen dahin gleiten, bis sie in dem undurchdringlichen Dunkel verschwand, welches auf dem Felsbette ruhte. Bald kehrte jedoch der Kahn wieder durch die tobenden Wasser zurück, und der Jäger sprang mit den Indianern, welche mit Mundvorrath beladen waren, heraus, befestigte den Kahn und schritt sodann seinen Gefährten voraus, in eine weite Höhle mit einigen Nebenkammern, wo ein loderndes Feuer angezündet und zu Abend gegessen wurde. Ein behagliches Gefühl von Sicherheit durchdrang hier die Geschwister, und plaudernd saßen sie mehrere Stunden mit den Indianern zusammen, ohne sich irgend einer Furcht hinzugeben. Da erfüllte plötzlich ein Schrei von außen her die Luft, welcher weder menschlich noch irdisch zu sein schien, und nicht nur bis in die tiefsten Winkel der Höhle, sondern auch in das innerste Herz der Hörer drang. Gleich darauf trat eine tiefe Stille ein, als wäre das wildtobende und brausende Wasser selbst durch eine so furchtbare und ungewöhnliche Störung in seinem Laufe gehemmt worden.

— „Was war das?“ flüsterte Alice, nachdem sie eine Minute ängstlich geschwiegen hatte.

Weder Falkenauge, noch die Indianer gaben irgend eine Antwort. Sie horchten auf eine Weise, welche ihr eigenes

Erstaunen ausdrückte, als erwarteten sie, daß der Ton sich wiederholen werde. Wirklich erklang abermals der starke und furchtbare Schall, und eine lange, athemlose Stille trat ein, während welcher einer den andern anblickte, in der ängstlichen Erwartung, den schauerlichen Ton nochmals zu vernehmen. Endlich stand Unkas auf und verließ die Höhle. Als er fort war, sagte der Jäger:

— „Was dies ist oder nicht ist, darüber kann Niemand von uns Auskunft geben, obwohl wir diese Wälder schon länger als dreißig Jahre durchstrichen haben. Ich glaubte, es gebe kein Geschrei, das meine Ohren nicht schon gehört hätten, aber dieser Ton hat mir bewiesen, daß ich ein thörichter und eingebildeter Sterblicher war."

— „War es vielleicht das Geschrei der Krieger, durch welches sie ihren Feinden Furcht einjagen wollen?" fragte Cora.

— „Nein, nein, dies war schlimmer und schrecklicher! Es war eine Art von übermenschlichem Tone, und wenn Ihr nur einmal das Kriegsgeschrei hören solltet, so würdet Ihr es gewiß nicht mit etwas Anderem verwechseln. Nun, Unkas!" — sagte er zu dem jungen Häuptling, der wieder in die Höhle trat — „was hast Du?"

— „Es ist draußen nichts zu sehen;" erwiderte Unkas kurz und bestimmt.

— „Wohl;" — sprach der Jäger zu den Frauen — „so geht Ihr in eine der Nebenhöhlen und versucht zu schlafen, denn vor Sonnenaufgang müssen wir wieder auf den Beinen sein und den größten Theil des Weges nach Fort William Henry zurückgelegt haben, während die verrätherischen Mingos noch ihren Morgenschlaf halten."

Cora ging mit einem guten Beispiele voran und bewies

eine Fassung, welche die furchtsamere Alice überzeugte, wie nothwendig es sei, zu gehorchen. Die Mädchen verschwanden, und Falkenauge fuhr fort:

— „Während die zarten Damen in der Höhle liegen, wollen wir auf dem Felsen Wache stehen. Hoffentlich werdet auch Ihr uns Gesellschaft leisten, Major?"

— „Allerdings," — sprach Heyward entschlossen, „wenn die Gefahr auch noch so dringend wäre."

— „Dringend ist sie gewiß;" erwiderte der Jäger feierlich. „Ich habe seit dreißig Jahren auf alle Töne in diesen Wäldern gehört, habe darauf gehört, wie Jemand, dessen Leben und Tod oft nur von der Schärfe seines Gehörs abhängt. Da ist kein Winseln des Panthers, kein Pfeifen der Spottdrossel, noch irgend eine Erfindung der teuflischen Mingoindianer, die mich noch täuschen könnte. Ich habe die Wälder wehklagen hören, wie Sterbliche bei großer Trübsal, habe der Musik des Windes gehorcht, wenn er durch die verschlungenen Zweige der Bäume säuselte. Ich habe den Blitz gehört, wenn er, dem Krachen eines brennenden Holzstoßes gleich, durch die Luft zischte, Funken und zackige Schlangen speiend, — nie aber glaubte ich mehr zu hören, als den hohen Willen dessen, der mit den Werken seiner Hand spielt. Nun sind aber weder die Mohikaner noch ich im Stande, den eben vernommenen Schrei zu erklären. Wir halten ihn daher für ein zu unserm Besten gegebenes Zeichen."

— „Es ist seltsam;" sagte Heyward, seine Pistolen ergreifend. „Mag es ineß ein Zeichen des Krieges oder des Friedens sein, man muß es nicht aus der Acht lassen. Zeigt mir den Weg, Freunde, ich folge Euch." —

Aus der Höhle heraustretend, fühlten Alle den wohl-

thätigen Einfluß auf ihren Geist, als sie die dumpfe Luft ihres Schlupfwinkels mit dem frischen Wehen vertauschten, das um die Wirbel und Höhen des Wasserfalles säuselte. Der Nachtwind strich über die Oberfläche des Stromes, und schien die herabstürzenden Gewässer in ihre Höhen zurückzutreiben, aus denen ein ununterbrochenes Geräusch emporscholl, gleich einem jenseits der Berge rollenden Donner. Der Mond war aufgegangen, und sein Licht schimmerte hier und da auf der Höhe des Wasserfalles; der untere Theil des Felsens aber, auf welchem sie standen, lag noch in tiefem Schatten.

— „Hier sieht man nichts als die sanfte Stille eines freundlichen Abends;“ sagte Heyward zu seinen Gefährten, deren Augen rastlos umher schweiften, um irgend ein Zeichen des Lebens zu entdecken, wodurch sich die Ursache des vernommenen, schauerlichen Tones erklären ließe. — „Wie sehr würde eine solche Scene mit ihrer ruhigen Einsamkeit zu bewundern sein, wenn —“

— „Horch!“ unterbrach ihn Unkas.

Diese Mahnung war unnöthig. Abermals ertönte jener Schrei, wie aus dem Flußbette kommend.

— „Jetzt kenne ich die Ursache aller unserer Schrecken;“ sagte Heyward, als der fürchterliche Ton im Walde verhallt war. „Es ist das entsetzliche Angstgeschrei, das ein Pferd im Todeskampfe ausstößt. Gewöhnlich preßt Schmerz, mitunter auch nur Furcht diesen Ton aus. Mein Pferd ist entweder schon in den Klauen der Raubthiere, oder es sieht die Gefahr herannahen, ohne ihr ausweichen zu können.“

Der Jäger und seine Gefährten hörten dieser einfachen

Erklärung mit der Aufmerksamkeit von Menschen zu, die eine neue Wahrheit auffassen, und Falkenauge sprach:

— „Ich kann Eurer Ansicht nicht widersprechen, weil ich mich wenig auf Pferde verstehe. Die Wölfe streichen vermuthlich über ihren Köpfen am Ufer umher, und die armen Thiere rufen nach menschlicher Hilfe. Unkas, fahr' in dem Nachen hinüber, und schleudere einen Feuerbrand unter die Bestien, der sie verscheuchen wird."

Der junge Eingeborne war bereits in das Flußbett hinabgestiegen, um jenes Gebot zu erfüllen, als sich ein langes Geheul am Ufer des Stromes hören ließ, schnell nach der Tiefe des Waldes sich entfernend, als ob ein plötzlicher Schrecken die Raubthiere vermocht hätte, ihre Beute freiwillig im Stiche zu lassen. Unkas kehrte hastig zurück, und die drei Waldmänner hielten leise und ernst die gemeinschaftliche Berathung.

— „Es ist kein Zweifel," sagte Falkenauge endlich zu Heyward, „die Mingos sind uns auf der Spur, und mit Tagesanbruch haben wir einen Angriff zu erwarten. Das Geschrei des Pferdes hat sie herbeigezogen. Sprecht nur flüsternd mit einander, und verhaltet Euch ruhig. Vielleicht schlagen wir morgen so lange die Angriffe der Blutdürstigen zurück, bis General Munro uns Hilfe schickt."

Der Ton des Jägers war ernst und ausdrucksvoll, ohne indessen ein Zeichen unmännlicher Furcht zn verrathen, obwohl er die wirkliche Gefahr ihrer jetzigen Lage sehr gut einsah. Er war bereit, einer jeden mit der Kraft eines kühnen Geistes Trotz zu bieten. Auch die Eingebornen, Chingachgook und Unkas, beseelte dies Gefühl. Jeder suchte sich einen Platz, von welchem er beide Ufer übersehen konnte, ohne jedoch selbst gesehen zu werden. Ihre Aufmerksamkeit ermüdete und

schlummerte keinen Augenblick. Unbeweglich daliegend, wie der Fels, schweiften ihre Blicke unablässig längs dem dunkeln Saume der Bäume hin, welche die Ufer des Flusses begrenzten. Nicht ein Laut entschlüpfte ihnen, und wer sie auf's schärfste beobachtet hätte, würde sie kaum haben athmen hören. Offenbar gründete sich diese außerordentliche Vorsicht auf eine Erfahrung, welche durch keine Schlauheit der Feinde mehr getäuscht werden konnte; sie beobachteten diese Vorsicht so lang, bis der Mond untergegangen war und ein blasser Streifen im Osten den Anbruch des Tages verkündete.

Jetzt zum ersten Male sah man Falkenauge sich bewegen und den Felsen entlang zu Heyward kriechen, dem er leise zuflüsterte:

— „Einen Versuch zur Flucht wollen wir wagen, trotz der unzweifelhaften Nähe der Mingos. Geht hin und weckt Eure Schwestern. Vielleicht schlafen die Wilden und lassen uns entrinnen. Ich will nach dem Kahne schauen."

Der Major erhob sich, während Falkenauge vorsichtig davonschlich. Aber plötzlich entstand ein Geschrei und Getöse, das den Strom von Heywards jugendlichem Blute aus den pochenden Adern zum Herzen zurückdrängte. Es schien eine Minute lang, als wäre die Luft ringsumher mit Höllengeistern erfüllt, die ihrer wilden Laune in diesen furchtbaren Tönen freien Lauf ließen. Das Geschrei kam nicht aus einer Richtung, sondern vielmehr aus allen Gegenden des Waldes. Schnell warf er sich wieder platt auf den Felsen nieder, denn nur so konnte er der Ladung von einem Dutzend Flinten, die am entgegengesetzten Ufer auf ihn abgedrückt wurden, entgehen. Die Wilden erhoben ein Triumphgeschrei, als sie Heyward fallen sahen, denn sie glaubten ihn verwundet oder getödtet

zu haben. Die Mohikaner aber erwiderten keck und höhnend dieses furchterregende Geschrei, und die Blitze aus ihren Büchsen folgten jetzt herüber und hinüber schnell und ununterbrochen.

Heyward lauschte mit ängstlicher Erwartung, ob sich nicht Ruderschläge hören ließen, weil er noch immer in einer Flucht ihre einzige Rettung erblickte. Der Fluß strömte glänzend vorüber, aber der Kahn war auf seinen Wellen nicht zu erblicken. Er bildete sich schon ein, Falkenauge habe sie in ihrer Noth verlassen, als aus dem Felsen unter ihm ein Feuerstrom hervorbrach, und ein gellender Schrei ihm verkündete, daß des Jägers mörderische Waffe ein Schlachtopfer erreicht habe. Nach diesem geringen Verluste erfolgte ein schnelles Zurückziehen der Angreifenden. Heyward eilte jetzt zu seinen Schwestern in die Höhle, wo sich einen Augenblick später auch alle Uebrigen versammelten.

„Was meint Ihr", fragte Heyward den Jäger, „werden die Wilden den Angriff erneuern?"

„Glaubt Ihr", erwiderte Falkenauge, „daß ein hungriger Wolf sich mit einem Bissen begnügen werde? Unsre größte Hoffnung kann nur darin bestehen, daß wir den Felsen so lange halten, bis Euer Vater uns Hülfe sendet; denn an Flucht ist jetzt nicht zu denken."

„Wohlan", sprach Heyward, „so müssen wir das Beste hoffen. Mein Vater wird seine Mannschaft zu unserer Hilfe aussenden, und sie kann jeden Augenblick, von unsern Schüssen geleitet, eintreffen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er die Höhle. Mitten auf der Insel hatte eine Anzahl verkrüppelter Fichten Wurzel geschlagen. Dorthin stürzten sich mit der Schnelligkeit

des Hirsches Falkenauge und Heyward. Es verstrich eine geraume Zeit, ohne daß etwas Besonderes vorgefallen wäre. Falkenauge unterbrach zuerst die Stille:

„Seht einmal dort oben nach dem Wasser hin, gerade wo es über die Felsen in den Abgrund stürzt. Ich will kein Mensch sein, wenn die teuflischen Wagehälse nicht bis zum Falle herunter geschwommen sind.“

Heyward steckte den Kopf aus seinem Schlupfwinkel hervor, und was er sah, konnte allerdings für ein Wunder von Keckheit und Gewandtheit gelten. Als Falkenauge eben aufgehört hatte zu sprechen, zeigten sich vier menschliche Häupter hinter einigen Treibholzstämmen, die an den kahlen Felsen hängen geblieben waren. Bald darauf erblickten sie noch einen fünften Kopf über dem äußersten Rande des Wasserfalls, der nicht weit entfernt von der Grenze der Insel schwamm. Der Wilde kämpfte mächtig, um an den sichern Ort zu gelangen, und begünstigt durch die Wellen, streckte er schon seinen Arm aus, nach den ihm entgegengereichten Händen seiner Gefährten, als ihn der wirbelnde Strom wieder fortriß. Mit starrem, unbeweglichem Auge emporblickend, ward er durch einen plötzlichen Sturz in den gähnenden Abgrund versenkt. Ein einziger wilder Schrei übertönte das dumpfe Rauschen des Falles, dann war wieder Alles still, so still wie im Grabe.

Jetzt steckte Falkenauge den Finger in den Mund, und sein langes gellendes Pfeifen wurde von den untern Felsen, wo die Mohikaner Wache standen, beantwortet. Heywards Aufmerksamkeit wurde jetzt durch einen leisen Ton hinter sich gefesselt, er bemerkte, daß Unkas sich kriechend näherte, und nur noch wenige Schritte entfernt war. Falkenauge sprach

einige Worte mit dem jungen Häuptling, der sich mit außerordentlicher Vorsicht und unerschütterlicher Kaltblütigkeit auf seinen Posten stellte. In diesem Augenblicke rannten vier Wilde hinter dem Treibholze hervor und auf unsere Freunde zu. Langsam erhob Falkenauge seine Büchse, die ihre tödtliche Ladung entsendete. Der vorderste Indianer that einen Sprung wie ein getroffener Hirsch, und stürzte in eine Felsenkluft der Insel.

„Jetzt, Unkas", rief der Jäger, sein langes Messer ziehend, „jetzt nimm den heulenden Satan da hinten auf's Korn, die beiden Andern sind uns dann gewiß."

Unkas befolgte diesen Befehl und es blieben nur noch zwei Feinde zu überwinden. Heyward hatte eine seiner Pistolen Falkenauge gegeben, und so stürzten sie nun gemeinschaftlich ihren Feinden entgegen. Sie schossen zu gleicher Zeit ihre Gewehre los, aber beide fehlten.

Sie wurden in demselben Augenblicke von den Feinden angefallen. Mit der größten Gewandtheit war Falkenauge und sein Gegner bemüht, den gegenseitig emporgehobenen Arm, in welchem das Todtenmesser blinkte, zu umklammern. Der Arm des Eingebornen wich allmälig der Kraft des Jägers, und plötzlich seine Hand der Umklammerung seines Feindes entreißend, stieß er ihm den Stahl in die nackte Brust.

Unterdessen war Heyward in einen noch gefahrvollern Kampf verwickelt. Sein Degen war gleich beim Angriff gebrochen. Glücklicherweise gelang es ihm bald, seinen Gegner zu entwaffnen, dessen Messer auf den Felsen niederfiel. Von diesem Augenblicke an entstand ein furchtbares Ringen, und Jeder bemühte sich, den Andern von der schwindelnden Höhe in den Abgrund des Wasserfalles zu stürzen. Heyward fühlte

an seiner Kehle den Griff des Wilden und fühlte seine schwindenden Kräfte. In dieser äußersten Gefahr zeigte sich dicht vor ihm eine schwarze Hand und ein blinkendes Messer. Der Indianer ließ seine Faust sinken, während Heyward durch Unkas von dem Abgrund fortgezogen ward, stürzte der Wilde vernichtet in den tiefen Abgrund.

„Verbergt Euch“, rief Falkenauge, der eben seinen Gegner erlegt hatte, „verbergt Euch, wenn Euch Euer Leben lieb ist. Unser Werk ist erst halb vollbracht!“

Der junge Mohikaner stieß ein lautes Triumphgeschrei aus, und floh mit Heyward wieder auf den Felsen hinauf. Chingachgook hatte das Triumphgeschrei seines Sohnes nur mit einem einzigen Ruf beantwortet, dann aber durch sein thätiges Feuer bewiesen, daß er seinen Posten noch immer vertheidige. Es war eine geraume Zeit verstrichen, während welcher die Büchsen sich bisweilen in krachenden Salven, bisweilen in einzelnen Schüssen hören ließen. Die Vertheidiger waren in ihren Schlupfwinkeln so gut gedeckt, daß bis jetzt noch keiner eine Wunde erhalten hatte.

„Mögen sie ihr Pulver verbrennen;“ sagte Falkenauge bedächtig. „Ich denke, die Satansgesellen sollen den Spaß satt kriegen, ehe die alten Steine hier um Pardon bitten.

„Diese Kugel war besser gezielt, als die übrigen!“ rief Heyward, indem er bei einem Schusse empor fuhr, der dicht an seiner Seite von dem Felsen abprallte.

Falkenauge hob das formlose Metall auf und sagte bedenklich: „Fallendes Blei drückt sich nie platt!“ Indeß klärte sich ihnen das Geheimniß bald auf. Eine hohe Eiche stand ihnen beinahe gerade gegenüber am rechten Ufer des

Stromes. Auf dem dichten Gipfel dieser Eiche hatte sich ein Wilder eingenistet, den der Stamm des Baumes so gut verbarg, daß selbst dann von ihm nur wenig zu sehen war, wenn er herunter blickte, um zu sehen, welche Wirkung seine verrätherischen Schüsse hervorgebracht hätten.

„Die Teufel erklettern am Ende den Himmel, um unsern Untergang herbeizuführen;“ sagte Falkenauge. „Behalt' ihn im Auge, Junge, bis ich wieder schußfertig bin, dann wollen wir ihm von beiden Seiten des Baumes eine Kugel beibringen.“

Unkas wartete mit seinem Schusse das Signal des Jägers ab. Die Büchsen blitzten, die Blätter und die Rinde der Eiche flogen in die Luft; aber der Indianer erwiderte ihren Angriff durch ein höhnisches Gelächter, während er ihnen abermals eine Kugel herabsandte, welche Falkenauge die Mütze vom Kopfe riß.

„Das muß anders werden!“ sagte Falkenauge. „Unkas, rufe Deinen Vater hierher, wir bedürfen alle unsere Gewehre, um den listigen Schurken von seinem Gipfel herunter zu bringen.“

Das Signal wurde gegeben und Falkenauge hatte noch nicht seine Büchse geladen, als Chingachgook bei ihnen war. Falkenauge und die Mohikaner berathschlagten sich einige Minuten lang in der Indianersprache. Hierauf nahm ein Jeder ruhig seinen Posten ein.

Der Wilde hatte von dem Augenblicke an, wo man ihn entdeckt hatte, ein schnelles, wenn gleich unwirksames Feuer unterhalten. Dennoch fielen seine Schüsse immer mitten unter die Vertheidiger. Heywards Uniform, die ihn von den Uebrigen besonders auszeichnete, ward mehrmals durchschossen, und

einmal floß sogar Blut aus einer Armwunde. Der Mingo versuchte endlich durch eine veränderte Stellung die Schüsse wirksamer zu machen. Die wachsamen Mohikaner entdeckten aber sogleich seine Füße, die einige Zoll weit vom Stamme hervorguckten. Beide Büchsen wurden zugleich abgefeuert, und während der Wilde auf sein verwundetes Glied zusammensank, wurde ein Theil seines Körpers sichtbar. Falkenauge benutzte schnell diesen Vortheil, und brannte sein Geschoß auf den Wipfel der Eiche ab. Die Blätter rauschten stärker als vorher, die gefährliche Büchse fiel von der Höhe herab, und nach einem vergeblichen Kampfe von einigen Augenblicken zeigte sich die Gestalt des Wilden halb in der Luft schwebend, während er einen Ast mit den Händen verzweiflungsvoll umklammerte.

"Seid barmherzig und gebt ihm noch einen Schuß!" rief Heyward.

„Nicht ein Korn!" sagte der Jäger. „Sein Tod ist gewiß und wir haben kein Pulver übrig; hier gilt es unsere Schädel oder ihre."

Hiergegen ließ sich nichts einwenden. Von diesem Augenblicke an verstummte das Geheul im Walde, das Feuern ließ nach und Freund und Feind richtete die Augen auf den Unglücklichen, der in der hoffnungslosesten Lage zwischen Himmel und Erde schwebte. Zu dreien Malen richtete Falkenauge aus Barmherzigkeit seine Büchse in die Höhe, aber eben so oft hieß die Vorsicht, sie wiederum schweigend sinken zu lassen. Endlich ließ die eine Hand des Mingo den Ast los und sank ermattet an die Seite herab. Schnell wie der Blitz fuhr der Schuß aus des Jägers Büchse. Die Glieder

des Unglücklichen zitterten, sein Haupt sank auf die Brust, und wie ein Bleiklumpen sank sein Körper in den tiefen Abgrund. Kein Triumphgeschrei folgte diesem errungenen Vortheile von nicht geringer Bedeutung. Ein einziger Schrei erscholl aus den Wäldern und Alles war wieder still. Falkenauge schüttelte, mit seiner augenblicklichen Schwäche unzufrieden, den Kopf und äußerte sogar seine Mißbilligung derselben laut.

„Es war die letzte Ladung aus meinem Pulverhorn", sagte er, „und die letzte Kugel aus meiner Tasche. War es nicht gleichviel, ob er todt oder lebendig auf den Felsen herabstürzte? Unkas, Junge, geh' hinunter an den Kahn und bring' das große Horn her. Es enthält alles Pulver, welches wir noch haben, und wir werden es brauchen, bis auf's letzte Korn."

Der Mohikaner erfüllte sogleich, was ihm geheißen war; aber kurz darauf stieß er einen verzweiflungsvollen Schrei aus, stürzte zu den Verlassenen zurück und rief: „Der Kahn ist geraubt!" Zugleich sahen sie diesen auf den Wogen des Stromes davon schwimmen und Schrecken bemächtigte sich Aller. Ein gellendes Gelächter erscholl aus den Wäldern umher, und es war, als frohlockten hundert Geister der Hölle über den Fall einer Seele."

„Ihr habt gut lachen, ihr Teufelskinder", sagte der Jäger, „die drei besten Büchsen, die es in diesen Wäldern gab, sind nun nicht mehr werth, als ebenso viele Hanfstengel; das Beste ist jetzt, wir flüchten zu den Damen in die Höhle, und vertheidigen den Eingang so lange wir können."

Vorsichtig schlichen die Belagerten nun über die Felsen

und gelangten glücklich an ihr Ziel, wo sie von den schreckenerfüllten Schwestern freudig empfangen wurden.

„Sind wir gerettet“, fragte Cora, „sind die Wilden entflohen?“

„Hm, hm;“ brummte Falkenauge, und eine leise Rührung zuckte über sein Gesicht, als er die unglücklichen Mädchen ansah. „Bald werden sie hier sein und uns Alle tödten. Laßt uns die letzte Stunde mit Gebet zubringen.“

„Ja,“ sagte Chingachgook, „ja, mein Bruder, wir haben zum letzten Male mit einander gefochten, und die Mingos werden über den Tod der Mohikaner und Falkenauges triumphiren, vor dessen Augen Tag und Nacht gleich waren, und der durch dunkles Gewölk wie durch einen Frühlingsnebel hindurchblickte.“

Furchtsam und lautlos schmiegten sich die Schwestern an ihren Bruder an, der sie trockenen Auges, aber mit verzweiflungsvollem Herzen an sich drückte. Die Uebrigen murmelten Gebete und erwarteten in der Nebenhöhle gefaßt und würdig die Ankunft der Wilden, die sich nicht mehr lange verzögern konnte. Jetzt erscholl draußen ein furchtbares Geschrei, das in allen Winkeln der Höhle widerhallte. „Sie sind da,“ sprach Falkenauge ruhig, „unsere letzte Stunde ist gekommen.“ Man hörte die Fußtritte der Wilden, welche rufend und jauchzend immer näher kamen. Jetzt erblickten sie die Höhle und ihre Schlachtopfer, welche ihnen muthig in die funkelnden Augen sahen, und mit rasendem Geschrei stürmten sie auf die Unglücklichen ein. Diese gaben sich verloren.

Plötzlich ertönte eine Gewehrsalve, einige der heranstürmenden Feinde stürzten zu Boden, die andern standen

erschrocken still und wandten sich um. Die in der Höhle Belagerten horchten hoch auf. Noch eine Salve folgte donnernd der ersten; rothe Uniformen schimmerten durch das Gebüsch, die Indianer flohen, und Munro, der alte, ehrwürdige General, eilte mit ausgebreiteten Armen in die Höhle, seine schon verloren gegebenen Kinder voll Freude umarmend. Zu rechter Zeit war die Hilfe gekommen, Alle wurden gerettet!

Es ist nur noch zu bemerken, daß General Munro die Retter seiner Kinder königlich belohnte, aber trotzdem blieben sie nach wie vor in ihren Wäldern, wo sie noch viele Verirrte retteten.

— Ende. —

Ein Pfeiflein zu rechter Zeit.

Von Petri Kettenfeier Rosegger.

Ein dumpfer Knall, als wie wenn die Thür des Schüttbodens zugeworfen worden wäre, weckte mich auf. Und ein Weilchen später klopfte Jemand am Fenster und rief in die Stube herein, wer des Klein-Maxel Haus brennen sehen wolle, der möge aufstehen und schauen gehen.

Mein Vater sprang aus dem Bette, ich erhob ein Jammergeschrei und dachte für's Nächste daran, meine Kaninchen zu retten. Wenn bei besonderen Ereignissen wir anderen über und über aus Rand und Band geriethen, so war es allemal die Mutter, die uns beruhigte. So sagte sie auch jetzt, daß ja nicht unser Haus in Feuer stehe, daß das Klein-Maxel-Haus eine halbe Stunde weit von uns weg wäre; daß es auch nicht sicher sei, ob das Klein-Maxel-Haus brenne, daß ein Spaßvogel vorbeigegangen sein könne, der uns die Lüge zum Fenster herein geworfen, und daß es möglich sei, daß gar Niemand hereingeschrieen hätte, sondern uns das nur so im Traume vorgekommen wäre.

Dabei gab sie dem Vater jedoch schon die Kleider in die Hand und streifte mir das Höselein und die Schuhe an, und wir eilten vor das Haus, um zu sehen.

„Auweh!“ rief mein Vater, „s'ist schon alles hin!“

Ueber den Waldrücken herüber, der sich in einem weit-

gebogenen Sattel durch die Gegend legt und das Ober- und Unterland von einander scheidet, strebte still und hell die Flamme auf. Man hörte kein Knistern und Knattern, das schöne neue Haus, welches erst vor wenigen Wochen fertig geworden war, brannte wie Oel. Die Luft war feucht, die Sterne des Himmels waren stellenweise verdeckt; es murrte zuweilen ein Donner, aber das Gewitter zog sich sachte hinaus in die Gegenden von Birkfeld und Weitz.

Ein Blitz — so erzählte nun der Mann, der uns geweckt hatte, der Schaf-Gistel war's — wäre etliche Mal hin und her gezuckt, hätte ein Trudenkreuz auf den Himmel geschrieben und wäre dann niederwärts gefahren. Er wäre aber nicht mehr ausgeloschen, der lichte Punkt an seinem unteren Ende wäre geblieben und rasch gewachsen und da hätte sich er, der Mann, gedacht: „schau du, jetzt hat's den klein' Maxel troffen."

„Wir müssen doch schauen gehen, daß wir was helfen mögen", sagte mein Vater.

„„Helfen willst da?"" versetzte der Andere, „„wo der Donnerkeil drein fahrt, da rühr' ich keine Hand mehr. Der Mensch soll unserm Herrgott nicht entgegenarbeiten, und wenn der einmal einen Himmletzer (Blitz) auf's Haus wirft, so wird er auch wollen, daß es brennen soll. Hernachen, mußt wissen, ist so ein Einschlagets auch gar nicht zu löschen.""

„Deine Dummheit auch nicht", rief mein Vater, und zornig, wie ich ihn noch selten gesehen hatte, schrie er dem Gistel in's Gesicht: „du bist blitzdumm!"

Ließ ihn stehen, und führte mich an seiner Hand rasch davon. Wir stiegen in's Engthal hinab und giengen am Fresenbach entlang, wo wir das Feuer nicht mehr sehen

konnten, sondern nur die Röthe in den Wolken. Mein Vater trug einen Wasserzuber bei sich und ich rieth, daß er denselben gleich an der Fresen füllen solle. Mein Vater hörte gar nicht drauf, sondern sagte mehrmals vor sich hin: „Maxel, aber daß dich jetzt so was treffen muß!"

Ich kannte den kleinen Maxel recht gut. Es war ein lebendiges, heiteres Männlein, etwa in den Vierzigern; sein Gesicht war voll Blatternarben und seine Hände waren braun und rauh wie die Rinden der Waldbäume. Er war seit meinem Gedenken Holzhauer in Waldenbach.

Wenn einem Andern das Haus niederbrennt", sagte mein Vater, „na, so brennt ihm halt das Haus nieder."

„„Ist's beim klein' Maxel nicht so?"" fragte ich.

„Dem brennt Alles nieder. Alles, was er gestern gehabt hat, und heut' hat, und morgen hätt' haben können."

„„So hat der Blitz den Maxel leicht selber erschlagen?""

„Das wär's best' Bub. Ich vergunn' ihm das Leben, Gottseid', ich vergunn' ihm,s nit — aber wenn er ehvor fleißig hätt' beichten mögen und in keiner Todsünd' wär' gewesen, wollt' richtig gleich sagen, das allerbest', wenn's ihn auch selber troffen hätt'!"

„„Da wär' er jetzt schon im Himmel oben"", sagte ich.

„Watsch' nur nicht so in's nasse Gras hinein! Geh' gleim (nahe) hinter mir und halt' dich beim Janckerzipf an! Vom Maxel, von dem will ich dir jetzt was sagen!"

Der Weg gieng sanft berganwärts. Mein Vater erzählte:

„Jetzt kann's dreißig Jahr aus sein — ist der Maxel in's Land kommen. Die Zigeuner, sagen sie, hätten ihn zurückgelassen. Die erst' Zeit hat er bei den Bauern herum einen Halterbuben gemacht; nachher, wie er sich ausgewachsen

hat, ist er in den Holzschlag 'gangen. Ein rechtschaffener Arbeiter und allerweil fleißig und sparsam. Wie er Vorarbeiter ist worden, hat er sich vom Waldherrn ausgebeten, daß er das Sauerwiesel auf der Gfarerhöh' ausreuten und für sein Lebtag behalten dürfe, weil er so viel gern eigen Grund und Boden hätte. Ist ihm gern zugesagt worden, und so ist der Maxel alle Tag, wenn sie im Holzschlag Feierabend gemacht haben, auf sein Sauerwiesel 'gangen, hat den Strupp weggeschlagen, hat Gräben gemacht, hat Steine ausgegraben, hat die Wurzeln des Unkrautes verbrannt — und in zwei Jahren ist das ganze Sauerwiesel trocken gelegt, und es wachst gutes Gras drauf, und gar ein Fleckel Brandkorn hat er anbaut. Wie es so weit kommen, daß er's auch mit Kohlkraut hat probirt, und gesehen, wie gut es den Hasen schmeckt, ist er um Waldbäume einkommen. Die können sie ihm nicht schenken, wie das Sauerwiesel, die muß er abdienen. So hat er Arbeitslohn dafür eingelassen, und die Bäume hat er umgehauen und viereckig gehackt und abgeschnitten zu Zimmerholz — alles in den Feierabenden, wenn die andern Holzknechte lang' schon gut auf dem Bauch sind gelegen und ihre Pfeifen Tabak haben g'raucht. Und nachher hat er angehebt, an solchen Feierabenden andere Holzhauer zu verzahlen, daß sie ihm bei Arbeiten halfen, die ein einziger Mensch nicht dermachen kann, und so hat er auf dem Sauerwiesel sein Haus gebaut. Fünf Jahr lang hat er dran gearbeitet, aber nachher — du weißt ja selber, wie es dagestanden ist mit seinen goldrothen Wänden, mit seinen hellen Fenstern und seiner Zierrath auf dem Dach herum — schier vornehm anzuschauen. Ein fein Gütel ist worden auf der Sauerwiese, und wie lang wird's denn her sein, daß unser Pfarrer bei

der Christenlehr' den klein' Maxel als ein Beispiel des Fleißes und der Arbeitsamkeit hat aufgestellt? Nächsten Monat hat er heirathen wollen, und daß er heraufgestiegen ist vom Bettelbuben bis zum braven Hausbesitzer und Hausvater — Bub', da ruck' dein Hütel! —- Und jetzt ist auf einmal alles hin. Der ganze Fleiß und alle Arbeit die vielen Jahr' her fast umsonst. Der Maxel steht wieder auf demselben Fleck wie vorher."

Ich habe dazumal meine Frömmigkeit noch aus der Bibel bezogen, und so entgegnete ich auf des Vaters Erzählung: „„Der Himmelvater hat den Maxel halt gestraft, daß er so auf's Zeitliche ist gegangen wie die Heiden, und der Maxel hat sich leicht um's Ewige zu wenig gesorgt. Sehet die Vöglein in den Lüften, sie säen nicht, sie ernten nicht —""

„Sei still," unterbrach mich der Vater unwirsch, „der das hat gesagt, das ist der König Salomo gewest, dem hat's die Faullenzerei freilich tragen. Unsereiner sollt's probiren." — Ich kenn' mich nimmer aus, und das sag' ich, wenn's mir so geht, wie dem klein' Maxel, ich bin verzagt und heb' an zu faullenzen. Wenn ein Mensch mit dem Zündholz in ein Strohdach fährt, so wird er in den Kotter gesteckt — ist auch recht, gehört ihm nichts anders. Aber wenn Einer vom Himmel herunter Feuer auf das nagelneue Haus wirft, das ein armer, braver Arbeitsmann hat gebaut. —"

Er unterbrach sich. Wir standen auf der Anhöhe und vor uns loderte die Wirthschaft des Klein-Maxel, und das Haus brach eben in seinen Flammen zusammen. Mehrere Leute waren da mit Hacken und Wassereimern, aber es war nichts anderes zu machen, als dazustehen und zuzuschauen, wie die letzten Kohlenbrände in sich einstürzten. Das Feuer war nicht wüthend, es brüllte nicht, es krachte nicht, es fuhr

nicht wild in der Luft herum; das ganze Haus war eine Flamme, und die qualmte heiß und weich zum Himmel auf, von wannen sie gekommen.

Eine kleine Strecke vom Brande war der Steinhaufen, auf welchem der Maxel die Steine der Sauerwiese zusammengetragen hatte. Auf demselben saß er nun, der kleine, braune, blatternarbige Maxel, und sah auf die Gluth hin, deren Hitze auf ihn herströmte. Er war halb angekleidet und hatte seinen schwarzen Sonntagsmantel, das einzige, was er gerettet, über sich gehüllt. Die Leute traten nicht zu ihm; mein Vater wollte ihm gerne ein Wort der Theilnahme und des Trostes sagen, aber er getraute sich auch nicht zu ihm. Der Maxel lehnte so da, daß wir meinten, jetzt und jetzt müsse er aufspringen und einen schreckbaren Fluch zum Himmel stoßen und sich dann in die Flammen stürzen.

Und endlich, als das Feuer nur mehr auf dem Erdengrund herumleckte und aus der Asche die kahle Mauer des Herdes aufstarrte, erhob sich der Maxel. Er schritt zur Glut hin, hob eine Kohle auf und zündete sich die Pfeife an.

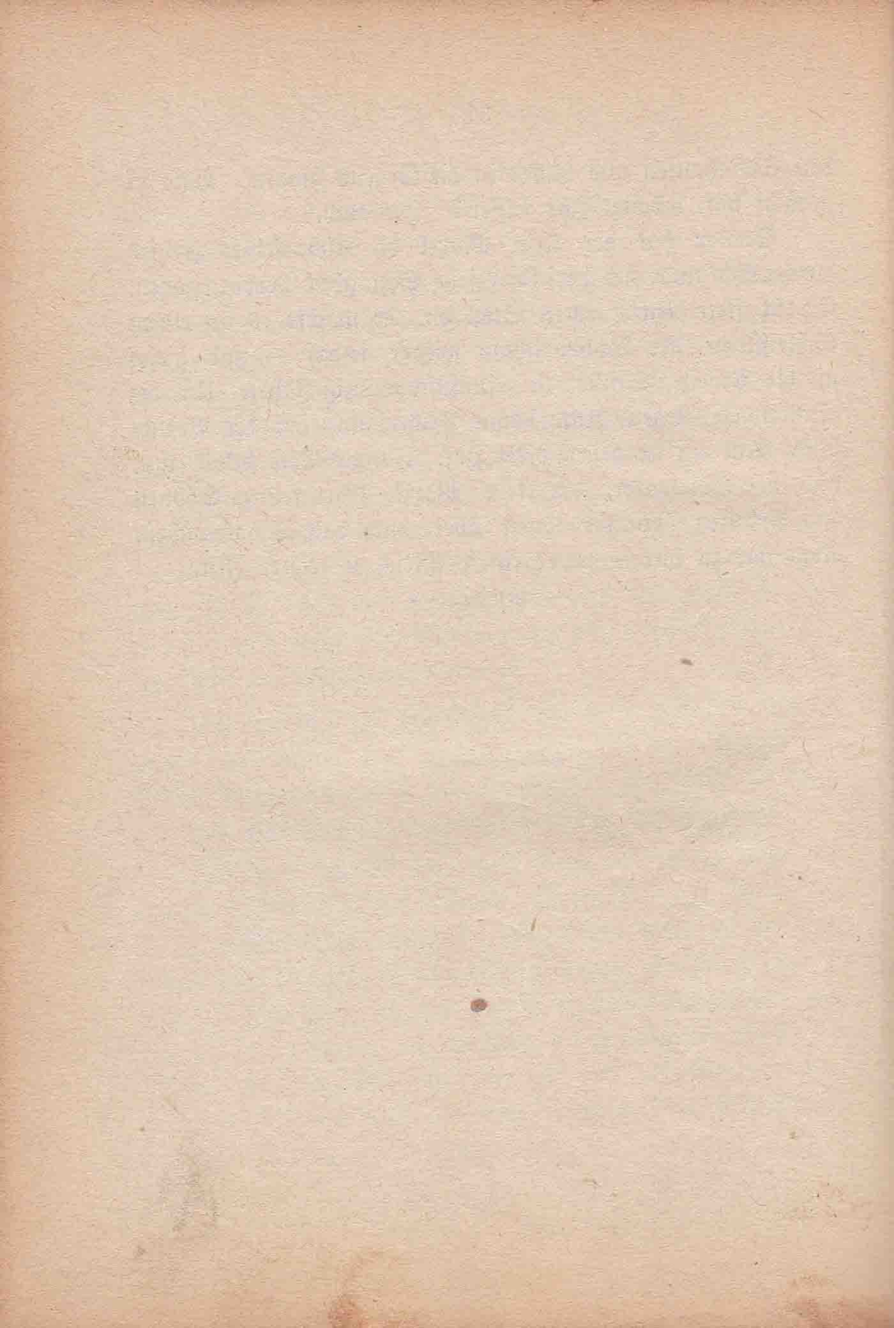
Ich war damals doch noch klein und konnte nicht viel denken. Aber an das erinnere ich mich: als ich in der Morgendämmerung den klein' Maxel vor seiner Brandstätte stehen sah, und wie er den blauen Rauch aus der Pfeife sog und von sich blies, da war mir in meiner Brust plötzlich heiß. Als ob ich es fühlte, wie mächtig der Mensch ist, um wieviel größer als sein Schicksal, und es für das Fatum keinen größeren Schimpf gäbe, als wenn man ihm in aller Seelenruhe Tabakrauch in die Larve bläst.

Und als die Pfeife brannte, setzte er sich wieder auf

den Steinhaufen und blickte in die Gegend hinaus. Was er gedacht hat, möchtet Ihr wissen? Ich auch.

Später hat der klein' Maxel die Asche seines Hauses durchwühlt und aus derselben sein Schlagbeil hervorgezogen. Er schaftete einen neuen Stiel an, er machte es an einem Schleifsteine der Nachbarschaft wieder scharf — und gieng an die Arbeit. Seither ist's fünfundzwanzig Jahre. Um die Sauerwiese liegen heute schöne Felder, und auf der Brandstätte steht ein neugegründeter Hof. Junges Volk belebt ihn, und der Hausvater, der klein' Maxel, lehrt seinen Söhnen das Arbeiten, erlaubt ihnen aber auch das Tabakrauchen. Nicht gar zu viel — aber ein Pfeiflein zu rechter Zeit.

— Ende. —



Der Hüttenmeister.

Eine Erzählung aus dem Bauernkriege.

Von R. Z.

Es war am Nachmittag des 29. April im Jahre 1525, als sich vor der Schmelzhütte zu St. Johann bei Ilfeld ein wunderlicher Zug einstellte: Auf einem Klepper saß ein Mann mit langem, grauem Barte; als Kopfbedeckung trug er ein kostbares Barett mit Reihenfedern geschmückt; um die Schultern trug er einen Sammetmantel mit Silberstickerei geschlagen, so daß er recht aussah wie ein Herr. Sobald aber der Wind den einen oder anderen Zipfel des Mantels zurückschlug, erblickte man unter demselben ein grobes Bauerngewand, zu welchem auch die hirschledernen Reiterstiefel nicht paßten, die der Mann trug. Die Beine hingen ihm schlaff an den Seiten des Pferdes herunter, und da die Steigbügel an dem ebenfalls kostbaren Sattel fehlten, so baumelten die Beine hin und her, sobald nur der Gaul sich rührte. Setzte er sich aber in Trab, so hockte der Reiter ängstlich vornüber auf den Hals des Thieres, so daß ein Jeder sofort merken konnte, der Alte müsse des Reitens nicht eben kundig sein. Eine Schaar von verlotterten Männern und Frauen zogen hinter dem Reiter her, zur Seite liefen neugierig Buben und Mädchen aus dem Dorfe mit. So oft sie schrieen: „He, seht den Pfeifer aus Walkenried!“ und in fröhliches Lachen über den Alten in seinem sonderbaren Aufzuge ausbrachen, stürzte das Lottervolk auf sie los, um dem Schreien Einhalt zu thun; aber die Kinder waren flinker, liefen ein Stück über die Grä-

ben und Felder und kehrten dann wieder zurück, worauf das Treiben von Neuem begann.

„Das Maul sollt ihr halten, verdammte Rangen," schrie plötzlich der Alte mit heiserer Stimme dazwischen. „Ich bin gekommen, um —"

„Ho, der Pfeifer von Walkenried!" jubelten die Kinder wieder, „der Mausemann! Wo hat er Mütze und Mantel her?"

Der Alte antwortete wieder schimpfend, und der Lärm wurde so groß, daß er das Hämmern und Brausen in der Schmelzhütte übertönte. Da öffnete sich der obere Theil der Thür derselben und eine Reihe neugieriger Köpfe guckte heraus.

Alsbald zog der Reiter ein zerknittert Stück Pergament aus dem schmutzigen Kittel, und trotzdem er dasselbe verkehrt in der Hand hielt, so daß die Schrift auf dem Kopfe stand, that er doch, als wäre er des Lesens kundig. Die Hüttenarbeiter, die selber weder lesen noch schreiben konnten, merkten die Täuschung nicht, nur der junge Kunze Dittleph, der vor Jahren bei einem Klosterbruder in seinen Freistunden das Schüreisen mit dem Griffel vertauscht hatte, konnte sich des Lächelns nicht erwehren. Es dauerte eine Weile, ehe sich der Sturm legte, denn sobald die Arbeiter den „versoffenen" Musikanten in der Herrenkleidung erkannt hatten, brach eine Fluth witziger und spitziger Bemerkungen über ihn herein.

„Bist Du Pfeiferkönig geworden, Barthel?" — „Er hat auch schon ein schönes Gefolge!" tönte es anderswo her. „Mausemann, Mausemann!" schrien die Kinder wieder. „So laßt ihn doch einmal reden", rief Kunze Dittleph.

Und mit einer unverwüstlichen Ruhe, als ob nichts vorgefallen wäre, begann Barthel, der Pfeifer: „So läßt Euch

verkünden Thomas Münzer, von Gottes Gnaden Retter und König der Unterdrückten, Herr zu Mühlhausen und Prophet des Allmächtigen. Die Fürsten und Herren der Welt sind die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei; nehmen alle Creaturen zum Eigenthum, die Fisch' im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden; Alles muß ihrer sein, sie schinden und schaben den armen Bauer und Handwerksmann, und wenn sich solch ein Armer am Geringsten vergreifet, so muß er hängen. Da sagt nun der Lügendoktor Luther Amen dazu. Ich aber will öffentlicher Feind sein allen Tyrannen, und wenn die Gewalt ihr Schwert zieht, so rückt auch Euer Schwert und stehet zu mir! Auch sind die Güter ungerecht vertheilet, also daß die Fürsten und Pfaffen Alles haben in Fülle, indeß die armen Leute darben müssen wider den Willen unseres Herrn Jesu Christi. Darumb so richtet einen Bund auf! Euch wird nichts widerfahren, sondern Euer einer soll tausend und zehntausend erwürgen, und seid unerschrocken und habt Glauben!" —

Ein wüstes Beifallsgejohle seiner Cumpane folgte den auswendig gesprochenen Worten des Alten, während die Arbeiter ohne ein Zeichen des Gefallens oder Mißfallens schwiegen.

„Und was soll das Alles, Pfeifer?" rief aus ihrer Mitte Heinrich Schenk, der Hüttenmeister. „Schämst Du Dich nicht um Deines alten Bartes willen, daß Du auch hierher kommst, das Volk zu verhetzen? Habt Ihr noch nicht genug gemordet und gebrannt ringsumher? Wen hast Du mit erschlagen helfen, daß Du so kostbare Kleidung trägst? Kehre um, hier ist Deines Bleibens nicht länger!"

Noch stand der Haufe unschlüssig, da trat ein Weib aus demselben hervor mit wirrem Haar und tiefliegenden Augen.

Um die abgezehrte Gestalt schlotterte ärmliche Kleidung, und mit gellender Stimme schrie sie dem Hüttenmeister entgegen: „Du, hüte Dich, Heinrich! Der Tag der Vergeltung ist gekommen. Um einen Hasen haben die Herren meinen Sohn zu Tode gepeitscht, aber ihrer keiner wird dem Gericht entgehen. Sonn' und Mond werden vom Himmel fallen. Halleluja! Der Tag des Herrn naht, schon ist der große Prophet erschienen!" Sie redete wie im Wahnsinn, ihre Augen funkelten, und scheu lauschte die Menge, sogar die Kinder hielten Ruhe, so daß die höhnischen Worte, die jetzt Barthel von seinem Klepper herunterschleuderte, Allen deutlich vernehmbar wurden:

„Und Ihr, gute Leute von St. Johann, laßt Euch weiter schinden und plagen, Herr Mützschefal, Euer freundlicher Klosterabt, hat schon wieder einen Zinstag ausgeschrieben! Da bringt ihm nur Hühner und Ferkel genug, daß er sich den Bauch mästen könne!" — Er schwenkte mit seinem Klepper und machte mit seinem Gefolge kehrt.

Im Abziehen sangen sie ein wildes Lied von des armen Mannes Noth, und noch lange tönte der Refrain herüber:

So häuwet (haut) sie, so stäupet sie,
So werft sie vor den Hunden!
Sie han an Leib und Gut genunk
Anitzt uns abgeschunden. —

Um den Frieden der St. Johanneshütte war es nunmehr geschehen. Obwohl Keiner dem Befehl des Hüttenmeisters Heinrich Schenk, wieder an die Arbeit zu gehen, offenen Widerstand entgegensetzte, so raunte man doch untereinander, der tolle Pfeifer habe allerdings Recht, denn der Abt von Ilfeld sei ein Menschenschinder und kein Diener des Herrn; eher ließe sich ein Stein als so ein Geizhals erweichen.

Wenn man dem eins versetzen könne, das wäre nicht mehr als billig. —

Nichts ist gefährlicher, als ein Verbot erlassen, von dem man nicht sicher weiß, daß ihm gehorcht wird. In der Uebereilung hatte der Hüttenmeister am Feierabend den Hüttenknechten den strengen Befehl gethan, sich fern zu halten von jeglichem Tumulte. Es hatte keiner dagegen gemurrt, bloß Kunze Dittleph wagte halblaut zu bemerken: „Das versteht sich von selbst, wir sind keine Aufrührer." Aber mit großer Schnelligkeit hatte sich in dem kleinen Orte herumgesprochen, was geschehen war, und während die Weiber ängstlich am Herd miteinander tuschelten, saßen die Männer, junge und alte, im „Rothen Hahnen" und hielten Umrede miteinander bei einem Kruge Nordhäuser Bier. „Es ist allerwärts Spektakel gewest," sagte Hans Herboth, „bloß Ihr in der Hütte wißt nichts davon, weil Euch der Alte als Kinder hält und nicht mehr zur Thür hinein läßt, als ihm für Euch gut scheint. War heute Morgen in Nordhausen und konnt kaum einen Ausschlupf durch ein Seitenpförtlein finden, denn sie haben die Thore verschlossen, aus Furcht vor den Aufständischen. Drunten in der güldenen Aue hat ein Haufe das Kloster Nikolausrode geplündert, und den Probst Holtegel würgen wollen. Den aber hat diesmal seine durstige Kehle gerettet; denn wie die Bauern eindringen, sitzt er in Urbach in der Schenke und zecht. Und da sie in der Probstei herumstänkern und ihn nicht finden, läuft die Köchin auf den Glockenthurm und fängt an Sturm zu läuten, hat es aber nicht lange gethan, weil die wüthenden Bauern sie am Klöpfel aufgehängt.

„Wie nun Herr Holtegel weinselig heimkommt, findet er keine Seelenruh, und der Schreck ist ihm so in die Glieder

gefahren, daß er schwer darniederliegt und bis jetzt noch nichts wieder getrunken hat." — „Geschieht dem Weinschlauch ganz recht," erwiderte einer darauf, „er soll sogar das Geld für die Seelenmessen verzecht haben." — „Und Himmelgarten," fuhr Hans Herboth fort, „dicht bei Nordhausen, haben sie auch rein ausgeplündert. In der Töpfergasse in Nordhausen lag vor dem Thor bei Hans Thuben ein ganzer großer Haufe dicker Bücher; das soll des Klosters Bücherei gewesen sein. Die hat er auf drei Wagen hereinfahren lassen, ehe die Bauern gekommen sind." — „In Walkenried," sagte Nickel Friedhart, „haben sie die Bücher und Urkunden den Pferden unter die Hufe geworfen, weil sie kein Stroh gehabt, da soll's schön aussehen." — „Ist ganz gut so," warf der alte Cyriax vom Ofen her dazwischen, „daß das alte Geschreibsel von der Welt kommt. Wovon kommen denn die Steuern und die Zinsen, die wir armen Leut' an die Klöster bezahlen müssen? Bloß von der Eselshaut; denn da stehen sie drauf geschrieben. Mützschefal hat in seiner Stuben einen ganzen Schrank voll solcher Schreiberei, und da darf ihm keiner dran. Wenn man das doch kriegen könnte und zu Staub und Asche verbrennen!" — „Ja, das wär' ein Vergnügen!" schallte es von vielen Stimmen durcheinander.

Während der Reden war die Thür leise geöffnet worden, nun schob sich vorsichtig ein Kopf durch den Thürspalt, und in heiseren Lauten rief es plötzlich dazwischen: „Das steht ganz in Euerm Belieben, Ihr Männer." Erschrocken fuhren alle auf. „Schaut den Pfeifer von Walkenried!" — „Aha", bemerkte Kunze Dittleph, „der ist im Dunkeln durch den Zaun gekrochen, weil er sich am Tage vor dem Hüttenmeister nicht 'reinwagt." — „Er soll's mir büßen," murrte der Pfeifer.

„Oho, Bartel," entgegnete Kunze, da sind wir auch noch da. Sprich von dem Alten sänftlich, sonst schlage ich Dir das Maul breit, daß Dir das Pfeifen vergeht." -- „Kriegst wohl das Töchterlein, die Käthe, dafür?" grinste der Pfeifer, „ah, ein feines Vögelein!" Blutroth im Gesicht fuhr Kunz von seinem Sitz auf, aber ebenso schnell bezwang er sich wieder und ließ den erhobenen Arm sinken. „Sei gut, Kunz", murmelte Barthel, „ich gönne sie Dir, wie Eurem Abt eine Tracht Prügel auf den fetten Buckel. — Ein Kännlein, Herr Wirth, der Zeinschinger (Ziegenschinder, im Frühjahr am Südharz wehender Ostwind), trocknet einem die Zunge aus." Er warf seinen Sammetmantel in die Ecke am Ofen und hockte auf der Bank nieder. „Schöner Mantel das," bemerkte Hans Herboth. „Freilich," lachte der Pfeifer, „heute Morgen trug ihn noch ein Junker, der sicherlich nicht daran gedacht hat, daß der Pfeifer ihn zu Mittag umhängen würde: Kommt das Herrlein von Klettenberg herüber, und wie wir da im Grase am Walperstieg liegen, hält er mit einem Male vor uns. ‚Jungherre', sag' ich, ‚steigt ein wenig herunter vom Roß und haltet einen Trunk mit uns, 's ist alter Klosterwein!" Da hatte er trutzige Reden, und gleich flog seinem Thier auch ein Bolzen an den Hals, daß es umfiel wie ein Kartenhaus. Dabei quetschte sich das Herrlein den rechten Fuß, und da habe ich ihm Stiefel und Mantel abgezogen und ihn aus christlicher Barmherzigkeit in's Gras gebettet, daneben auch ein Fläschlein Rothen gestellt und einen Boten zum Herrn Grafen nach Klettenberg geschickt, sein Enkelein, oder was es ist, habe sich den Fuß verstaucht und liege im grünen Grase am Wald beim Walperstiege. Meine Cumpane hätten ihn gewiß todtgeschlagen," setzte er ernst werdend

hinzu, „wenn ich nicht diese Fürsprache für ihn gethan hätte.“

Indem brachte der Wirth das Bier, und der Pfeifer that einen tiefen Zug. Dann nickte er dem Wirth zu: „Guter Trank, aber klein Gemäß, Herr Knappab! Ihr wollt den Ueberschuß zum Löschen brauchen, wenn sie Euch den rothen Hahn auf Euren ‚rothen Hahnen‘ setzen?“

Der Wirth wurde bleich. „Ihr seid ja Alle so still geworden,“ fuhr er fort. Indem wollte Kunze aufbrechen. „Bleib, Kunz“, sagte er gutmüthig, „ich weiß Dir auch ein schönes Tränklein von neunerlei Kraut; ist gut, eines Mägdleins Lieb zu erwerbeu.“

Die Anderen fingen an zu lächeln. „Wir haben noch miteinander zu reden, Kunz, Alle zusammen. Meister Knappab, habt Ihr noch ein Fäßlein, von dem Bier; aber gut gemessen?“

Der Wirth sprang davon.

„Ihr seid guter Laune,“ sagte Hans Herboth.

„Da habt Ihr Recht, Hans, die Brosamen fallen für uns arme Vögelein jetzt reichlich von der Herren Tisch. So wollen wir auch unserm Vater im Himmel ein Liedlein zum Dank dafür singen.“ Er zog aus dem Wams ein Instrument mit neun Saiten hervor, ähnlich einer Zither, und fuhr mit dem Finger darüber. Und plötzlich stimmte er an mit einem Wohllaut, den man von der heiseren Stimme gar nicht erwartet hätte:

Es fuhr ein Gräflein über Land
Und ließ sein Weib allein,
Da trat zu ihr ein schmucker Fant,
Des Grafen Knapp’, herein.
„Ach, lieber Knab’, wie bist du warm,

Wie bist du jung und schön!
Herein in meine weißen Arm',
Ich laß den Alten gehn" — Juchhei!
„Ich laß den Alten gehn."

Und als das Gräflein wieder kam,
Da zog sie schief das Maul:
„Wie ist der Alte krumm und lahm
Und, lieber Gott, wie faul!
Ach, Knabe, lieber Knabe mein,
Säß ich auf deinem Schooß,
Dein Weibchen möcht' ich lieber sein
Und gern den Alten los" — Juchhei!
„Und gern den Alten los."

Da ritt geschwind auf gutem Roß
Der Knapp' ins Land hinein.
„Da droben steht ein schönes Schloß,
Ihr dummen Bäuerlein!
Im Keller liegt manch edles Faß
Und in der Küch' ein Hirsch;
Es schmeckt der Wein zum Braten baß.
Wohlauf zur Grafenpirsch!„ — Juchhei!
„Wohlauf zur Grafenpirsch!"

Der Hahn sang schon die Mitternacht,
Da stund am Thor der Hauf.
„Herr Graf, Herr Graf! Erwacht, erwacht!
Die Bauern sind's, wacht auf!"
Da fuhr dem Herr der Schreck in Leib:
„Ach, ich bin schwach und alt!
Nehmt hin mein Schloß, nehmt hin mein Weib,
Nur thut mir nicht Gewalt!" — O weh!
„Nur thut mir nicht Gewalt!"

Ahi! Nun wird das Leben frisch!
Der Knecht ist frei, die Magd.
Den Bauer letzten Wein und Fisch,

Und ſein iſt Holz und Jagd.
Der Alte liegt im Kloſter warm
Und ſingt Kyrieleis,
Und ihrem Knappen liegt im Arm
Die Gräfin lilienweiß. — Juchhei!
Die Gräfin lilienweiß.

Indeß hatte der Wirth das Fäßlein herbeigebracht und leis ab- und zugehend die Gläſer gefüllt. Der Pfeifer ſchloß ſein Lied mit einem Jauchzer, und von der fröhlichen Weiſe hingeriſſen, ſtimmten die Arbeitsmänner, denen ein ſolcher Trunk zur Wochenzeit ſelten geboten ward, mit ein.

„Trink, Kunz!“ rief der Pfeifer Kunze Dittleph zu, der finſter dageſeſſen und ſein Glas unberührt gelaſſen hatte. „Es iſt ehrlich verdient und klebt kein Blut daran. Der Herr Graf von Klettenberg hat mir fürſtlich gedankt, daß ich ſeines Freundes Sohn ſänftlich behütete, und Wams und Barett ſind mein noch dazu. Es muß Alles verſoffen ſein!“ ſetzte er halb ſingend hinzu, „aber Prü el muß der Pfaff doch haben, denn vergeſſen werde ich ihm nicht, daß er mich vor zehn Jahren hat ſtäupen laſſen, weil ich zur Kirchmeß ein Schelmenlied auf ihn geſungen. Wer thut einen Schlag mit auf Eures Abtes Mützſchefals feiſten Rücken?“

„Ich“ — „ich“ — ſchrieen ihm Mehrere zu, „er hat uns geplagt genug mit Frohndienſt und Rauchhuhn.“

„Und Du nicht, Kunze?“ fing der Pfeifer an zu necken.

„Er darf nicht“, ſchallte es ſtichelnd von der anderen Ecke des Tiſches, „ſonſt fällt er bei dem Alten in Ungnade.“

„Ihr redet Unſinn“, warf Kunze ruhig ein.

„Wetten, daß Du Dich nicht trauſt?“ ſchrie Hans Herboth, „und bloß der Kathrin' wegen.“

„Deßwegen nun gerade nicht“, antwortete Kunze, der

anfing, erhitzt zu werden, „sondern um Unglück zu verhüten, werde ich mitkommen, denn Ihr seid wüste Gesellen, — und daß Ihr meinem alten Lehrmeister nichts zu Leide thut!“

„Es gilt nur dem Mützschefal“, beschwichtigte der Pfeifer und setzte nun seinen aufgeregten Zuhörern auseinander, wie man es anfangen müsse, um morgen Abend im Halbdunkel das Kloster stürmen zu können. Er wolle mit seinem Haufen, den er in Nieder-Sachswerfen, kaum eine Stunde von hier, nächtigen lasse, Nachmittag einziehen in Ilfeld und das Werk in Gang bringen.

„Aber die Zins- und Frohnrollen müssen verbrannt werden“, lallte manchmal der alte Cyriax vom Ofen her dazwischen.

„Jawohl, Cyriax, schlaf nur!“ — —

Es war mittlerweile spät geworden. Die enge Stube war voll erstickender Hitze, denn der Wirth hatte tapfer eingeheizt nach dem alten Wirthsbrauch, daß brave Zecher gern warm sitzen. Es war ein Bild zum Malen: Die rußigen Hüttenmänner, dazwischen der rothnasige Spielmann und der immer wieder einschenkende Wirth. Alles düster beleuchtet vom qualmenden Lichte zweier Kienspäne, die an der Wand befestigt waren.

Jetzt erhoben sich endlich die Männer schwer, und einer nach dem anderen taumelte hinaus bis auf Kunze Dittleph.

„Und was habt Ihr für Zweck dabei, Pfeifer?“ forschte der junge Mann, als der letzte seiner Genossen hinausgegangen war.

„Keinen, Söhnlein, als Euch ein Amulet zu geben.“ Es war eine Kapsel von Eichenholz, die er aus der Brusttasche zog, sie hing an einer rothseidenen Schnur. „Nehmt es!“

drängte der Pfeifer, „es ist nicht aus Galgenholz geschnitten; weit her von Osten hat's Einer mitgebracht von den Türken." Er öffnete die Kapsel. Ein zierlich kleines Fläschchen wurde darin sichtbar. Er zog einen winzigen Glaspfropfen von der Oeffnung, und ein starker Rosengeruch duftete durch das Zimmer. „Thut einen Tropfen Eures Blutes hinzu, und sie kann nicht von Euch lassen!" murmelte er geheimnißvoll und drückte die Kapsel dem jungen Mann in die Hand, der sie scheu und zögernd einsteckte. Dann faßte er ihn vertraulich unter und schob mit ihm zur Thür hinaus.

Draußen heulte der Wind schauerlich durch die Bäume, und dunkle, halbzerrissene Wolken huschten über den Mond hin. „Morgen reiten die Hexen nach dem Blocksberg, da ist aller Zauber frei", raunte der listige Spielmann dem halbverwirrten Kunze noch einmal zu und ging dann den Heerweg hinunter nach Sachswerfen zu.

In der Johanneshütte, die dicht am Wege liegt, war noch Licht. „Dich krieg' ich doch unter, alter Eisenkopf", murmelte der Pfeifer in sich, dann stieß er einen eigenthümlichen Pfiff aus, und aus dem Graben zu beiden Seiten des Weges tauchten Gestalten auf, die auf ihn zueilten und mit ihm im Dunkel der Nacht verschwanden.

Droben aber saß in seinem Gemach Heinrich Schenk, der Hüttenmeister, am Eichentisch und neben ihm sein Töchterlein Käthe.

„Es ist schon spät, Kind, wir wollen zur Ruhe gehen! Aber lies mir's erst noch einmal vor, ob Alles seine Richtigkeit hat!" Käthe hatte vor sich ein großes Blatt groben gelblichen Papieres und begann:

„Hochgeborener, edler Herr,
Durchläuchtigster Grafe!“

Gehorsamlich zu vermelden, daß überall im Lande grauliche Dinge geschehen sind, und kann meine Leute kaum noch im Zaume halten, dieweilen sich der Aufruhr verbreitet wie die Pest. War allhier heut der Pfeifer von Walkenried mit allerlei Volk und dräueten dem Abt viel Böses an. Euer fürstliche Gnaden wolle rüstig Reiter in Eile hierher senden, sunsten geht Alles drunter und drüber! Nota: Der dies bringet ist zuverlässig, aber schicket schnell! Noch eine Nota: Es ist Mangel an Erz in der Schmelzhütte, brauchen drei neue Fuder. Eilet aber nicht so als die Reiter. Dies hat geschrieben meine leibliche Tochter, die Käth', ist aber nach meinem Willen gesetzt. Wenn alles wanket, getreu Heinrich Schenk der Hüttenmeister von St. Johann.“

Wenn auch Pater Wolfgang seinem Abt Mützschefal nicht gerade freundlich gesinnt war, so hielt er es doch für seine Pflicht, dem Oberhirten des Klosters von der ihm auf so eigenartige Weise zugekommenen Nachricht Mittheilung zu machen. Der Abt zweifelte keinen Augenblick an der Richtigkeit derselben, und da er in Erwartung eines kommenden Ueber falles, weil er wußte, daß ihm die Leute nicht eben hold waren, schon die Dokumente und Kostbarkeiten des Klosters seit Beginn der Bauernunruhen zusammengepackt hatte, so schlug er schon in früher Morgenstunde durch das Hinterpförtlein des Klosters den Weg in das einsame Ilfelder Thal ein, um von da aus auf Seitenwegen durch den Wald nach der Burg Hohnstein zu gelangen. Zwei starke Pferde, von Mönchen geführt, trugen in schweren Packen des Klosters Habseligkeiten. Langsam keuchte der dicke Abt die steilen Bergpfade hinan, aber größer

als die Mühseligkeit des Weges war seine Freude, den Bauern entronnen zu sein und auf dem Hohnstein ein sicheres Asil zu finden, denn die stark befestigte Burg, nur eine Stunde südöstlich von Ilfeld gelegen, war bald von den flüchtenden Mönchen erreicht.

Der vom Grafen von Stolberg eingesetzte Burgvogt hieß den Abt sammt seinen Begleitern willkommen, da er wußte, daß derselbe bei seinem Herrn nicht ohne Einfluß war. Zugleich zog er die Brücke auf und setzte alles in den gehörigen Vertheidigungszustand für den Fall, daß die Rebellen auch dem Hohnstein einen Besuch abzustatten gedächten. Seine Vorsicht war nicht umsonst: Ein Waldläufer hatte den geistlichen Herrn unterwegs gesehen und sofort die Nachricht von der Flucht desselben nach Ilfeld gebracht.

Alsbald sammelte sich in aller Frühe ein Haufe von Weibern und Kindern vor dem Kloster und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Der alte Cyriax aber, der die ganze Nacht hindurch von der Frohn- und Zinsrolle geträumt, schickte flugs sein barfüßiges Enkelein gen Niedersachswerfen an den Pfeifer, er solle kommen, es wäre die höchste Zeit, da Viele sagten, Mützschefal sei mit Sack und Pack aus dem Kloster entwichen.

Die Botschaft verfehlte ihre Wirkung nicht. In hellen Haufen kam das Lottervolk auf der Heerstraße daher, und wieder schauten die Hüttenmänner neugierig zur Thür heraus, da sie das Geräusch der Heranziehenden vernahmen.

„Nun auf, ihr Mannen!“ schrie ihnen der Pfeifer entgegen, „Ihr seid mir auch die Rechten, daß Ihr das Vögelein ungerupft habt davon ziehen lassen.“

„Bist Du schon wieder hier, Barthel? Meine Leute

haben nichts mit Dir zu schaffen, schere Dich Deines Wegs!“ entgegnete der Hüttenmeister.

„Oho, Herr Hüttenmeister“, erwiederte der Pfeifer. „Meint Ihr den Willen von zwanzig Männern nach Eurem zu zwingen?“

Ein Rühren und Murren begann unter den Hüttenleuten.

„Oeffnet die Thür“, befahl der Hüttenmeister, „und treibt den Pfeifer mit seinem Heer zurück!“

Im Nu ergriffen die nervigen Fäuste die am Boden liegenden Schüreisen und eilten hinaus — um sich dem Haufen anzuschließen, von dem sie mit Beifallsgeschrei empfangen wurden.

Wie versteinert sah Heinrich Schenk den Ungehorsam seiner Leute, aber rasch entschlossen sprang er hinaus, um den ersten Besten beim Kragen zu fassen. „Laßt ihn los, Meister!“ begann Kunze Dittleph gutmüthig, „es ist ja nur, um dem Mützschefal den Buckel einmal auszuklopfen, er hat's verdient am ganzen Dorf.“

Aber der Alte, durch den Widerspruch erbittert, fuhr Kunze streng an: „Was erfrechst Du Dich, Knabe? Um Deiner Jugend willen will ich Dir nicht anrechnen, was Du geredet; und Euch Andern gebiete ich bei Strafe eines halben Tagelohnes, alsbald zur Arbeit zu gehen!“

Ein Murren, stärker denn zuvor, erhob sich.

„Und das läßt Ihr Euch bieten?“ höhnte der Pfeifer. „Ihr Männer, das ist ja ein Tyrann, ärger als Mützschefal!“

„Mützschefal, Mützschefal!“ heulte das Volk und drängte zum Weitergehen. Doch schon trat Heinrich Schenk mitten hinein und gerade auf Kunze Dittleph zu, da er wußte, welchen Einfluß derselbe trotz seiner Jugend auf die übrigen Hüttenarbeiter hatte.

„Ist das Deine Treue Kunz, mit der Du sonst zu mir gehalten?“

Der junge Mann wandte sich unentschlossen ab. In diesem Augenblicke erschien in der Thür der Schmelzhütte des Alten Tochter und schrie mit dem Ausdruck des tiefsten Schreckens: „Vater, Vater!“, da sie die Beiden drohend einander gegenüber stehen sah. Der Hüttenmeister streckte den Arm nach Kunze aus, um ihn zurück zu halten; aber die Menge, die dem Wortwechsel zu fern stand, um ihn zu verstehen, deutete die Bewegung falsch und begann eine drohende Haltung anzunehmen. Indeß war Käthe herbeigeeilt, um den Vater zurückzuziehen. Todtenblaß starrte sie Kunzen an, und was der Vater nicht vermocht, hätte in diesem Augenblick die Tochter gekonnt, wenn nicht gerade jetzt der spöttische Ruf erschollen wäre: „Nun muß er bleiben, nun muß er, er mag wollen oder nicht!“ Käthe wandte sich purpurroth zurück, der Vater folgte ihr, und Kunz wurde von der Menge mit fortgerissen.

Der Hüttenmeister sah düster und vor sich hin murmelnd dem Zuge nach; dann wandte er sich an seine Tochter: „Siehst Du, Käthe, Du hattest Dich getäuscht in Kunze Dittleph, schade, schade!“

Dem Mädchen rollten die Thränen über die Wangen.

„Aber der Brief muß fort und sogleich“, redete er weiter vor sich hin.. Er überlegte einen Augenblick. „Getraust Du Dich, den Vormittag allein Haus zu halten, Käthe?“

„Ach, wer sollte mir etwas zu Leide thun, Vater?“

„Gut, ich werde den Brief selbst hinübertragen und, wenn es geht, mein Anliegen mündlich anbringen.“

„Um Gott, Vater!“

„Und wer soll denn mir was zu Leide thun, Käthe? Nein, nein, gieb den Bergstock her und die Pelzkappe, der Wind weht scharf.“ Und so ging er davon.

Beklommenen Herzens sah ihm Käthe nach. Schwere Gedanken zogen durch ihre Seele, und angstvoll lauschte sie hinüber nach dem Kloster, von wo manchmal verworrener Klang herüber schallte.

Als der Haufen vor dem Kloster angekommen, stand schon der Cyriax da, um dem Pfeifer zu wiederholen, was er ihm schon hatte sagen lassen. „Mützschefal, Mützschefal!“ heulte die ungeduldige Menge.

„Er ist entflohen mit Sack und Pack“, schrie der Pfeifer hinein. Ein Geschrei der Wuth erfolgte. „So steckt das Nest in Brand.“ Und schon drängten sich die Ersten dem Eingang des Klosters zu, da ertönte Kunzens helle Stimme: „Her zu mir, ihr Männer von St. Johann!“ Und im nächsten Augenblicke stand er schon mit seinen Genossen an der Pforte.

„Gebietet Ruhe, Barthel!“ rief er dem Pfeifer zu.

„Es geht nicht, Kunz.“

„So schlag' ich den Ersten nieder, der wagt, hier einzutreten.“

Indem wankte der alte Pater Wolfgang herbei, halb todt vor Schrecken. „Schütz' uns, Kunz, er ist fort!“

Beim Anblick des Mönches drängte der Haufen stärker heran. „Wohin, wohin, guter Vater?“

„Nach dem Hohnstein, Kunz! Lieber Gott, daß ich das erleben muß auf meine alten Tage!“

„Nach dem Hohnstein ist er, Barthel“, rief Kunz durch

das Geheul dem Pfeifer zu, und alsbald erscholl überall das Geschrei: „Nach dem Hohnstein, nach dem Hohnstein!“

Der Haufe schlug durch eine Seitenstraße des Dorfes johlend und jauchzend den Weg nach dem Waldrand ein, welcher in einer Stunde über Wiegersdorf nach der Burg führt. Wesentlich verstärkt durch die Hüttenmänner und Bauern des Dorfes, welche sich mit Heugabeln und Dreschflegeln bewaffnet hatten, schlängelte sich der abenteuerliche Zug durch die Felder nach dem Flecken Neustadt, über dem auf steilabfallenden Porphyrkegel der Hohnstein liegt. Nur von der Südseite her kann man auf schmalem Pfade hinauf gelangen. Es war mehr der Wunsch, den verhaßten Abt einmal in Verlegenheit zu bringen, als einen öffentlichen Auflauf zu machen, welcher die Menge zur Einschließung der Burg bewog, denn selbst Weiber und Kinder zogen mit, und die meisten Anderen waren ohne Vertheidigungs- und Angriffswaffe. Aber schrecklich hallte das Geschrei durch den Wald, und da das Gestrüpp und Unterholz um den Bergkegel einen freien Umblick nicht gestattete, so konnte es den Vertheidigern der Burg erscheinen, als kämen Tausende und Abertausende herangezogen. Dies war wohl der Grund, weßhalb der Burgvogt, da die Besatzung nur gering war, sich in Unterhandlungen mit den Anfrührern einließ und nach langem Hin und Her in die Herausgabe der Kostbarkeiten ohne den Flüchtling willigte. Es wäre auch um das Leben desselben geschehen gewesen denn mit welchem Hohngeschrei wurde der geistliche Herr empfangen, als er auf der Zugbrücke erschien und Stück für Stück der ganzen Herrlichkeit dem Pfeifer übergeben mußte! Unter ungeheurem Jubel nahm er endlich das Inful (Amtshut) vom Haupte und entäußerte sich des silbernen Amtsstabes

und stand so der wüthenden Menge gegenüber, die trotz Burgvogt und Mannen und trotz vorheriger Abmachung über ihn hergefallen wäre, wenn nicht die Hüttenmänner mit ihren Schüreisen gleichsam einen eisernen Ring um den Schutzlosen gebildet hätten.

Nun zog der Haufe mit Sing und Sang wieder hinunter nach Neustadt, voran der Pfeifer, der, das Inful auf dem Haupte und den silbernen Stab in der Hand, das Gebahren eines Abtes während einer Amtshandlung unter dem Gelächter der Menge nachäffte. Unten wurde der Raub an Geld und Gut vertheilt, indem man die goldeuen und silbernen Gefässe zerschlug oder in Stücke zerbrach. Nach vollbrachter That begann nun ein Essen und Trinken, an dem Jung und Alt theilnahm.

Die Weltgeschichte hat gezeigt, daß bisher der Hunger der Vater jeder Revolution war. Die drückende Lage der niederen Bevölkerung hatte sie auch in jener Zeit empfänglich gemacht für Umsturzideen. Nun die meisten für das Geld, welches ihnen der Handelsjude gegen die Gold- und Silberstücke eingetauscht, in einem ihnen sonst ganz unbekannten Ueberflusse geschwelgt, kam mit dem Jammer in Folge des übermäßigen Genusses auch die Reue. Manches Bäuerlein schlich bei einbrechender Dunkelheit davon, und nur das Lottervolk blieb zurück, welches im Trubel nichts zu verlieren hat und nur gewinnen kann.

Einer wäre vor allen gerne heimgekehrt, das war Kunze Dittleph. Während der Pfeifer am Wachtfeuer vor dem Rathshause der zechenden Menge ein Schelmenlied nach dem anderen sang, flogen seine Gedanken hinüber zu Käthe. In der Nacht vom 30. April zum 1. Mai ziehen nach dem Volks-

glauben die Hexen nach dem Blocksberg. Da haben die jungen Burschen in jedem Dorfe ihren Spaß, indem sie den Mädchen, die keiner gern leiden mag, Dornwellen oder Steckenpferde aus Weidenruthen und altem Zeug, plump gebildet, nächtlicherweile vor die Hausthür setzen, um ihnen anzudeuten, daß sie darauf nach dem Brocken reiten möchten, weil sie unliebenswürdige Hexen wären. Wer aber ein braves Feinsliebchen hat, der bindet wohl ein Blumensträußchen an die Thür und versteckt ein Verslein darin; und was für ein niedliches Verschen hatte sich der schriftgelehrte Kunz aufgeschrieben, das er einmal gehört hatte irgendwo. Wie er es so wieder vor sich hersagte, übermannte ihn ein mächtiges Gefühl; er sprang auf und wollte davonstürmen.

„Halt, Kunz!", schrie es von allen Seiten, „hier bleiben!"

„Ich mag nicht, hab' euer Treiben satt genug. wär' ich doch daheim geblieben!"

„Nichts da! Mitgefangen, mitgehangen! Kunz soll unser Hauptmann sein."

„Bleib' hier mit Deinen Leuten", flüsterte ihm der Pfeifer zu, „ich kann die Menge nicht mehr bändigen, aber vor Dir haben sie gewaltigen Respekt."

„Es lebe Kunze Dittleph!" schallte es wieder rings herum, und die Hüttenmänner umdrängten ihn.

„Thu's, Kunz", redete Hans Herboth zu, „die Neustädter fürchten Mord und Brand, „denn wilde Burschen sind unter dem Volk; nur bis morgen früh, Kunz, dann ziehen wir heim."

Noch ehe sich Kunz recht besinnen konnte, strömte von allen Seiten das Volk dicht an das Feuer und schrie: „So thu' uns den Eid, Hauptmann!" Der Pfeifer zog mit einem Stock einen Kreis auf dem Boden, führte Kunz hinein, hob

ihm die Rechte hoch und sagte ihm einen Spruch, den Kunz, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, mechanisch nachsprach:

„Zum Hauptmann habt Ihr mich gemacht,
So wirk' ich Frieden für diese Nacht,
Ein Fried' dem Feuer auf dem Herd,
Ein Fried' dem Kriegsknecht auf feuchter Erd',
Einen Frieden über Trommel und Speer
Und über das ganze Lager her.
Und wer des Hauptmanns Frieden bricht,
Der soll es büßen an Leib und Leben
Vor meiner Schwertgesellen Gericht!
Deß wolle der Herr seinen Segen geben!"

Nun trat plötzlich Stille ein, und der Haufe, der eben noch getobt, suchte Ruhe und ein Lager, wo er es in den Straßen des Ortes fand, in einer Thürnische oder hinter dem Gartenzaun.

Indeß vertheilte Kunz die Hüttenmänner an die Eingänge des Städtleins, gab eine Loosung aus und setzte sich zu Füßen des Roland an das Wachtfeuer vor dem Rathshaus; denn die Nacht war schaurig und kalt. Aber er fand keinen Frieden, hin und her wälzten sich ihm im Hirn die Gedanken, und oftmals seufzend, starrte er in die knisternden Brände. Was sollte Käthe von ihm denken, was der alte Hüttenmeister? Fort konnte er nicht mehr, um ihr ein Liebeszeichen in dieser bedeutungsvollen Nacht zu geben. Und vielleicht wartete sie darauf. Mit einem plötzlichen Entschlusse rüttelte er den Pfeifer auf. „Schaff' mir einen Boten, Barthel!"

„Wie, einen Boten zur Nacht, und wohin?"

„Nach Ilfeld, Barthel, es muß sein."

Der Pfeifer lächelte. „Unser Hauptmann kann thun und lassen, was er will." Er stand auf und kehrte nach

wenigen Minuten mit einem halbwüchsigen Burschen zurück.

„Weißt Du die Schmelzhütte in Ilfeld?“ redete ihn Kunz an. Der Bursche nickte.

„So geh' hin und hänge dies irgendwo an die Hausthür!“ Kunz zog ein Päckchen hervor, um welches ein Faden derart geschlungen war, daß das Ende desselben eine Schleife bildete.

„Wann kannst Du wieder hier sein?“

„In vier Stunden, Hauptmann“, fiel der Pfeifer ein. „Hurtig, Bursche! Wenn Du zu den Wachen am Thor das Wörtlein „Kunz“ sagst, so lassen sie Dich aus und wieder ein.“

Schon war der Bote im Dunkel der Nacht verschwunden, als Kunz fragte: „W r ist der Junge?“

„Meiner verstorbenen Schwester Sohn, ich hab' mich seiner erbarmt.“

„Da ist er in gute Zucht gekommen, Barthel!“ Der Pfeifer hüllte sich grinsend in seinen seidenen Mantel ein und legte sich am Feuer nieder, während Kunz hockend hineinstarrte. —

Den ganzen Nachmittag hindurch hatte Käthe auf die Rückkehr des Vaters gewartet, schon dämmerte der Abend, und er war noch nicht zurück. Unten auf der Straße ritten die Kinder auf abgeschälten Weidenstöcken wie auf Steckenpferden herum, und machten mit Kreide drei Kreuze an die Thüren der Gehöfte oder, wenn es anging, auf die Rücken der Vorübergehenden. Aber auch der Kinderlärm verstummte, und mit steigender Angst lauschte Käthe hinaus in die Nacht. Horch! Nahten da nicht Schritte? Nein, nein, es war der Wind, der an den Fensterladen rüttelte. Und wieder lauschte sie, und keiner kam. Was anfangen, so allein und mit solchen Gedanken? Wer sollte ihr Rath und Trost spenden? Da stieg es in ihr auf: Du gehst zu Pater Wolfgang! Aber es

ist Nacht, und bis zum Kloster hin eine ziemliche Strecke Wegs. Doch das Verlangen, sich mit Jemand auszusprechen, ist stärker als die mädchenhafte Furcht. Und nun huscht sie hinaus, und athemlos steht sie vor dem Kloster. Alles zu und verrammelt! Halt, dort schimmert ein Lichtlein aus einer Zelle! Gott sei Dank, es ist bei Pater Wolfgang. „Vater Wolfgang!"

Das Fensterchen öffnet sich. „Wer ist da?"

„Ich bin es, Vater Wolfgang, Käthe Schenck. Ich weiß mir nicht mehr zu rathen und zu helfen. Laßt mich ein!"

„Es geht nicht, Kind, es ist alles fest verschlossen. Jesus Maria, was willst Du so spät, was ist denn geschehen?"

„Ach Gott, der Vater ist heute Morgen, wie sie das Kloster stürmen wollten, zum Herrn Grafen von Stolberg gegangen, um Hülfe zu holen, und wollte schon Mittag wieder da sein, und ich warte immer noch auf ihn. Der böse Kunze Dittleph ist mit den Aufrührern mitgezogen."

„Ich weiß es wohl, Kind; aber wenn er nicht wäre, hätten sie uns das Haus angebrannt. Der alte Cyriax ist heute gegen Abend wieder vom Hohnstein gekommen, und hat mir erzählt, daß sie den Kunz zum Hauptmann gemacht haben. Es ist ganz gut so, da kann er Unglück verhüten, denn er ist ein braver Gesell, und sie haben ihn gern."

„Allen Heiligen Dank!" flüsterte das Mädchen vor sich hin. „Aber der Vater?"

„Beruhige Dich! Der wird morgen auch wieder kommen. Der Herr Graf wird ihn nicht fortgelassen haben, da die Gegend überall unsicher ist. Morgen wird er gewiß mit den Reisigen selbst kommen."

„Ihr meint also, ich könne unbesorgt sein?"

„Allerdings Käthe, geh' in Frieden!"

„Gute Nacht!“ und ängstlich wie ein Reh huschte sie wieder davon. Schon ist sie an der Hütte und schließt die Thür auf. Da, was hängt hier am Schlosse? Mit zitternden Fingern nahm sie das Päcklein und löste oben im Stübchen den Faden. Aus ihrer Umhüllung fiel die Kapsel heraus, die der Spielmann Kunzen gestern Abend im „Rothen Hahnen“ geschenkt. Mit einem Schrei der Ueberraschung ließ sie das sonderbare Ding durch die Hände gleiten, und plötzlich sprang es auf und theilte sich in zwei Hälften. Ein Fläschlein lag darin, umwickelt mit einem Streifen Papier. Darauf stand geschrieben, sie erkannte sofort an den Zügen von wem:

„Ich bin dein, du bist mein,
Deß sollst du gewiß sein!
Du bist verschlossen
In meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein,
Nun mußt du immer drinne sein.“

Ein Strahl der Freude zuckte über ihr Antlitz. Sie setzte sich in des Vaters Lehnstuhl am Fenster, und mit der Liebesbotschaft in der Hand wartete sie auf den Vater und schlummerte ein trotz ihres unruhvollen Herzens.

Aber Heinrich Schenck kam nicht, weder diese Nacht, noch den nächsten Tag. Warum nicht? Er war am Morgen quer durch den Wald hinüber gewandert nach Stolberg in der frohen Hoffnung, daß er Nachmittags mit einer Anzahl Gewappneter zur Aufrechterhaltung der Ordnung zurückkehren werde. Aber was für ein Schauspiel mußte er erleben! Graf Botho von Stolberg hatte als Geheimrath des Erzbischofs von Magdeburg in guter Ruh auf einem Berathungstage in Kalbe gesessen, als ihm die Nachricht von dem bösen Aufruhr in seinem Lande kam. Alsbald sattelte er sein Roß und kam

just mit seinem Hüttenmeister zur selben Zeit auf seinem Schlosse an. Dort fand er einen Haufen von etwa 300 Bauern vor, die von ihm verlangten, er solle etliche Artikel geloben. Das versprach er denn auch. Herr Botho war ein mildiglicher Mann und wohl beliebt bei seinen Unterthanen nnd glaubte, der Haufe würde damit zufrieden sein; aber er irrte sich. Sie bewachten ihn nachtüber in seinem Schlosse wie einen Gefangenen. Da wurde ihm bänglich zu Muthe, und er entwich am frühen Morgen über die Schloßmauer. Sein Leibjäger brachte ihm zwei Rosse nach, und so ritt er gen Wernigerode, um bei seinem Vetter Hülfe zu holen. Wie die Bauern merkten, daß sie überlistet waren, ergriffen sie mehrere seiner Diener als Geiseln und unter ihnen den Hüttenmeister. Der mußte sich wohl oder übel fügen; und da man wußte, daß ein Theil des Hauptheeres der Rebellen sich in der Nähe des Klosters Walkenried befand, so beschloß man, ihn dorthin zu bringen.

Vier Mann aus dem Haufen übernahmen das Geschäft und schlugen den Weg über Neustadt nach Walkenried ein. In Neustadt stießen sie auf die Ilfelder.

Fröstelnd und überwacht saß Dittleph an dem verglimmenden Wachtfeuer, als ihm gemeldet wurde, daß Bauern einen Gefangenen brächten, der nach Walkenried transportirt werden sollte. Welch ein Wiedersehen zwischen Kunz und dem Vater seines Mädchens, zwischen dem Arbeiter und seinem Vorgesetzten! Es war weniger peinlich für Heinrich Schenck, der im Bewußtsein einer guten That gehandelt hatte.

In der Seele des nunmehrigen Rebellenführers aber kämpften Scham und Trotz. Doch es gab keine Zeit, zu überlegen. Mit Hohngeschrei wurde der Hüttenmeister von

des Pfeifers Kumpanen empfangen, es fehlte nicht viel, so hätten sie sich thätlich an ihm vergriffen. Und was konnte dem Alten erst in Walkenried zustoßen, wenn er als Verräther einer ihm unbekannten Rotte in die Hände gerieth? Es blieb für Kunz nichts übrig, als persönlich für den Hüttenmeister einzutreten; zudem schrie der Haufe, da in Neustadt alles aufgegessen und ausgetrunken war, stürmisch nach Aufbruch.

Noch in der Nacht hatte Kunz bei sich wohl überlegt, daß er am nächsten Morgen der ihm unliebsamen Pflicht entsagen und wieder seine Arbeit in der Hütte antreten wolle. Aber schon war er nicht mehr Herr seines Willens, da es galt, ein ihm theures Leben zu retten. Alle diese Gedanken wirbelten ihm im Sturm durch den Kopf, und so gab er den Befehl zum Aufbruch, ohne mit Heinrich Schenck auch nur ein Wort gewechselt zu haben. Eine leicht erklärliche Scheu und die Rücksicht auf das Mißtrauen des Haufens veranlaßten ihn, sich auf dem ganzen Marsche von dem Gefangenen fern zu halten. Ach, Kunz hätte sonst etwas darum gegeben, heute mit der Schürstange am Schmelzofen zu stehen! Aber so zieht ein leichtsinniger Schritt ungeahnte üble Folgen nach sich, und der Mensch wird fortgerissen von dem Schicksal, dem er sich unbedachterweise anvertraut hat. Wer hätte nicht einmal im Leben dieselbe Erfahrung gemacht? Es gab für ihn kein Zurück mehr, nur ein Vorwärts.

Und was mußte er nun mit ansehen! Schon die Tage vorher hatten die Bauern nach bestem Unverstand in Walkenried gewüstet. Vorsorglich zwar hatte der Abt Paulus, ehe er mit seinen Mönchen vor den „christlichen Brüdern" geflohen war, die Schlüssel an den Thüren stecken lassen, um das Einschlagen derselben zu verhüten. Und solange man zu

essen und zu trinken fand, verhielt man sich auch leidiglich ruhig. Aber Alles hat ein Ende selbst auch die Vorräthe eines Klosters an Wein und Fleisch. Darauf holte man, was an Getreide und Hülsenfrüchten auf dem Boden lag, herunter und kochte es in den großen Braupfannen, wobei man aus liebem Uebermuthe das Feuer mit den kostbaren Handschriften der Klosterbibliothek unterhielt, während doch der Wald gleich hinter dem Kloster Holz in Fülle bot. Ei, Chriax, wenn Du doch dabei gewesen wärest!

Die Grafen Ernst und Heinrich von Klettenberg kamen alsbald herbei, um das von ihren Urahnen gestiftete Kloster zu retten. Aber wie erging es ihnen! Man brachte sie unter starkem Geleit nach dem Dorfe Ebeleben, in der Nähe des Städtchens Frankenhausen am Kyffhäuser, allwo der Herr des Aufruhrs, der Apostel und Gottesmann Münzer, Residenz hielt. Dort mußten sie vor ihm ein peinliches Verhör aushalten, und als sie dasselbe leidlich bestanden, noch stundenlang vor der Menge ausharren, „ob sie etwa Jemand beschuldigen wolle.“ Da dies nicht geschah, wurden sie wieder nach Walkenried entlassen und hatten dort bei den christlichen Brüdern vielerlei Unbill zu ertragen. Eben marschirte Kunze Dittleph mit seinem Haufen ein, als sich ihm ein sonderbarer Anblick bot. Von dem Geiersberg, der oberhalb des Klosters liegt, zog eine Schaar in Reih' und Glied herunter, geführt von einem Mann in Schäferkleidung.

„Wer bist Du?“ herrschte ihn derselbe an.

„Mit Verlaub“, redete der Pfeifer dazwischen, „das ist Kunze Dittleph, den haben sich die aus Ilfeld und den andern Orten zum Hauptmann erwählt.“

„Und Du?“ fragte Kunz.

„Hans Arnold, der Schäfer aus Bartholfelde, der Oberste derer von Walkenried. — Wen habt Ihr denn da?" Er deutete auf den Hüttenmeister.

„Ich dächte, Du kenntest mich, Hans", fiel der Hüttenmeister ein. „Dein Bruder hat eine Weile Erz geglüht in meiner Hütte. Hab' Noth genug mit ihm gehabt."

„Oder er mit Dir, Heinrich", entgegnete Hans Arnold, „deß sollst Du mir Antwort stehen."

„Er ist ein Verräther", erscholl es aus dem Haufen hinter Kunzen.

„Mit nichten", antwortete derselbe. „Mein ist der Mann, ich stehe für ihn ein."

„Pfeift's aus dem Loch?" höhnte der Schäfer.

„Haltet Frieden, Ihr Brüder", rief beschwichtigend der Pfeifer darein.

„Oho", entgegnete Hans Arnold, „wir sind noch Anderer Herr geworden, meinst Du nicht, Bruder Ernst?"

Der also Angeredete war der Graf Ernst von Clettenberg, den die christlichen Brüder bei seiner Rückkehr von Ebeleben gezwungen hatten, an ihren Marschübungen theilzunehmen.

Der Graf antwortete: „Ei, Hans, sei still! das Bier ist noch nicht in dem Fasse, darin es gähren soll."

Da schwoll dem Schäfer der Kamm, und schon wollte er sich unwirsch gegen den Grafen erheben, als der Pfeifer dazwischen sprang. „Laßt's gut sein, Herr Graf! wir sind Freunde, mein' ich, und haben auf dieselben Artikel geschworen."

Der Graf nickte klüglich. Aber Kunz und der Schäfer waren seit diesem ersten Zusammentreffen unversöhnliche Feinde. Mit Ingrimm war der Hüttenmeister Zeuge dieses Auftrittes gewesen; aber trotzdem Kunz für ihn eingetreten war, hatte

er ihm deß keinen Dank, und mürrisch saß er inmitten des Haufens seiner aufrührerischen Arbeiter auf der Wiese nahe an dem Flüßchen Wieda, wo ihm ein Platz zur Rast angewiesen wurde. Von hier aus sah er das Treiben der Aufrührer mit an, und mußte Zeuge von Scenen sein, die seinen Groll nur noch steigerten. Um Fässer gestohlenen Weines und Bieres lagerten im wüsten Durcheinander Männer und Weiber und jubelten und tobten, bis sie sinnlos betrunken in das Gras fielen. Dort saßen wilde Gesellen in einer Ecke an der Kirche und würfelten um geraubtes Geld und ließen dabei wüste Reden fallen. Hier tanzten angetrunkene Bauern mit verwahrlosten Dirnen. Er selbst entging Verspottungen und höhnischen Schimpfreden nicht. Alle Bande der Ordnung und Sitte schienen unter diesem wilden Volk aufgelöst zu sein. Mit Schmerz und Abscheu wandte er die Augen von diesem Gebahren. Auf einmal stieg der Gedanke an seine verlassene Tochter in ihm auf. Stöhnend fuhr er mit der Hand über die Augen und versank in dumpfes Brüten. So saß er lange, seinen trüben Gedanken überlassen, bis die Abenddämmerung hereinbrach. Ein leichter Schlag auf die Schulter schreckte ihn plötzlich auf. Er richtete sich von dem Strohbündel, das man ihm für die Nacht gereicht hatte, empor; eine Gestalt kauerte neben ihm.

„Still, Heinrich“, zischelte es. Er erkannte die Stimme des Pfeifers.

„Mich schickt Kunze Dittleph!“

„Was ist sein Begehr?“

„So Ihr Urfehde schwören wollt, Hüttenmeister, daß Ihr keinem Eurer Leute etwas nachtragen wollt, schneide ich

Eure Fußfessel mit einem Ruck sofort durch, und Ihr möget entschlüpfen!"

„Laßt mir fünf Minuten Bedenkzeit!"

„Das ist lange, die Späher lauschen allerorten."

Ein harter Kampf entstand in der Brust des ehrenfesten Mannes. Aber die Sehnsucht nach seiner Tochter wurde verdrängt durch die Erinnerung an die ihm angethane Schmach. Vor seinen ihm untergebenen Leuten hatte er in Fesseln erscheinen müssen wie ein Verbrecher. Nur wenn man ihm seine Ehre gewissermaßen wiederherstellte, glaubte er nachgeben zu können, und so entgegnete er nach kurzem Besinnen dem Pfeifer: „Urfehde will ich schwören, wenn Ihr mich frei und offen am Tage loslassen wollt."

„Das ist unmöglich, Heinrich, seid froh, wenn Ihr so entkommen könnt!"

„So verzichte ich darauf."

„Heinrich, es wird Euch leid thun morgen, und morgen ist's zu spät."

„Komme, was da wolle, ich habe nichts Unrechtes gethan!"

Ein Pfiff ertönte, der Pfeifer verschwand wie ein Schatten.

Wenige Augenblicke darauf kam mit schwerem Schritte eine Wache daher und musterte den Fleck, wo der Hüttenmeister lag. Er that, als läg' er in tiefem Schlaf; aber noch lange gingen ihm die Gedanken hin und her. Was mochte Kunz bewogen haben, ihm den Pfeifer zu schicken? Stand es schlecht um die Sache der Rebellen? War es geschehen aus alter Anhänglichkeit an den Vorgesetzten?

Aber Kunzen hatten ganz andere Gründe zur Absendung des Pfeifers bewogen, und mit Schrecken vernahm er bei der Rückkehr desselben die abschlägige Antwort des Hüttenmeisters.

„So kann ich ihn nicht retten,“ murmelte er vor sich hin, denn er fürchtete mit Recht, daß er mit Hülfe seiner Kameraden nicht im Stande wäre, ihn der von Hans Arnold aufgeregten Volksmenge zu entreißen. Gewaltsame Reden hatte er den Tag über gegen den Hüttenmeister fallen hören, die vermuthen ließen, daß der Schäfer aus Bartholfelde die ihm blindlings gehorchenden Bauern gegen die Ilfelder und ihren Hüttenmeister aufgereizt hatte. Was nun thun? Ach, am liebsten hätte er dem Alten die Bande selber gelöst und wäre mit ihm Hals über Kopf dem widerlichen Treiben entflohen. Aber er hatte seinen Kameraden das Wort gegeben, treu zu ihnen zu stehen, und eher wollte er sterben, als sein Wort brechen.

Armer Kunz! Die zweite Nacht, seitdem er Rebellenhauptmann geworden, brachte ihm abermals keinen Schlaf; ruhelos und sorgenvoll wälzte er sich auf seinem Heulager hin und her, und oft flogen seine Gedanken fort nach Ilfeld zur Herzliebsten. Hätte er gewußt, in welchem Zustande sich das verlassene Mädchen in diesem Augenblick befand, hätte ihr Vater eine Ahnung davon gehabt, sie hätten sich Beide auf der Stelle versöhnt, um dem Wesen Trost zu bringen, das ihnen Beiden so theuer war.

Käthe saß wieder wie am vorigen Abend im Sorgenstuhle am Fenster und lauschte in die Nacht hinaus. So hatte sie den ganzen Tag gesessen, ohne einen Bissen zu essen oder einen Schluck zu trinken, und war durch das fortwährende erfolglose Warten in einen Zustand fieberhafter Aufregung gerathen. Sie war auch noch einmal zu Pater Wolfgang gegangen und hatte erfahren, daß man ihren Vater gefangen und gebunden nach Walkenried geführt. Aber sie wußte nicht,

daß er unter Kunze Dittlephs Obhut war. „Er ist unschuldig, sie werden ihn loslassen,“ so sagte sie hundert Mal den Tag über zu sich; aber er kam nicht und ihre Angst wuchs stündlich. Das ihr von Pater Wolfgang angerathene Gebet hatte ihr keinen Frieden gebracht, dann fing sie nach Mädchenart leise an zu weinen, dann schlief sie erschöpft ein, und nun erwachte sie wieder. Wieder allein! Der Kienspan, den sie statt des kostbaren Wachslichtes angebrannt, war erloschen. Fröstelnd erhob sie sich, und der ganze Jammer ihrer Hülflosigkeit überkam die Einsame von Neuem. Wie von einem plötzlichen Entschluß getrieben, zündete sie jetzt Licht an und schritt hinaus in die Küche. Dort nahm sie eine für unsere Anschauung ganz wunderliche Handlung vor. Sie füllte ein Näpfchen mit Wasser, schlug ein Ei am Rande desselben entzwei und ließ die von Eiweiß freigemachte Dotter vorsichtig in das Wasser gleiten. Darauf schlug sie drei Kreuze über das Näpfchen und stellte mit einer gewissen Feierlichkeit folgende Frage:

Sage mir, gesegnet Ei,
Ob mein Vater am Leben sei?“

Der Volksglaube behauptet nämlich, daß derjenige, um den man besorgt ist, sich wohl befinde, wenn das Eidotter am nächsten Morgen im Wasser noch ganz in derselben Gestalt im Wasser schwimmt, wie am Abend vorher; erscheint es aber breitgedrückt, so ist der Betreffende in großer Noth, ist es aber zerflossen, so kann er sogar todt sein.

Nachdem Käthe die Frage gestellt, bekreuzte sie sich Brust und Stirn und legte sich, ein echtes Kind ihrer Zeit, von naivem Aberglauben noch ebenso sehr befangen, als ihre

noch viel weniger gebildeten Gespielinnen im Orte, beruhigt nieder; denn das Orakel mußte ihr Gewißheit bringen.

Während sie noch im Morgenschlummer lag, bereitete sich in Walkenried in aller Frühe ein ungewöhnliches Ereigniß vor.

Nichts ist für den Führer einer revolutionären Menge nothwendiger, als dieselbe in guter Laune zu erhalten, und da nach der Ansicht nicht nur der Gelehrten die gute Laune wesentlich von der Befriedigung des Magens abhängt, so gerieth der Oberanführer des Walkenrieder Haufens, der Schäfer Hans Arnold, in nicht geringe Bedrängniß. Das Land ringsum war ausgegessen, des Klosters Küche und Keller leer, was nicht niet- und nagelfest war, längst gestohlen, sogar den großen kupfernen Weihkessel an der Pforte des Kreuzganges hatte man zerschlagen, und, als dies nicht gelang, zerschmelzen wollen. Aber auch das war unausführbar.

Was nun? Hans Arnold saß mit seinen Kumpanen sorgenvoll zu Rathe. Noch war keine Botschaft von Thomas Münzer gekommen, daß man zu ihm stoßen solle. Aber gethan werden mußte doch etwas, und an den kriegerischen Uebungen fand man keinen Gefallen mehr.

„Wenn man den Hüttenmeister hängen könnte, so gäb' doch das eine Abwechslung," meinte der Schäfer; aber Barthel der Pfeifer trat diesem Vorschlag mit der wohlangebrachten Bemerkung entgegen, daß man dadurch leicht die Hüttenmänner erbittern könne, und mit denen sei nicht zu spassen, da sie kräftige Fäuste hätten und eiserne Stangen mit sich führten. „So steckt das Kloster an, das Pfaffennest ist so wie so rein ausgeplündert und nichts mehr darin zu holen!" rief unmuthig Hans Arnold.

„Oho“, entgegnete der Pfeifer, „hängt doch die große Glocke noch im Thurm!“

„Ei, so laßt uns die herunterholen!“ warf ein Dritter ein.

„Da hast Du Recht, Hannickel, das gibt doch einen Spaß!“ bestätigte Hans Arnold. Und so war man wenigstens einen Tag wieder der Sorge um die Beschäftigung der müßigen Menge überhoben.

Kaum wurde es im Lager lebendig, so wußte man schon überall, daß die große Glocke zerschlagen werden solle; die Stücke würden als Beute vertheilt. Also heidi los!

Von der prächtigen Klosterkirche aus, die in Kreuzesform gebaut war, stieg man hinauf in den Thurm, der sich über den Durchschnittspunkt der Kreuzesform erhob. Sechs Bauern hingen sich an den Glockenstrang und suchten durch gewaltiges Anschlagen des Klöppels die Glocke zu zersprengen, aber vergebens! Da gab ein Zimmermann den Rath, man solle das steinerne Säulenwerk des Thurmes rundherum über dem Kirchendache abhauen und dann den Thurm mit Seilen herunterreißen.

Die Walkenrieder Kirche war eines der großartigsten und schönsten gothischen Bauwerke in ganz Deutschland; noch heute erregen die ehrwürdigen Trümmer des Klosters das Staunen eines Jeden, der einmal an dieser Stätte vorüber wandert. Aber der Vorschlag des Zimmermanns wurde von der ungebildeten und beutegierigen Menge mit Jubel vernommen, und der böse Rathgeber selber gezwungen, mit Hand anzulegen an die Ausführung seines Vorschlages.

Nachdem die wundervoll in Stein gemeißelten Säulen durchgehauen und hinuntergestürzt waren, befestigten die Bauern an der Spitze des Thurmes hanfene Seile und eiserne Ketten,

verbanden dieselben mit der vor dem Kloster stehenden mächtigen Linde und sägten dieselbe an, damit sie im Sturz den Thurm mit herunter reiße.

Es war eine jener eigenartigen Scenen, wie sie nur die Revolution aufweist: eine Anzahl übermüthiger Männer, die aus bloßer Zerstörungslust, und um etwas anzustellen, einen herrlichen Bau zu vernichten im Begriffe sind und sich dabei wie Knaben geberden. Ringsherum eine neugierige Menge; Mancher darunter, der die Thorheit dieses Beginnens einsieht, aber nicht den Muth hat, Widerspruch dagegen zu erheben. Andere, denen es nur darauf ankommt, im Trüben zu fischen, stehen gleichgültig dabei, denn Geld und Gut ist ja nicht zu rauben. Drei oder vier aber geberden sich wie Wahnsinnige, und toben und schreien herum.

„Um einen Hasen haben sie meinen Sohn gehenket, der Tag der Vergeltung ist da“, schrie das Weib aus dem Haufen des Pfeifers, indem sie um die Linde herum tanzte, während die Säge knirschend durch das Mark des Baumes fuhr.

„Zurück, Hanne, da ist kein Platz für Dich!“

„Ihre Häuser werden zusammenstürzen, und ihre Häupter werden fallen, wie das Korn unter der Sichel, Halleluja!“

„Hanne, der Baum stürzt, komm hierher!“ Aber kaum war der Warnungsruf erschollen, als eine unvorhergesehene Katastrophe eintrat. Noch war der Stamm der Linde nicht zu drei Vierteln zerschnitten, da brach plötzlich ein Windstoß herein, und krachend neigte sich der Baum und stürzte, ehe man es vermuthet, die Wahnsinnige unter seinen Zweigen begrabend. Plötzlich tiefe Stille, dann ein Schrei des Entsetzens; oben neigte sich der Thurm, und ehe noch die Bauern und der Zimmermann, denen ein Warnungsruf noch nicht zu-

gegangen war, sich retten konnten, prasselte das Gebälk zusammen, schlug das Kirchendach durch und zerschmetterte die Leiber der Zerstörer.

Der barbarischen Unthat war die Strafe auf dem Fuße gefolgt. Die Frevler am Heiligthum des Herrn lagen todt oder mit zerbrochenen Gliedern am Boden. Ein Schauer ergriff die Menge; in die bange Stille hinein aber rief mit schallender Stimme und weithin vernehmbar der Hüttenmeister: „Gottes Gericht!“ und keiner rührte ihn an.

„Hüttenmeister, so Euch Euer Leben lieb ist, seid still, sie werden Euch zerreißen!“ rief Kunze ihm zu.

„Mein Leben steht in Gottes Hand, hüte Du das Deine! Daß solch eine Unthat geschehen konnte, hast Du mitverschuldet.“

Schon ertönten Rufe wie: „Stopft doch dem Alten das Maul!“ und die Menge drängte sich herzu, als von der anderen Seite der Kirche her Geschrei und Gelächter erscholl, welches die Aufmerksamkeit der Wüthenden von dem alten Hüttenmeister ablenkte.

Ein junges Mädchen mit fliegendem Haar und allen Zeichen des Entsetzens im Antlitz kam daher gelaufen, hinter ihr drein lachend und johlend eine Anzahl junger Burschen, an ihrer Spitze Hans Arnold der Schäfer. „Hierher, Hans Arnold, laß die Dirne!“ schrie man ihm entgegen, „ein Unglück ist geschehen.“

„Weiß schon! Komme gleich, erst muß ich das Kätzchen einfangen.“ Mit drei mächtigen Sprüngen hatte er das Mädchen erreicht, welches eben um die Ecke der Kirche dem Lagerplatz der Hüttenmänner zueilte.

„Vater, zu Hülfe! Kunz, rette mich!“ Da hielt sie

schon der Verfolger lachend fest; mit einem Wehschrei sank sie zusammen. Das Mädchen war Käthe.

Ihr erster Gang am Morgen des neuen Tages war nach dem Abends vorher angestellten Lebensorakel gewesen. Mit Schrecken hatte sie gewahrt, daß das Ei in dem Wasserkruge ganz zusammengedrückt dalag. Einmal unter der Macht des Aberglaubens gestellt, war ihr jetzt ein ruhiges Ueberlegen nicht mehr möglich, und hastig kleidete sie sich an, um ihren Vater, den sie in großer Noth glaubte, persönlich aufzusuchen. Alle Rücksichten, denen sich sonst ein zages Mädchenherz unterwirft, schwanden vor der Angst um das Leben des Einen, auf den sie sich verlassen konnte. Und so schritt sie tapfer durch Wald und Feld direkt auf Walkenried los. Wenn sie unterwegs Jemanden daher kommen sah, überkam sie doch wieder ein beklemmendes Gefühl, und sie duckte sich hinter einen Baum. Schließlich aber kam sie glücklich, indem sie das Städtchen Ellrich umging, bis auf den Geiersberg oberhalb Walkenried. Wer ein scharfes Auge hat, kann noch heute von da oben aus die Ruinen des Klosters übersehen. Im Gebüsch kauernd sah sie kaum zweihundert Schritt von sich drüben jenseits der Wieda ihren Vater auf der Wiese sitzen, nicht weit davon stand Kunz mit den Hüttenmännern. Vergebens strengte sie ihre Stimme an, um durch einen Ruf die Aufmerksamkeit der da drüben zu erregen, er verhallte machtlos in dem Geschrei der Menge, die erwartungsvoll ihre Blicke nach dem Zerstörungswerke über dem Kirchdach richtete. Noch blieb ihr eins übrig; die Wieda zu durchwatten und so hinüber zu gelangen; aber das Ufer fällt vom Geiersberg aus schroff ab, und das Wasser ist, wenn auch nicht tief, doch reißend und kalt. So nahe ihrem Ziele erwachte in

ihr die mädchenhafte Scheu, und anstatt den Versuch zu wagen, schrie sie noch einmal hinüber und wieder. Da raschelte es im Gebüsch und vor ihr stand ein junger wüster Gesell. Er war von Hans Arnold hier oben hin Posten gestellt. Käthe fuhr erschrocken zurück und wollte entfliehen.

„Halt, Schatz, hier geblieben, mein bist Du!“

Eine wilde Jagd begann. Käthe lief, da des Flusses wegen hier keine Möglichkeit zum Entrinnen war, durch das Unterholz die Wieda aufwärts nach der andern Seite des Dorfes; der Bursche ihr nach, aber die Angst verlieh ihr Flügel. Da ist ein Fußsteig, da kannst du zum Kloster und zum Vater, also hinüber! O weh, gerade wie sie der Kirche zueilt, muß sie an dem Haufen des Schäfers Hans Arnold vorüber, der müßig dem tollen Treiben der Seinen zuschaut. Indem stürzt der Thurm herab, und in die darauf folgende Stille tönt der Ruf: „Fang sie, Hans, fang sie!“ Da huscht das Mädchen an ihm vorbei und er ihr nach. Jetzt hat er sie, jetzt hält er sie in rohem Scherz umfangen, da ertönt ihr Hülfeschrei, und wie von einer Viper gestochen, wenden Kunz und der Hüttenmeister den Kopf und eilen auf Käthen zu.

„Zurück, Hans!“ donnert Kunz den Schäfer an.

„Was hast Du mir zu befehlen, Du Gelbschnabel!“

„Käthe, mein Kind!“ ruft der Alte, der trotz der Fußfesseln fast zu gleicher Zeit mit Kunz angekommen ist, und kniet neben dem erschöpften Mädchen nieder. Sie lag ohnmächtig da.

„Sie ist todt“, jammerte der Hüttenmeister; „weg, Ihr Beiden, was habt Ihr mit meiner Tochter zu schaffen!“

Indeß hatte sich um die Vier ein Kreis von Neugierigen gesammelt, vor allen die Hüttenarbeiter. „Ah, des Alten

Tochter!“ lachte Hans Arnold. „Ein schmuckes Ding! Da lebt sie schon wieder.“

Käthe schlug die Augen auf und richtete sich mühsam an ihrem Vater in die Höhe, indem sie sich verstört im Kreis umsah.

„Ein hübscher Fang!“ fuhr Hans lachend fort und tastete nach ihr.

Kunze Dittleph sprang vor. „Wie, Du wagst, mit Deiner Hand sie zu berühren!“

„Was, Du willst mir befehlen, Bursche?“ Hans zog das Schwert und trat Kunze drohend entgegen.

„Kunz“, flehte Käthe, „kein Blut um meinetwillen, noch ist mir nichts geschehen!“ Aber noch ehe sie sich zwischen die Beiden werfen konnte, war der Kampf im Gange.

„Her, Ihr Gesellen“, rief Kunz und wirbelte sein Schüreisen um sich, so daß Hans Arnold zurückweichen mußte.

Aber sofort eilten auch die Anhänger des Schäfers in hellen Haufen herbei. Welch eine Scene! An der anderen Seite der Kirche herabgestürzte Trümmer und dazwischen zerbrochene Menschenleiber, umstanden von der erschrockenen Menge; hier die beiden Kämpfer einander gegenüber, und schon drohte der Zweikampf zu einem Massenkampf zu werden, da flog aus dem Haufen des Schäfers ein Speer auf Kunze Dittleph zu und durchbohrte ihm die Brust, daß er sofort zusammenstürzte. Mit einem gellenden Schrei warf sich Käthe über ihn, während Hans Arnold, der alle Ursache hatte, einen Aufruhr im eigenen Lager zu vermeiden, die Seinen beschwichtigte nnd zurücktrieb; denn die Hüttenmänner, erbittert durch den Fall ihres Kameraden, hatten drohend bei ihm Aufstellung genommen und starrten auf den blutigen Körper hin.

In diesem Augenblick gewann der Hüttenmeister sein altes Ansehen wieder.

„Löst mir die Stricke!“ herrschte er die Rathlosen an. Es geschah.

„Und nun tragt ihn in die Kirche, daß kein Aufsehens geschehe!“

Schweigend kamen sie seinem Befehle nach und trugen den schwer Verwundeten durch ein Seitenpförtlein hinein; Käthe wankte hinterher.

„Ihr besetzt diese Pforte, Ihr dort das Hauptthor, Ihr den Eingang zum hohen Chor vom Kloster her.“

Die Hüttenleute kamen ohne Weiteres dem Befehle ihres Meisters nach im Bewußtsein einer begangenen Pflichtwidrigkeit.

„Und Ihr hier bringt Kunzen in die Seitenkapelle dort!“ Sie legten ihn in einer Ecke nieder. „Das ist Euer Werk mit“, sagte Heinrich Schenk, „Gott vergeb's Euch, Ihr seid genug gestraft!“ Dann kniete er neben Kunz nieder, legte ihm sein zusammengerolltes Wams unters Haupt und untersuchte die Wunde. Käthe half ihm dabei.

„Wie steht's, Vater?“

„Es ist schwer zu sagen, Kind, aber es scheint ihm an's Leben zu gehen.“ Während er die Wunde kunstfertig verband, saß Käthe leise weinend zu Häupten des geliebten Mannes, der bewußtlos dalag.

Draußen aber gruben die Bauern auf dem Klosterkirchhof ein tiefes Grab und legten ihre zerschmetterten Genossen und das wahnsinnige Weib ohne Sang und Klang hinein. Der Schreck über das unerwartete Unglück und die tödtliche Verwundung des stattlichen Mannes, der in der Kirche lag, war in Aller Glieder gefahren. Gegen Mittag zog eine ganze

Anzahl der ernüchterten Bauern heim, so daß Hans Arnold sich veranlaßt sah, um den Muth der Zurückgebliebenen zu beleben, einen Plünderungszug nach einem ferner gelegenen und noch nicht ausgeraubten Dorfe zu unternehmen.

Kaum waren die Letzten seines Haufens aus dem Bereich des Klosters, als der Pfeifer sich dem Hauptportal näherte. „Liegt er noch drin?"

„Ja!"

„Ruft mir den Hüttenmeister!" Heinrich kam. „Nun, Barthel, seid Ihr jetzt zufrieden?"

„Laßt das Gerede und rettet Euch! Benutzt Ihr den günstigen Augenblick nicht, so stecken sie Euch morgen die Kirche über dem Kopf an; Hans Arnold hat es zugeschworen."

„So legt selbst hier Hand mit an!"

„Kann ich nicht, überall wacht der Verath. Aber laßt mich den lieben Jungen einmal sehen!"

Sie traten in die Kirche. Das durchbrochene Gewölbe ließ eine Fülle von Licht herein, im Mittelschiff lag das hereingestürzte Gebälk mit Quadersteinen wild durcheinander. Der Pfeifer untersuchte den Verwundeten lange und sorgfältig, und ängstlich sah Käthe seinem Gebahren zu; denn das fahrende Volk jener Zeit wußte wohl Bescheid um solche Gebrechen.

„Er wird es aushalten, wenn Ihr ihn auf einer Trage heimschafft. Hier ist ein Balsam, Jungfer, den legt ihm auf, täglich zweimal!"

Er übergab Käthen ein Fläschlein.

„Pflegt ihn gut!" Käthe lächelte schmerzlich.

„Alle drei Tage sollt Ihr eine andere Büchse haben. Lebt wohl!"

Zwei Stunden darauf trugen die Hüttenmänner auf einer

aus grünen Zweigen geflochtenen Bahre ihren fiebernden Kameraden nach Ilfeld. Pater Wolfgang nahm den Verwundeten in seine Zelle. „Wär' er gestern nicht dabei gewesen", sagte er, „so läge heute hier ein Aschenhaufen." Er hat nicht Vater und Mutter mehr, so nimmt sich das dankbare Kloster seiner an."

Und wochenlang lag Kunz in wilden Phantasien, indeß das Rad der Weltgeschichte unentwegt weiter rollte.

Noch war die aufrührerische Bewegung überall in Nordthüringen im steten Wachsthum begriffen. Der Graf Heinrich von Schwarzburg mußte vor einem wüthenden Haufen, den Klaus Hacke anführte, aus seiner Stadt Sondershausen hinter die festen Mauern von Nordhausen flüchten. Auch in dieser Stadt selbst regte sich die Empörung; der Rath konnte nicht hindern, daß die durch Agitatoren aufgehetzte Menge einige Klöster in den Vorstädten und verschiedene Edelhöfe in der Umgegend plünderte; aber zum Glück zog der wilde Haufen am 15. Mai unter Führung von Hans Köhner hinaus, um sich mit den christlichen Brüdern in Walkenried zu vereinigen. Denn nunmehr war die Weisung von Thomas Münzer, der mit dem Hauptheer bei Frankenhausen am Kyffhäuser lagerte, an Hans Arnold gekommen, zu ihm zu stoßen, da eine Schlacht bevorstehe.

Was aber auch geschah, alle drei Tage kam ein Bote von Barthel, dem Pfeifer, mit einem Fläschlein Balsam und einem Gruße. Dann ging es an's Erzählen, und man hörte, daß die thüringischen Herren und Grafen mächtig rüsteten, um dem tollen Treiben mit einem Schlage ein Ende zu machen. Dem Grafen Ernst von Clettenberg war es gelungen, den Walkenriedern zu entfliehen. Am 14. Mai brachen dieselben

auf das Geheiß des Propheten auf, plünderten unterwegs noch tapfer und schrieben von der Flarichsmühle aus an ihren „lieben Bruder Ernst von Clettenberg und Hohnstein“: „Gnade und Friede von Gott unserm Herrn. Wir fügen Euch zu wissen, daß die christliche Versammlung auf der Wiesen bey der Flarichsmühle beysammen ist. Ist demnach unsere freundliche Bitte, Ihr wollet auf diesen Morgen früh bei uns am gemeinten Orte erscheinen, denn wir mit Euch zu reden haben, daran Euch und uns merklich gelegen ist.“

„Aber der liebe Bruder Ernst ist nicht gekommen“, sagte des Pfeifers Schwestersohn, der diesmal den Balsam gebracht, „und ich muß fort, denn die Nordhäuser wollen morgen zu uns stoßen, auf daß wir gen Frankenhausen ziehen und den Herren den Garaus machen.“

„Wünsche Euch des Teufels Beistand und einen eisernen Hals!“ entgegnete der Hüttenmeister.

„Und von mir bringt einen Gruß an den Pfeifer“, setzte Käthe hinzu, „und sagt, das Schlimmste wäre mit Kunz überstanden, aber zum Bewußtsein sei er immer noch nicht gekommen!“

Der Bursche nickte und grinste und ging fort.

Es ist viel und rührend in Romanen geschrieben, wie junge Mädchen den todtkranken Liebsten gepflegt. Das war hier nicht der Fall. Kunz lag im Kloster unter Pater Wolfgangs sicherer Hut und Hand. Wohl ging alltäglich Käthe hinauf, um sich zu erkundigen, sah auch wohl einmal durch die geöffnete Thür den Kranken auf seinem Schmerzenslager, aber sonst schaffte sie daheim; denn es gab viel zu besorgen, da die Hüttenmänner ihre Arbeit klüglicherweise sofort wieder aufgenommen. Freilich schaffte sie stumm und still und wurde

blaß dabei. Kein Wort der Klage kam über ihre Lippen, ach, auch kein Wort des Frohsinns mehr! Wohl vermißte der Vater das fröhliche Geplauder der Tochter, aber er schwieg ebenfalls. Es hätte in seiner Macht gelegen, Käthen den Mund zu lösen, denn er wußte, was in ihrem Herzen vorging, und doch konnte er vom Groll gegen Kunze Dittleph nicht lassen. „Er hat gesündigt und mag's nun büßen! Wollt' ihn Gott gesunden lassen, aber wir sind geschiedene Leute!“ hatte er einmal so halb in Gedanken vor sich hin gesagt. Da wurde Käthe noch blasser, als sie schon war, und eine große Thräne rollte ihr über die Wange. Seitdem lebten Vater und Tochter in stummem Kampfe nebeneinander her.

Der Balsambringer war zum letzten Mal am Abend des 14. Mai gekommen. Tags darauf erschien er unerwartet wieder mit einem Brief an Pater Wolfgang. Darin stand geschrieben: „Gruß zuvor! Es ist alles aus. Die Herren haben den Propheten heute Morgen bei Fränkenhausen tüchtig ausgestäupet, und sein Völklein ist geflohen in alle Winde. Kam Einer davon und stieß auf uns, da wir mit den Nordhäuser Kumpanen ausziehen wollten gen Frankenhausen. Da fuhr ein Schreck unter den Haufen, und haben ihre Hauptmänner verlassen. Anbei eine große Flasche Balsam, und kann keinen mehr schicken, muß itzund verborgen bleiben. So Kunz helle wird, steckt ihm untenstehend Sprüchlein zu, ich hab' es ihm künstlich erdacht! Der schönen Käth' einen Gruß! Dies meldet Barthel der Pfeifer. Geschrieben durch Jockel Setzepfandt.“

Darunter stand:

Die Königin von Engelland,
Die geht in Sammt und Seide;

Doch kalt wie ihr Geschmeide
Ist Mund und Herz und Hand.
Und gäb' sie mir die halbe Welt,
Ich sollt' ihr König sein,
Ich thät' es nit, denn mir gefällt
Mein Mädel, die Kathrein.
Ahi, mein Schatz, wie bist Du fein!
Möcht' ohne Dich kein König sein!

Pater Wolfgang lächelte. „So sage Deinem Ohm, es soll gethan werden, wie er wünscht. Wo steckt er denn?"

Der Junge schüttelte den Kopf. „Auch gut! Doch wenn ihn einmal im Wald nach einem Tröpflein gelüstet, Du weißt, wo ich wohne!"

Vier Wochen später saß Kunz zum ersten Mal im warmen Sonnenschein am Fenster im Lehnstuhl. Es war Frühling geworden, herrlicher Frühling. Im Unterland kommt er schon im Mai, hier am Harz, wo die kalten Ostwinde bis tief ins Jahr hinein wehen, schlagen die Buchen erst im Juni aus. O dieses junge Buchengrün! Das Herz jauchzt einem, wenn man's sieht. Aber man muß lange danieder gelegen haben wie Kunz, zum ersten Mal wieder aus der Nacht der Bewußtlosigkeit erwacht sein wie Kunz, um mit dem Gefühl die laue Bergluft einzusaugen, wie Kunz es that.

Das Haupt zurückgelehnt, die Arme auf der Decke, in die er bis zur Hüfte eingewickelt war, mit halbgeschlossenen Augen, so saß er da. In der Rechten hielt er des Pfeifers Brief, ein Lächeln spielte um seine blassen Lippen, und seine Gedanken wurden von dem Reim umschlossen: Möcht' ohne Dich kein König sein. Da öffnete sich leise die Thür, ein Schrei der Ueberraschung: „Käthe!" — „Kunz!"

„Geh' nicht fort, Käthe, mir ist so wohl heute." Sie

blieb. Da saß der Mann ihr gegenüber, den sie im Herzen schweigend viele Wochen lang getragen, hülflos wie ein Kind, das Antlitz verklärt von Freude und vom Sonnenschein, der darüber hin zitterte, wenn durch den Epheu am Fenster der Wind zog. Ahnungsvoller Frühling draußen und in zwei Menschenherzen. Alle Quellen der so lang verhaltenen Liebe sprangen auf und das Geständniß derselben klang nicht minder süß, als das Lied der Nachtigall drunten im Fliederbusch.

„Und nicht wahr, Käthe, Du schickst mir Deinen Vater noch heute her, ich will Alles wieder gut machen!"

„Helf Gott dazu, bester Mann!" Und froher Hoffnung voll ging sie heim.

Aber der Hüttenmeister erschien nicht! Heute nicht, morgen nicht. Eine ganze Woche lang wartete Kunz, auch kein Zeichen von der Liebsten kam, da hielt es ihn nicht länger. „Vater Wolfgang, ich muß Euch was gestehen." Und der Alte hörte zu und tröstete den Ruhelosen.

„Wollt Ihr mein Anwalt sein, Vater?"

Der Klosterbruder nickte. „So geht und bringt mir Nachricht."

Ein Stündlein darnach kehrte er zurück. „Nun, Vater, Eure Miene kündet nicht Gutes!" — „Laß Dir erzählen, mein Sohn! Du weißt, die Hauptleute und Rottenmeister der Bauern sind gerechtfertigt mit dem Schwert. Unser Herr Graf hat die Hüttenmänner gnädig behandelt, auf Heinrich Schencks Fürsprache; für Dich will er kein gutes Wort einlegen."

„Und Käthe?"

„Hat lange geweint und betet nun für Dich."

„Weiß ihr Vater, warum?"

„Ich denke."

„So geh' ich selbst zu ihm."

„Gemach, mein Sohn! Gestern war der Frohnbote hier, und ich hab' Dir's weislich verschwiegen, weil's noch Zeit hatte. Wisse, Du bist geladen vor Gericht nach Stolberg und sollst erscheinen, wann Du stark genug bist für den Weg!"

„Besser heut' als morgen, Vater, wenn es so steht."

„Du magst Recht haben, Kunz!"

„Und noch eine Liebe erweist mir! Es geht um Haupt und Hals, ich weiß es."

„Nun, nicht so jach! ich werde zeugen für Dich, Kunz."

„Nein, nein! Doppelt hab' ich mich vergangen, daß ich das Mädchen mir zugeeignet, da ich noch nicht Herr bin über mein Haupt. Käthe soll frei sein ihres Wortes, und so bringt ihr meinen Scheidegruß."

„Das junge Blut! Immer wallt es gleich über."

„Wann ist Gerichtstag, Vater?"

„In drei Tagen, Kunz."

„So werd' ich mich stellen in drei Tagen!"

„Erst noch Kräfte sammeln, Du Uebermuth!"

„Ich bin stark genug, mein Haupt zum Block zu tragen. Je eher, je lieber. Was liegt mir noch am Leben?"

So war der Reif unvermuthet in einen Liebesfrühling gefallen. Im Ueberschwange des Glückes hatte Kunz die Welt vergessen; aber jede Schuld rächt sich auf Erden; nur manchmal erblicken wir den Richter nicht in Gestalt, wie Kunz ihn hier erblickte.

*   *   *

Er stand unter der Linde am Schloß in Stolberg. Vor ihm auf erhöhtem Steinstuhl saß der Graf, demselben zur

Rechten und Linken die zwölf Schöffen, ringsherum viel Volks; so ist es Brauch nach altem, deutschem Recht.

Kunz hatte seine Liebe niedergerungen, das Leben schien ihm werthlos, und was auch Pater Wolfgang auf der Fahrt durch den Wald zu ihm geredet, er lächelte nur. So kann's einem gehen, dachte er, als ein Schöffe sich erhob, ihn zu verklagen. Mit sehenden Augen blind, bemerkte er nicht, daß die Hüttenmänner mit ihrem Meister in dem Ring der Zuschauer standen und unter ihnen Käthe.

„So klag' ich Dich an", schloß der Schöffe seinen Spruch, „da Du der Hauptmann gewest derer von Ilfeld, des Aufruhrs wider Land und Fürsten. Wer redet wider mich?"

Nun erhob sich der Graf: „So Jemand Fürsprache thun will, Herr oder Knecht, Mann oder Weib, der thu' es bei Luft und Licht unter dieser Linden an diesem Gericht!"

Da drängte sich Pater Wolfgang hervor: „Ihr Herren! Verführt ist dieser Jüngling, gedenket seiner Jugend! Auch hat er nicht Uebles gethan irgend einem an Leib oder Gut. Und ruf' ich an zu Zeugen die Hüttenleute von St. Johann, daß er das Kloster zu Ilfeld bewahrte vor Mord und Brand gegen den großen Haufen. Wer will reden wider mich?"

Heinrich Schenck trat herzu: „Pater Wolfgang hat recht geredet, doch hab' ich Kunz mit Fleiß gemahnet, zu bleiben bei Feuer und Erz, und hat dennoch nichts gefruchtet. Wer will reden wider mich?"

Und wieder rief der Schöffe in die Menge hinaus: „Hat Jemand bei diesem Gericht noch etwas vorzubringen, der thue es vor dieser Bank. Aber Alles schwieg.

Da sprach der Graf: „Ihr Schöffen, so laßt uns finden

ein richtiges Urtheil!“ Sie traten in einen Kreis und beriethen sich.

Kunzen erschien Alles traumhaft. Bin ich noch krank? dachte er. Und wie aus ferner Weite klang es nun zu ihm herüber: „Kunze Dittleph! Dieweil Du frei erfunden bist von Mord und Brand, sollst Du frei sein von Schwert und Strick! Hinwiederum bist Du gewesen ein Rottmeister derer Aufrührer und sollst meiden dies Land bei sieben Jahren und sollst leben in Elend (Verbannung) die ganze Zeit! So Du aber dies Land vorher begehst, sollst Du nicht haben darin Rast und Ruh', nicht Fried' und Freud'! Verflucht der Stein, auf dem Du sitzest, verflucht das Brot, das Du genießest, verflucht Dein Leib, verflucht Dein Leben und straflos, wer darum Dich straft! — Ein rechtes Urtheil haben wir gesprochen, wer spricht wider uns?“

Keiner trat vor für Kunz.

Da durchbrach Heinrich Schencks Tochter die Menge: „Mein Vater ist hart, daß er für Kunzen Dittleph nicht Einspruch thut. Vor Bedrängniß hat Kunz ihn bewahrt, als er bei den Bauern lag, und hat Leib und Leben beinahe lassen müssen für eine Jungfrau.“

Ein Murmeln des Beifalls ging durch die Menge, indeß der Hüttenmeister wortlos dastand.

„Ich bin nicht unbescheiden, daß ich für ihn spreche, denn mich hat er bewahrt vor Hans Arnold, dem Schäfer in Walkenried. Wer redet wider mich?“

Nur der Wind rauschte in der Linde. Da sprach der Graf: „Heinrich Schenck, hat Eure Tochter die Wahrheit gekündet?“

Der Alte antwortete: „Ja, das muß ich bekennen!“

„So begnaden wir Dich, Kunze Dittleph, als oberster Richter in unserem Gericht auf drei Jahre. Hast Du's vernommen?“

„Ja.“

„Gehe davon!“

Die Menge zerstreute sich; bloß die Hüttenmänner blieben. Dort stand Kunz, hier der Hüttenmeister, zwischen ihnen Käthe. Sie ergriff des Liebsten Hand; „Herr Vater, ich kann nicht von ihm lassen. Er hat für mich geblutet und mit ihm muß ich gehen, Vater! Sei barmherzig!“

„Thu', was Du nicht lassen kannst!“ antwortete Heinrich zornig und wandte sich davon.

Noch am selben Tage zog Kunz in die Fremde, aber neben ihm ging als sein Weib Katharina Schenck.

Der Hüttenmeister war nicht zugegen, als seine Tochter vor Pater Wolfgang in der Klosterkirche dem Landesverwiesenen Treue gelobte in Noth und Tod.

* * *

Weihnachten! Der Forst liegt tief verschneit. Schreiend kreist über den Klippen des Ilfelder Thales der Weih, die Flocken fliegen. Glücklich, wer daheim sitzt!

Glücklich? Daheim sitzt Heinrich Schenck im einsamen

Gemach. Dieselben eisernen Züge noch wie ehedem, aber sein Haar ist weiß geworden. Jetzt springt er auf und murmelt vor sich hin, jetzt steht er am knisternden Kachelofen. Hei, wie die Funken sprühen! Darüber hatte Käthe als Kind sich oft gefreut. Käthe? Ach, verschollen, verloren! Hier saß sie auf der Ofenbank. Und seiner kaum noch mächtig, drückt der Alte die Hände in das Gesicht.

Horch, rief da nicht wer? Das klang doch — nein, nein!

„Hüttenmeister!“ — Richtig, da ist Einer.

„Wer ist da?“ ruft er zum Fenster hinunter.

„Macht auf!“

„Wer seid Ihr?“

Werdet Ihr gleich sehen.“ — Er schließt die Thür auf, ein alter Mann steht vor ihm.

„Kennt Ihr mich noch, Hüttenmeister?“

„Eure Stimme, Mann — Barthel?“

„Ja, Barthel, der Pfeifer!“

„Ihr zu mir? Hinaus, Verruchter!“

„Halt, Heinrich Schenck! Ich weiß zwei Vöglein wohnen, die in der Fremde sind.“

„Barthel, Mensch, hast Du mich zum Narren, so würg' ich Dich.“

„Hier ist mein Hals, doch laßt mich vorher reden!“

„Komm' herauf!“

„Das darf ich nicht, draußen an der Heerstraße warten Zwei auf mich.“

„Barthel, Du machst mich wahnsinnig.“

„Soll ich“ . . .

„Vater“, schallt es von draußen.

„Käthe, meine Tochter", ruft der Alte und stürzt hinaus.

„Vater, kannst Du vergeben?"

„Alles, Alles, Käthe! Wo ist er?"

„Dort am Schlitten, Vater! Aber still! Die Kinder schlafen darin."

„Kinder?" schluchzt Heinrich.

„Zwei, lieber Vater, ein Bube und ein Mädel!"

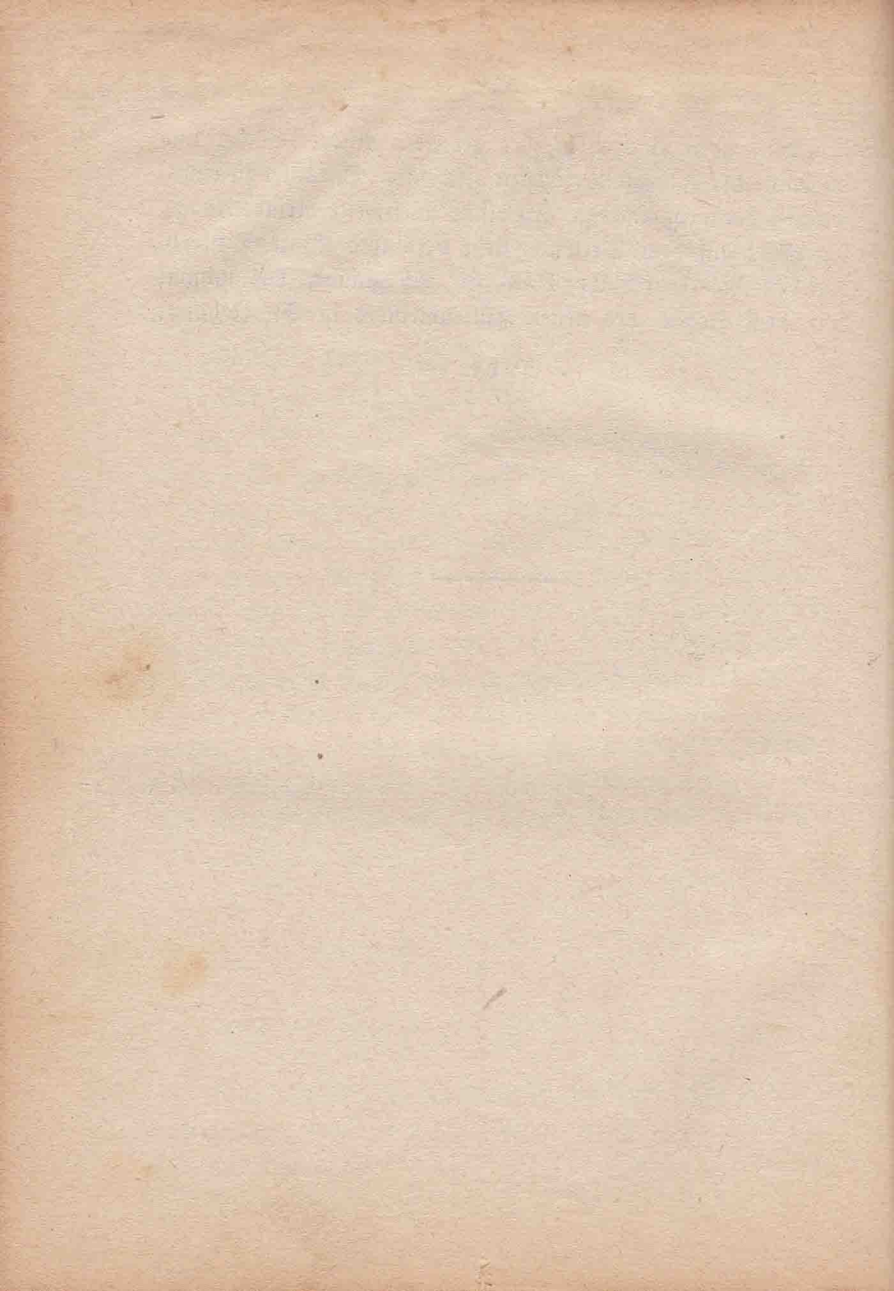
Da sank der alte, eiserne Mann in den Schnee und weinte. Es ist wohl vor Freude gewesen, und die ist ihm zu gönnen, denn seit fünf Jahren hat er keinen frohen Augenblick gehabt. Indeß ist Kunz Schachtmeister geworden im Erzgebirge. Aber er ist nicht mehr lange dort geblieben, sondern nach Ilfeld gekommen und in des alten Heinrich Schenck Stelle eingerückt. Der aber freut sich seiner Enkel. Der älteste heißt auch Kunz und sieht der Mutter sehr ähnlich. Singen und spielen thut er, daß es eine Pracht ist. „Schade um ihn", sagte Barthel oft, „das wäre ein Meister geworden in der Pfeiferei!" Aber der Vater hat ihn auf die Klosterschule geschickt. Denkt nur, der Junge kann sogar Lateinisch!

* * *

Nachschrift: In der Sakristei der Blasiikirche zu Nordhausen liegen noch heute die Bücher, welche anno 1525 der Mönch Johannes Thube aus dem Kloster Himmelgarten vor

den wüthenden Bauern hierher gerettet. Andere Bücher sind im Laufe der Jahrhunderte dazu geschenkt. Darunter ist eines, welches der großmächtige griechische Weltweise Aristoteles geschrieben; auf dem Titelbilde steht verblaßt: Kunze Dittleph, daneben die Jahreszahl 1583. — Ich glaube, das stammt von dem Sohne des neuen Hüttenmeisters in St. Johann.

— Ende. —



Ein Tag aus dem Bauernleben.

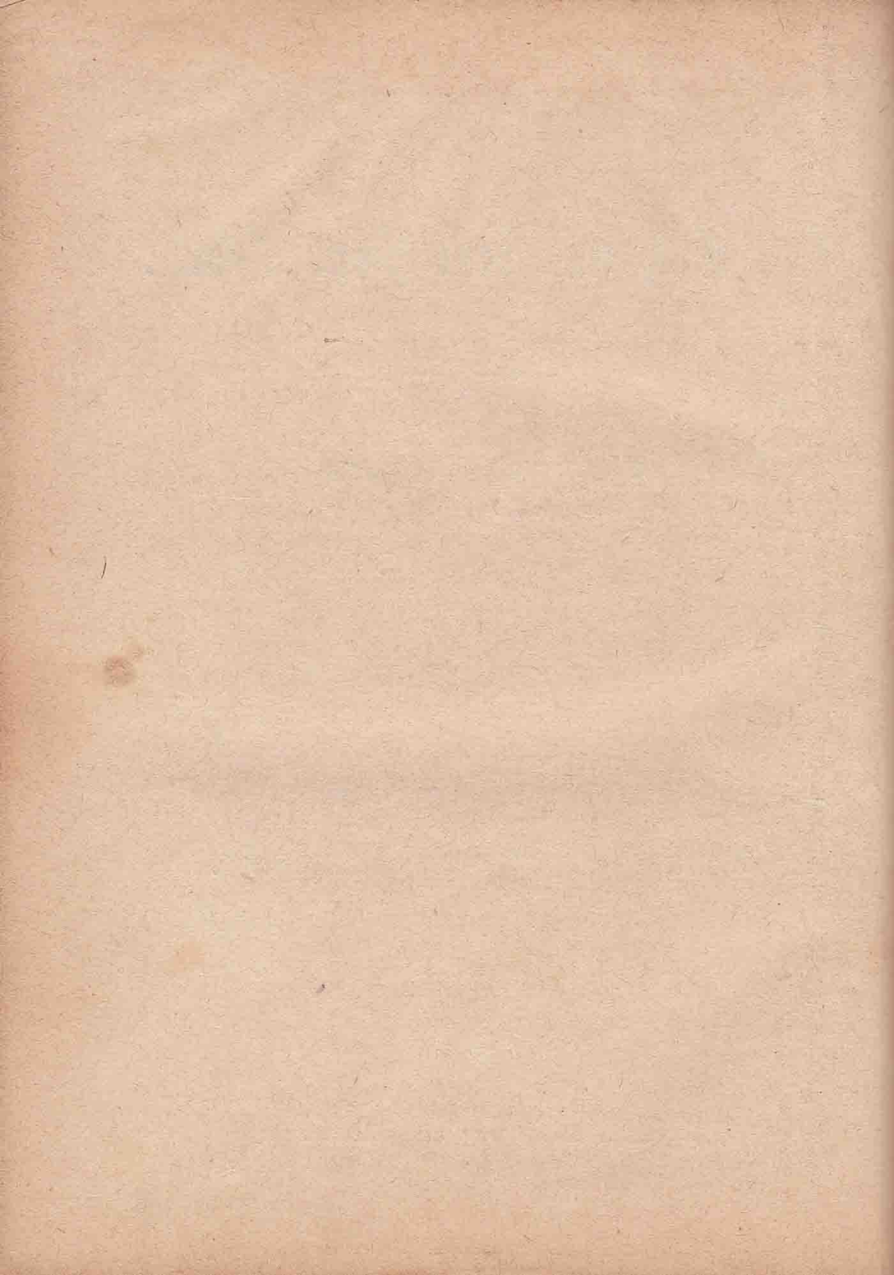
Bilder und Geschichten

aus dem schweizerischen Volksleben

von Joseph Joachim.

Beilage zur „Schweizer-Chronik“.

Thun.
Druck und Verlag von Niklaus Dürrenmatt
1888.



1.

„Jörg, es het e Viertel ab drüü gschlage, Jörg, hesch's nit ghört?"

So ruft die Mattenhofbäuerin ihrem, in süßestem Morgenschlaf sich wiegenden Eheherrn in's Ohr; „Jörg, es isch scho drü verby!" wiederholt sie. Und den Weckruf begleitet sie mit einem derben Rippenstoße, der indessen kaum eine schmerzhafte Wirkung haben kann, da der Bäuerin Arm von einer sehr ansehnlichen Rundung umgeben ist; ganz wirkungslos erweist sich jedoch die Demonstration keineswegs, da der Mattenhofbauer sein säuselndes Geschnarche vermittelst eines Staccatofinale plötzlich und geräuschvoll abbricht, im mächtigen Himmelbette hoch aufrichtet und schier erschrocken ausruft: „Was isch, Lene! Was git's?"

„He, daß es bald halbi vieri isch."

„Herrgott! isch das au wohr? — Nei, es halbs Stündli hesch gloge, aber es ist doch Zit, die höchsti! I glaub, es föih scho-n-es Bitzeli afo tage."

Mit einer, bei seinem vorgerückten Alter auffallenden Elastizität springt der Bauer aus dem Bette und im Nu steckt er in seiner zwilchenen Werktagskleidung. Trotz des im Schlafgemache herrschenden Halbdunkels ersehen wir, daß der Bauer, im Gegensatz zu seiner rundlichen Frau, ein derbknochiger, hagerer Mann ist, auf dessen verwittertem Ange-

sichte ein halbes Jahrhundert voller Sorge seine tiefen Furchen eingezeichnet hat. — „Zu dir erwache ich, o Gott und Vater — Lene, wo donnerli si au mini Schlurpe?“

„He, denk dört, wo si glo hesch, lueg öppe-n-unterem Bänkli!“

Aus der Schlafstube in die Küche, von da in den Hausgang schlurfend, setzt der Bauer sein Morgengebet andächtig fort: — „o Gott und Vater und preise dich für die Ruhe dieser Nacht — he! Michel, uf!“ Er pocht heftig an das eicherne Treppengeländer: „Michel uf, Hans und Simon uf! Albert, ghörsch nüt? Us de Fädere, s'isch öppe Zit um die Zit — — mit der du mich erquicket hast. Dir opfere ich uf diesen Tag und all' Tag mines Lebens; Lib und Seel, all' mini Schritt und Tritt — — he, Marianni, uf, uf Meitscheni! me lit hüt nit bis Sächsipöstli verbigsprengt isch, potz Blitzabenandere, hüt gilt's! Heit-er's ghört?“

„Jo, jo, mer chöme uf der Stell!“

„Hüt hei-mer z'thue uf Lib und Lebe, Lene,“ sagt der in's Schlafgemach zurückgekehrte Meister, während er seine Toilette rasch beendigt, „i weiß bigopp nit, öb-mer d'Frucht alli ine bringe. Im Kriegelisacher überchöme-mer guet siebehundert Garbe, im Stegacher wohl drühundert, und de no die halbi Neumatt, gwüß achthundert Garbe; viel mueß z'erst abgmacht si und das isch nit so gli richtig, es isch halt s'meist ighäderet oder gfalle. Weiß nit, öb das Alls gsi ma, s'wird öppis chönne.“

„Los, Jörg, me macht halt i Gottsname was me ma. Wenn numme 's Wetter het, aber i traue-n-im nit ganz guet, länger als e Tag cha's schier nümme schön si, glaub'-mer's nume, Jörg. 'sBei het mi hienecht paar Mol g'stoche wie-n-es Messer und d'Pfanne si gester de Morge scho chli agloffe

gsi, au der Güggel het nächti ganz z'Unzit aso chräihe und das si schlimme Wetterzeiche. Tummlet ech numme, Jörg, und heb d'Lüt z'sämme, i will au mache, was i cha und ma, und wenn-mer au z'Nacht d'Sichlete ha müeße, — i will's luege z'mache mit ei'm Meitschi, 's ander cha o use cho. Wenn mi numme 's Bei nit im Stich loht. Uih! mis Agerstenaug! — Jo wäger, jetz mues i halt au ufstoh, ei Zit isch nit all Zit, — i Gottsname ufgstande — — — unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin — — —"

„Ae—äh!" gähnt der Melker oben im Knechtengaden. „Scho uf? Es dunkt mi, d'Hose hebe-n-erst verplampet. Isch's scho Zit? 'scha nit si! Es het denk im Meister traumt."

Hans der Roßknecht sieht nach seiner zwiebelgroßen Taschenuhr. „Drü verbi. Oder isch si öppe g'stande? Nei, si döpperlet emel no gäng. — Uf, uf!"

„Das isch doch bigott e kei Zit ufz'stoh, all Tag wie ei Tag, wenn's no feischter isch", brummt der Michel, „so ne Burechnecht isch doch nes gschlagnigs Thier. Wenn me numme-n-au einisch recht chönnt usschlofe, so bis am siebni, achti! Aber d'Bure schinde-n-ein ganz us, euserein isch so ne halbe Schglav, bigott, s'isch wohr!"

„Wenn de usschlofe witt, so muesch numme is Bett go wenn mir au, und nit z'mitts i der Wuche und i der Ern' z'Chilt goh bis am Zwölfi, Eis. Dis roth Näiheremeitschi nimmt d'r niemer, du bruchsch-es nit so flißig z'hüete, häb kei Chummer. Herrgott, dr Meister isch scho im Stall usse, chömet Burschte, mr wei abe!" —

„Chömet ine cho nes Gläsli näh", ruft der Bauer den in der Hausflur ihm begegnenden Knechten, „chumm numme-

n-au Hans, i ha de Rosse scho ine gäh. — Michel, mach, daß gli g'mulche hesch, d'r Simon cha d'r helfe. — Machet, daß dr zitig fertig sit, und daß m'r e chli früeh cha z'Morge-n-esse! Der Hans cha go Gras abhaue, du chansch grad s'Wägeli mit d'r näh und s'Vreni cha d'r helfe. Wo isch 's Vreni? Isch's no nit zum Gade-n us oder het's sis Stieli no nit ufbunde? Das isch au e Gschicht, bis me die Hofferts-bündle dusse het. Vre—ni!"

„I bi jo do, Meister. Was söll i schaffe?"

„Im Hans go helfe s'Gras ine mache. Nehmet numme-ne rechti Portion! — Albert, du luegst zu de Rosse; aber hüt gib-ne kei wähls Chorn meh, i säg d'rs! Buuchwehroß will i hütt keini, m'r hei süsch scho gnue z'thue. Mach gflingg und putz d'Fülli au. Mir göih go Chorn abmache i d'Neu-matt use; wo si ächt die Andere, der Chasper und der Ma-thys und der Heiri? No nit do? Das isch doch nes Elend so mit Taglöhnere! Me bringt sie nit zum Huus zue, bis sie s'Esse schmöcke uf-em Tisch, und de mache sie ne halb Stund Tubak i und schlöih sätteli Für, bis d'Sunne höch am Himmel stoht; jo wenn d'Sunne nes Bitzeli warm schint, so reut-se-sie no und möchte lieber im Schatte stoh, und wenn 's hinte und vorabe schieße thät und d'Frucht alli duß wär, sie lüffe kei Schritt weidliger. Aber wenn sie nes ghübligs, steinigs Acherli z'fahre hei oder 's Holz us-em Berg z'hole, so söttme-ne uf d'Minute ufwarte und eusi Sach lo si. — Jo 's Buure chönnt ömel verleide, mit frönde Lüte! — Aha, dört chöme-sie, ömel afe zwee. Albert, säg sie sölle-n-ine cho. Michel, hesch scho gha? Und du au Hans? Nu so göiht, m'r wei-n-is hüt nit suume, es dräut im ander Wetter. S'isch fast kei Thau, — kei's guet's Zeiche! Guet Tag, Chasper, chömet gschwind ine und nehmet eis! — So, jetz ufprotzt!" —

2.

„Jetz wei-mer-is bigoscht tummle, Mariann“, sagt die Bäuerin zur Hausmagd. „'s Mannevolch isch scho uf's Feld use und der Vater het gseit, so gli as müglig z'Morgen-esse, daß alli use chönne! Halbi Vieri? Hesch de Seue z'wäg gmacht, Mariann? Thue dene große nes rechts Hämpfeli Laubersalz dri, bi der Hitz cha-me das nit unterwege loh, bsunders wenn me großi Herdöpfel fuetteret und Mehl. Thue-nen au vo dem abghände Salot dri, das chüelt. De Junge numme nit z'guet, Mariann! wenn sie nume wachse, jetz bruche sie no nit z'drüihe, im Herbst isch's no früeh gnue, wenn sie afe e rechti Größi hei. — Bertha, i Gottsname, bisch de no nit uf! Wenn au der Vater hei chäm, was meinsch, was wurd' er säge? — Liseli, du muesch au cho, gflingg!“

„O jere, Muetterli, i ma no nit uf, d'Bei gheie mer schier ab, so müed bin i vo gester, so ne ganze Tag noche-z'legge und az'träge, eusere Feusi i siebe Mädere!“ —

„Jä lueg, Chind, i d'r Ern' mueß me halt schaffe, daß eim d'Rüppi chrache, wüll 's Wetter guet isch. I bi au nit meh as sechszehni gsi und nit größer as du, i ha müeße schaffe vo de Morge de viere bis i die chidige Nacht ine und ha nit emol dörfe chlage, wohl, d'Stiefmuetter wurd m'r nes Liedli gsunge ha! Jo, du settsch ne Stiefmuetter ha, de chönnst höre bärzele. Chumm jetz, Liseli!“

„Darf i nit numme no nes Bitzeli warte, numme no nes ganz churzes Schnüfeli?“

„Du bisch es chlis Narrli! Chumm jetz und bet au!“

Die Mutter kehrt in die Küche zurück. Aus dem Hinterstübli, durch die halbgeöffnete Thür ruft eine glockenhelle Mädchenstimme: „Muetter, loset doch gschwind!“

„Was isch, Bertha?“

„Bertha (leise): „Heit dir öppe 's Hooröl eweg tho? I find es niene — und d'Büscheli au nit.“

„Was? Hooröl? Hooröl und falsch Züpfe — i d'r Ern'! het mer au scho so öppis erlebt? Wie het doch d' Hoffert igrisse und d'Narrethei hütiges Tags, me cha's nit agseh! — Und öppe vo Ornig weisch au nit viel, Bertha, und wenn öppis vernauset hesch vo dine Siebesache und Gvätterlizüüg, so sett's euserein tho ha! Gschwind mach di fertig, 's Aenni mueß eleini noche legge uf dr Neumatt usse, 's isch ne Schand, wenn's öpper gseht! 's Mathysen Frau cha no nit dört si, sie mueß au deheim z'erst 's Geißli melche. Do nimm es Schlückeli warmi Milch, Bertha, öb gohsch. Oder wotsch nes A'gmachts? — Liseli, chunsch de no nit?“

„Do bi-ni jo, Muetterli! Hei-mer Möckli z'Morge oder Bräusi?“

„Herdöpfelprägel hei-mer, Chind. Aber nimm jetz nümme vo d'r obere Platte, hesch ghört? Dört isch Nierefett und Säuschmutz dra, a eusem aber löttige-n-Anke; die Burschte mög-es scho verlide mit ihre guete Mäge, wenn's numme recht glitzeret, de gfallt's ne scho; für jungi Meitli aber isch das nit. — Gang jetz und loh gschwind d'Hüehner use und gib ne z'fresse und de bring nen Arfel Schiter ine und de muesch allenorte wüsche; Meitschi, tummle-di!“

„Muetter“, ruft die Magd von den Schweineställen her,

„Muetter, i glaube bigopp, die olti Mohr thüei hüt fährle. Chömet lueget doch!"

„Was du nit seisch! Woll, das wär jetz lustig, wennme scho all Händ voll z'thue het, dere no go abz'passe! — Nei, Mariann, hüt macht's no nüt, öppe morn einisch. Eineweg ghei-ere ne rechte Hufe Strau ine und dann und wann cha-mer glich goh luege. Jetz schloht's halbi Feufi. Lueg doch, öb mer d'Herdöpfel no nit chönn uszieh. s'Gaffe isch gmacht und d'Milch isch jetz au süttig. Dä Hafe do, mit de Blüemlene gisch de Chnechte-n-ufe, das isch halbabgnohni und zwöimol erwellti. Im Vater will i de no nes Ameletteli mache, er mueß au gar grüsli dra si und ma d'Herdöpfel nümme so guet erlide —"

„Und mir au eis, Nenni", ruft das mit dem Kehrbesen handtirende Liseli aus der Stube heraus, „mir au nes Pfanntäschli!"

„Du bist nes Glusteveli", schilt lächelnd die Mutter. — „Bring-mer d'r Anke- und d'r Schmutzhafe, Mariann, und de gang go Tisch decke!" —

Nach einer Weile verfügt sich die Bäuerin in den Pferdestall und sagt zu ihrem, nebenbei gesagt, vielgeliebten Sohne: „Albert, bisch bald fertig mit de Rosse? Pfif doch im Vater und dene Burschten i dr Neumatt usse, 's isch kochet! Thuet dr dr Arm no weh?"

„No eisder e chli, Muetter, do oben a dr Achsle, i cha nit guet i d'Höchi länge, nit emol guet d'Roß putze."

„Jöre Gott, das hätt di au chönne wirse, Arm und Bei hätt'sch chönne breche, so höch ab-em Wage-n-abe z'falle. Gottlob isch ömel nüt broche! Du muesch di aber au besser in Acht näh, du bisch so verwäge, 's isch mer eister Angst! — Und bete muesch au, bsunders am Morge, zum Schutz-

engel! — I will dr Vorschutz und Salzwasser zwäg mache, das isch exelent guet, wenn me ne Nerve verstreckt het. Und gang mr hüt nit uf e Wage-n-ufe, hesch ghört? Der Hans cha doch gwüß au Garbe lade? — Michel, cho z'Morgenesse, bisch fertig im Stall? Isch dr Simon hei us dr Chäsi?"

Die Erntemannschaft, Männlein und Weiblein, bringen einen guten Appetit mit an den Frühstückstisch. Das that die frische Morgenluft und die fleißige Arbeit in Feld und Gehöfte. Nur dem Chasper scheint das Erdäpfelbräusi, so eine schöne goldgelbe Kruste sich auch darauf befand, nicht sonderlich zu munden, er trinkt die zwei Tassen Milchkaffee rasch aus und stützt den Kopf träge in die Hand. Auch ist er kaum erst vor einer Stunde zur Arbeit eingetroffen.

„Chasper, wo fehlt's? Bisch öppe chrank?" fragt die Mariann halb theilnehmend, halb spöttisch.

„Er het denk no vom Nächtige gnue", sagt der Michel, „er isch au i dr Straupinte gsi und het hulfe 's Webers Toni wieder einisch ussäckele. Het's brav z'suufe gäh, Chasper, und heit-er au Würst gha und Chäs? Du wirst au zueglangt ha, 's isch-mer, i heig's gseh. S'cha dr hüt wohl e chli übel si! Hesch öppe-n-e chli Bschwerde im Herzgrüebli?"

„Meinsch öppe, i sig au so ne ne Schmarotztüfel wie du? I schämt-e-mi doch. Jo d'rbi bin i gsi, i ha nit gwüßt, was das für ne Lärme-n-isch i dr Pinte, z'mitts i dr Wuche und i dr Ern'; dr Wunder het mi tribe, go ine z'güggele. Do het dr Toni d'Fläsche gschwunge und gsunge, nei brüelet d'rzue, wie nes Muneli und dr Tisch isch voll Lüüt gsi und sie hei glöthet und wenn d'Fläsche leer gsi si, het dr Metzgerkobi wieder zwo ander lo bschicke. Dr Toni het dr Geldseckel uf-e Tisch use gschlage, daß d'Feufliber umenandere gumpet si.

„„J ha no meh dere Güsel deheim, suufet nume, Burschte, und singet! He, dir dört äne! chömet au dohi, 's isch Sache z'gnue do -- die Gablerbuebe bruche mi nit z'erbe, die Hungerlider!"" Do isch grad d'Thür ufgange und dr Gablersepp und dr Durs si ine cho. 's Füür isch dur e Toni ufgfahre, d'Auge si worde wie Pfluegsredli und hei frei zündet wo-n-er sini Herre Schwöger gseh het. „„Singet numme zue, Chnabe, so luut as dr chönnet und suufet ungenirt — — —"" het er gschraue.

„„Toni, du söllisch hei cho", het dr Gablersepp gseit, 's isch öpper do, wo zue-dr will. Chumm grad —""

„„Jo i weiß scho, wer deheim isch, mi Frau isch deheim, wo dir all Tag ufwiset und die mr wüest thuet wie-m-ene Hund! Gället, dir weit mi lo vogte, dir Ch....? Aber dir werdet wohl abschmöcke... und mit-em Erbe müeßt-er no warte, potz millidie! ehnder träg i dr letscht Batze i Rhyn oder v'rschenke 's letscht Acherli im e-nen arme Tüfel — suufet numme Burschte, so viel dr möget! mini Herre Schwöger hei mi scho g'erbt, sie sölle das bholte, wo sie mi bschisse hei bim Uuschauf —, suufet!"" — Das isch gange! Wenn sie d'Gablerbuebe nit furt gmacht hätte, so hätte sie no Karwatschis übercho, 's hätt ne nit gfehlt. —"

„Es isch ne bösi Gschicht mit dem Toni", sagt der Bauer ernst, „keini Chinder, Ufriede im Huus, all Tag ne Schnapsrusch, all Jahr z'rugghuuse — 's isch ne truurigi Sach! Dr Schnapstüfel het doch scho Mänge z'Grund grichtet, richi Burschte, wo vermöchte nes guets Schöppli z'trinke, ruiniere Lib und Seel i dem elende Gsüff, 's isch ne Schand! Zu miner Zit het me nüt vo dem gwüßt, es nimmt ein Wunder, daß dr Herrgott no ne Herdöpfel wachse loht oder d'Brönnereie nit i Herdboden abe schießt, so goht's afe zue.

Au i de Wirthschafte isch kei Ornig meh. Suufe und gragöhle bis am Morge, Sunntig und Werchtig, Sprützligbuebe und husarmi Mannli, kei Wunder ma dr Weibel fast nümme gcho und nimmt 's Elend eister meh überhand. Wer will dure Tag schaffe, wenn er ne sturme Chopf het und nüt gschlofe?" —

Der Heiri stößt den Chasper mit dem Knie an, die Mägde blinzeln ihm schadenfroh zu, dieser aber thut, als ob er nichts merkte. Das Frühstück ist beendigt, der Bauer betet und mahnt zum Aufbruche. „Bisch fertill im Stall, Michel, hei d'Kalber gha?"

„Jo, 's isch fertig. Numme i dr Gäbelchueh mueß i no Wasser ine träge, si het jetz wieder meh Gsüchti als nie; sie cha kei Tritt meh laufe und het Chnüdere am Chnöi wie Tschäpperwegge. Die Salbi vom Chueret het au nüt ghulfe, im Gegetheil."

„I ha's scho gseh, daß es wieder böset, i will ufhöre doktere, 's nützt doch nüt. Hätt ig sie numme im Jüdli gäh, i löse all Tag wie weniger. Wenn's Herbst oder Winter wär, i thät sie selber metzge, aber bi der Hitz — was isch do i dr Chuchi usse, chönnt dr bald einisch cho? Mueß i öppe 's Scheesli bringe und dr Fuchs?"

„Zwöi si afe gange und die andere si druff und dra", entgegnet die Bäuerin etwas gereizt. „Mueß i öppe-n-au no cho und 's Meitschi au? I chumme jo scho, lieber as fast z'Grund z'goh i dere Rauchchuchi ine, z'Mittag chönnt dir jo choche und abwäsche mitenand und i dene zwölf Säue chasch d'Zitig ufstecke."

„He, he, Müetti, nume nit so g'kiberlet, i ha jo di nit gmeint, bhüetis Gott! und 's Chline cha dr au helfe, aber die andere sölle d'Strümpf binde! — Simon nimm dä groß

Räche und d'Schitergable. Albert hesch d'Bänder uf e Wage tho? Mach weidli, öppe füfzeh Büscheli! Und de chumm! Weisch wie's heißt i dr Bureregel: Wenn d'Knechte schaffe sölle, so mueß dr Bur voreweg! De Morge dr Erst, z'Obe dr Letscht — anderisch goht's nit, Albert!"

„I ha mi Sach no eister gmacht, Vater", entgegnet etwas gekränkt des Bauern Sohn.

„Jo schaffe thuest scho, aber du settisch notisnoh afe dra denke z'meisteriere; i bi nümme hütig und ma au nit eister vora stoh. Hüt müeße-mer's bsunderbar lo laufe, d'Muetter prophizeit Rege, und denk, wie viel mer dusse hei! I goh, mach daß nache chunsch!"

„Vater, los no ne-n Augeblick! Worum hesch 's Ameletteli nit gnoh? 's isch im Stübli inne im Oferohr, chumm i will dr no nes halbs Schüsseli Gaffee drzue ischenke. I mueß dr Ehr athue, wie-n-eme Landvogt! Chumm gschwind! — Channsch z'Nüni nit hei cho? I ha dr nes Säuzüngli g'chochet."

„Es cha nit si. I cha nit vo de Lüte ue-weg goh, du söttisch das wohl wüsse. Sie schüche dr Albert no z'weni."

„So thue-drs z'unterisch i's Znünichörbli, 's Bertha wird's scho merke. Channst es scho öppe näh, daß es Niemer gseht."

3.

„Lueg wie das au Chorn isch“, sagt der Mathys zum Heiri. So dick wie-ne Bürschte, läng wie 's Wärch und fast nüt gfalle! Euse Bur mach hür ömel tuusig Garbe meh als värn und het doch nit mehr g'säiht. Aber dr Mist, dr Mist! — Wenn i numme-n-au ne Jucharte dere hätt! Gib mr Füür, i ha kei Zundel meh!

„Jo, do i dr Höchi isch 's Chorn schön grad uf, aber dört im Bach noh isch's ighäderet, du wirst's g'seh, me cha's fast nit abmache; 's isch grad, als hätte tuusig Häxe d'r Ziebeletanz gmacht druf ume. Dört unte müeße-mer's numme so usehöggle mit-em Segetzespitz. So, scho wieder einisch dure ghaue! Wenn i numme so viel chönnt hei neh, as i hütt möcht abgmache!“

„O du eifältige Kerli!“ wirft der Simon ein, indem er die Sense zum Wetzen aufpflanzt, „wenn i de wünsche wett, i wüßt öppis anders als dumms Strau und es Bitzeli Chorn dra. — Herrgott, hüt wird's heiß! — Wenn i numme feuf-tuusig Moß Schampanner hät und zehtusig Hamme, keini liechter as zwänzg Pfund, und Feufliber so üiel, als i mit 's Meisters zwee Cholene möcht gfüehre dr Rüttistutz ab — Donnerwetter, do het mi ne Bräme grad uf-en Augsdeckel gstoche, das verdammt Veeh!“

„Du channst no lang wünsche, bis es numme zum-e-ne

Geißli bringst", höhnt der Karrer, „es wär schad für d'Feufliber, wo gwünscht hesch; dr Batzewirth hätt sie gli, und dä het scho gnue. — Ale, noche Chasper, loh's laufe! Haut's dr's nit hüt?"

„Wem Tüfel wett's es haue! Do han-i d'Segetze an en Stei ane gschlage, so groß wie ne Cheigelchrugle, jetz gang und mäih mit dene Lücke! Chönnt-'r die nit au abfüehre, Hans? Was thüet ihr au, dir drei Chnechte und dr Albert 's Johr us und i? Denk die halbi Zit a 's Tennsthor stoh und luege, wo d'Spatze-n-ume flüge?"

„He jo frili. Emel a-mene Morge dörfe-mr nit z'gli a d'Arbet hi, süscht chönnte d'Tauner deheim nit schlofe bis am achti, nüni, sie thäte verwache und das wär gar grüsli. Wenn 's Martis Weiher über Nacht voll rothe Wy wurd, du merktisch ömel nit, bis en d'Nochbure halb usgsoffe hätte und das wär e trurigi Sach, du thätisch di jo z'Tod pütsche!"

Alle lachen. Auch die Meitli haben ihre Zattentouren nachgelegt und trocknen sich den Schweiß von dem hochglühenden Gesichte.

„Nu, Vreni, macht's d'r au warm?" sagt der Simon, „häb nur recht Ernst, am Sunntig göih-mer z'Tanz is Rüttibad und i d'r Faßnecht thüe-mer Hochzit ha, nit wohr?"

„J bedank mi viel Mol", entgegnet das dralle Mädchen schnippisch, „so nes groblächtigs Taunermeitschi wär dir jo viel z'leid! Dis Näiherli mit sine Millione Laubflecke, de falsche Züpflene und dem papierige Junti thät si jo hintersinne, was denkst au? Dir passet just z'sämme, wie nes Sunneparisöli und ne Mistcharre, hi hi hi! Michel los'! Was seit albe-n-au 's Karlineli, wenn dini Hose so chüehdräckele, daß mer sie uf ne Halbstund wit schmöckt? Das wird sis spitze Näsli schön rümpfe . . ."

„Manne," sagt der Bauer, der ebenfalls seine Schwade vollendet hat, „ihr müeßt strenger wetze, denn fallt au nit so viel Chorn ab. Lueget, wie's lit! Es isch au gar z'halig. Wenn's druf regneti, mr thäte 's halbe verlüre. Mer wei-n-is tummle bis z'Obe, es dräut stark im ander Wetter. — Meitlene, leget numme eigelig noche, hesch ghört, Bertha?"

Me cha's nit wohl eigelig mache, wenn me so mueß sprenge. Mir hätte wohl no nes Meitli nöthig gha, bsunders Nomittag —"

„J will dr Heiri froge, öb sis Meitschi nit chönn cho."

„Jä i denke nit, daß es d'Heirene löih goh. Es isch gar pressirt mit em passimente und s'dusse schaffe git gar ruchi Fingerli. J will z'Mittag selber go luege, oder villicht chunnt 's Steffes Fraueli, wern's nit grad Aehri ufliest. D'Muetter cha-n-em au öppis gäh, aß es z'friede-n-isch."

Eine Schaar lärmender und johlender Schnitter und Schnitterinnen kommen des Weges gezogen, bei der Neumatt vorbei.

„Si das nit 's Benze?" fragt Albert, des Bauern Sohn.

„Potz tusig, kennsch du numme 's Güllebure nümme, — 's Anni, di Schatz? neckt das Vreni. Albert wirft dem Meitli einen unwillig strafenden Blick zu.

„Jo, das si 's Güllebure", bemerkt der Hans, „i könne dr Manzli am Jole-n-a, unter tusige thät ig ne b'chönne. Und dört der chrumm Schnider, wie dä sini Gabriole macht voreweg, er mueß scho z'Nüni gno ha, oder wieder nes Rädli z'viel im Chopf! Und 's Anni probiert so schön z'trämpele do verbi, lueg Albert!"

Es sind wirklich 's Güllebure. Es werden Gruß und Scherzworte gewechselt, hüben und drüben. „Macht's-ech au

warm?", „sit-er flißig?", „sit-er au scho erwachet?", heit-er au Sunntig am aluege-n-a?" u. s. w.

Auch die beiden Großbauern grüßen auf ländliche Weise.

„Dr heit gar Ernst, Jörg. Wie stoht's, bisch bold fertig?"

„Jo, Chlaus, wenn's Wettter guet blibt, mein-i 's gröbere hüt no ine z'bringe. Was macht au der Barometer? I ha nit emol gluegt am Morge."

„Er isch meh as e Gran abe sit nächti. Ganz sufer isch es allweg nit, 's Wibervolch seit, d'Pfanne siege-n-aglaufe und d'r Rueß ghei abe, und hüt am Morge früeh isch der Ufferwind cho, ganz läih, und i dr Mistgülle hei si d'Spatze badet, keis guets Zeiche! I ha nit Alls rif, süscht hätt i hüt au fertig möge. — I mueß au noche, me cha nit en Augeblick suume, wenn me frönd Lüt het. 's chost süst scho gnue, es ist e grüsligi Sach, wie die eim 's Geld zum Sack us nehme! Und was das z'Esse brucht! Und wenn me ne d'Schnapsfläsche nit all Stund vor d'Schnurre het, so si sie uwirsch und ful. 's isch kei Gspaß meh z'buure, hütiges Tags, 's chönnt eim verleide, bigoscht 's isch wohr!"

Auch des Güllebure Anni richtet im Vorbeigehen an Albert eine ausgesuchte, sehr plumpe Scherzrede, dieser aber gibt eine Erwiederung, von der man nicht wohl wissen kann, ist sie sauer oder süß. Wenigstens mäht er rastlos zu, während die Bauerntochter in einiger Entfernung sich nach dem hübschen, schlanken Albert nochmals umsieht, ohne daß der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit dies sonderlich zu merken scheint.

„Z'nüni näh!" ruft der Mattenhofbauer, „Bertha, bring 's Chörbli!"

„Mr wei doch e chli i Schatte hocke! untere Holzbirli-

baum!“ beantragt Albert, „mir chönne no gnue a dr Sunne brote! Vreni, isch ’s Wasser no früsch? I mueß nes Schlückli ha.“

„I will’s reiche, es isch ömel im Schatte gstande und drzue isch es Krebsbrünneliwasser, das wird nit grad läih.“

Sie setzen und lagern sich im Schatten des großen Birnbaums. Der mächtige Leib Brod macht die Runde und nachdem ein Jedes sich einen Bissen abgeschnitten, war nur mehr ein „Vierteli“ übrig. Das Mariann legt den zweiten Leib auf das, mitten im Kreise ausgebreitete, reinliche „Zwächeli“, darauf steht ebenfalls ein Teller halbfetten Käses, in Würfel geschnitten. Den Knechten und Taglöhnern steht eine Flasche Branntwein zur Verfügung, der Bauer, sein Sohn und die Weibsleute laben sich an kühlem Apfelmost, so dem dickbauchigen Steinkruge entquillt, auf welchem ein schwarzer Raubvogel mit ausgebreiteten Flügeln gemalt ist. Des Bauern hübsche, schlanke, etwas brünette Tochter Bertha hat es so einzurichten gewußt, daß sie, an den Baumstamm sich lehnend, der Gesellschaft den Rücken kehren und es ermöglichen kann, ein Gütterli Wein, das sie im Jüppensacke mitgebracht, in das Glas auszugießen, drei mächtige Stücke Zucker darein zu versenken und ein Stück weißes Brod von des Mutters Laibli zu verzehren, ohne daß diese kulinarischen Operationen von den Uebrigen bemerkt worden. Um die allgemeine oder besondere Aufmerksamkeit der Anwesenden ganz sicher von sich abzulenken, wendet die Schöne ihr Köpfchen halbrechts um und in die Ferne deutend, sagt sie: „Ist das dört nit der Seilerbastian, wo Frucht abmacht? Und denk si jungi Frau? Isch’s so ne schöni, Mathys? Du hesch sie als Nochber gwüß scho gseh? ’s nimmt mi Wunder, daß e Modiste au use darf go schaffe, ’s wird sie suur gnue acho, bi der Hitz!“

„Ne hübschi?“ erwiederte Mathys. „Ig weiß nümme recht, was hübsch isch. Wenn i meh Eini wett hürothe, so luegt i uf hunderttusig Dublone, die si schön und werde nie wüest. ’s Ander ist nüt: Rothe oder grüene Bäckli, schwarze, gähle oder rothe Chruseli, i paar Johre, wenn’s etligi Mol donneret het, si die Wibli alli glich wüest — oder schön wott-i säge, und löih d’Fecke und der Heuel hange, ’s isch e Gruus!“

„Du bisch e wüeschte Uslacher, Mathys, schäm’ di au!“ schilt die Bauerntochter. „Oemel d i Frau isch no eister e schöneri as du, weisch das!“

„Seiht, Manne, nehmet au“, ermahnt Albert, „nimm Käs, Heiri, und du au, Mathys! Do isch Brod, Hans schenk i! so nes Guraschiwässerli isch nöthig bi der Hitz und wenn’s lauf mueß; grifet zue und löiht-ech’s nit greue!“

Nachdem der Chasper wieder ein Gläschen hinter die Cravatte geschüttet und das letzte Schlückchen wohllüstig gekostet, sagt er, sich das rothe Aeuglein reibend:

„Jo, vori ha-n-i ghört, wie der Güllebuur zum Vater gseit het, ’s bruch so viel z’Esse für die frönde Lüt, i de Werche ezätera. So ha-n-is ömel verstande. Wohl, bim tusig Donner, dä möcht i gseh, wo sie bi dem Giztüfel überesse chönnt! Nit emol zwo Fleuge chönnte si durebringe, mit dem, was dört für isch, dr ganz Tag, bi alle Mohlzite! I weiß es, i ha au-n-es Johr, Summer und Winter, dört usghalte, und das will öppis heiße! All Morge ha-n-i dr Hosegurt um-e-nes Löchli enger binde müesse, so ha-n-i gschwinet. Nummen einisch hei-mer au recht gnueg g’esse gha, ’s isch selb Mol gsi, wo mer im Anni si dreckig Strumpf im Oepfelbri gfunde hei, ha ha ha!“

„Ha ha ha!“ lachten Alle, mit Ausnahme des Bauern und dessen Sohn.

„Vom Brod, wie hert und schwarz das isch, wei mer gar nit rede,“ fährt der Chasper fort, „und wenn der Olt Schnaps ischenkt, so thuet er drgliche, er gseih nit wohl und macht die Fingerhüetli blöseli halb voll — nei, dä brucht si nit wege dr Uverschantigkeit der Dienste z'henke, wenn's-en nit süsch öppe-n-achunnt, ha ha ha!“ —

„Los, Chasper, du hesch nes recht ungwäschnigs Mul“, erwiedert der Bauer strenge, „das schickt si nit und i ghör-es nit gern! — So jetz wei mer denk wieder drahi. Bis am Zehni wird's do abghaue si, 's wird nit viel überblibe, wenn mer Ernst hei. Meitscheni, us em Schatte, Marsch!“

4.

Während sie draußen auf dem Felde, in der heißen Sonnengluth, die goldene Frucht mit rauschendem, taktmäßigem Sensenstreich Schwade an Schwade legen, hat die Bäuerin zu Hause ebenfalls alle Hände voll zu thun.

„Jesis Gott, Liseli, es schloht scho halbi Zehni im Stübli inne, mr wei gschwind 's Gaffee ustrinke und mache und goh! Mr hei die größti Zit, i darf nit dra denke, was Alls no z'machen isch!“

„I will numme no nes chlis Ankeschnittli näh — Muetter! wo isch das brune Ding? Ihr wüsset wohl, was i meine —“ — (Liseli leckt sich den Zeigfinger) — „umme nes chlis Tröpfli druf, Müetterli! —“

„Het me au scho nes settigs Schleckmeitschi gseh! Nei bigoscht, du denkst nummen a di Glust, schäm di au, da'sch ne Sünd! Se, do nimm ne chli, aber läng mr nit mit-em Brod dri oder mit-em-e schmutzige Löffel, i will doch nit Ambeiße im Hung ha, wege so-me-ne Glusteveli! — Jetz chumm aber, oder du machsch mi höhn! — Gschwind gang go dürr Schnitz reiche us dem groß Trog im Estrig obe. Nimm us em linggen Egge gegem Pfaisterli, däis si die öltere; sie wei scho vermilbe. Imbhüsler dere si keine meh, selb isch jetz gseit, die si numme guet für grüen z'esse. — Bschlüß emel guet, daß d'Müüs nit inechönne!“

„Muetter, hei mr Fleisch z'Mittag?"

„Nei, nei, z'Nacht hei mr jo d'Sichlete, de bruucht's scho Sache z'gnue, Fleisch und Brotis und Chüechli, i darf nit dra denke! 's isch nit, aß mi reut, wenn's numme scho gmacht wär und g'kochet, 's gruset mr, i cha's nit säge wie, bi der Hitz und bi mim böse Bei!"

„Hosche! Hoscheho!" poltert es an der Hausthüre draußen.

„Wer isch do?" fragt die in der Küche handtierende dicke Bäuerin.

„Oeb dr Säu z'ringle hebit?"

„Jo, die hintere schwarze Chäzere sötte g'ringlet si, sie hei e ganze Tag kei Rueih — aber 's isch jetz keis Mannevolch drheim."

„I bruche weder Mannevolch no Wibervolch, i cha's ne lei. 's Meitschi söll=mer si numme zeige und öppe ne Hälsig bringe." — —

„Jösis Muetter! wie goht dä Burscht mit dene Säue um! sie brüele, 's goht eim jo dur March und Bei, i bi devo gsprunge."

„Gschwind Meitschi, thue d'Schnitz is heiß Wasser z'weiche. I will dr Anken usloh. Lueg au do die Balle=n=a, ömel zwölf Pfund, das bruchts bim Tröpfli! Aber 's reut mi nüt, mr heige gottlob gar e schöne Ern', seit dr Vater. — Nih! wie sprätzlet das! Sobold as der Anke=n=usgloh isch, muesch de d'Schnitz überthue, 's isch au öppis erspart und sie werde gar tusigs guet. Gang 's chli Chesseli voll Surchabis go usenäh! chausch's ne leini? Jä lueg, d'Stei si gar schwär Deck ömel wieder schön zue, as er nit abstoht, das wär ne Gschicht, i chumme lieber selber. Reich mr no gschwind nes Aerfeli Schiter, Liseli!"

„Muetter, de Chemifeger isch dusse, er frogt, öb'r chönn rueße?“

„Het dä Mönsch au no Verstand? Zmitt's i dr Ern' cho chemifege? So ne Dreckerei astelle, wenn me süscht nit weiß wo wehre! Er soll nes anders Mal cho!“

„So, Frau, jeß si d'Säu gringlet, bi dene isch's nöthig gsi.“

„Was chost's?“

„Drißg Santine, will's Euch isch. Nes Gläsli müeßt er mr no ischänke.“

„Do nehmet's gschwind uf em Bänkli, i cha bigoscht nit vom Anke-ne weg, er chönnt mr überchoche, Liseli, hau-em Brod ab. — J ma fast nit g'cho mit rüehre, Liseli, zieh d'Schiter e chli use!“ —

„Muetter, die chline Hüehnli thüei so hungrig, sie springe mr no, wo-n-i stoh und goh.“

„Jä, die möge halt all Stund. Gib ne nes Tellerli voll Hirs. Aber jag dr Güggel furt und die große Hüehner, die si gar uverschant. Das lahme Muetzhuehn chasch lo si, 's isch au nes arms! Si d'Schnitz gwäsche?“

„Jo, Muetter! — Chumm bibelibibi! chömmet weidli. — Sch-sch-t! dir olte Chätzere, göiht dir go 's Fresse sueche, 's isch gnue um d'Schür ume!“

Der Haushund bellt wie wüthend. Die Bäuerin, an den siedenden Ankentopf gefesselt, ruft:

„Wer isch do?“

„Zwäi arme Räisende bitten um nen Zehrpfennig! Schon lang uf der Räis und ghei Arbeit.“ —

„Die Bäuerin sucht in der Jüppentasche nach Kleingeld. „Do, chömet, reichet's!“

„Dangg gar schen! Mücht Se bitte um ne paar alte Hose oder ne Hemd oder Bottine —“

„Loset Chnabe, i ha i Gottsname nit dr Zit nochez'luege, aber i weiß wohl, daß nüt meh settigs ume-n-isch, es chömen au gar z'viel. Do het jede no nes Stückli Brod! — 's isch gern gscheh! adie wohl!“ —

„Muetter, was hei die welle? Der Eint isch gar es sufers Bürschteli gsi, nes bluetjungs! 's isch au grüsli, so umez'laufe so wit vo Heimet. Woher isch er ächt?“ —

„Du bisch nes dumms Meitschi! Die hei's besser as eusi uf-em Feld, wo sie fast z'Tod müesse schaffe bi der Hitz. — So, jetz will i dr Anke abschütte und de gschwind d'Schnitz über! Wäsch dr Surchabis, Meitschi, drück-en guet us und de thuet me Speckfeiße dra — dört im Gänterli isch es, im rothe Häfeli — nei nit dört! Jo selb im Eggeli!“ —

„Muetter loset, es si scho wieder zwöi im Huusgang usse, as heusche.“

„Bring-ne Brod, dört vom öltere.“ —

„Muetter, wüsset-er, wer's gsi isch? Im Lünzifranz sini Chind. Herrschaft-ine! Wenn mer das i dene gseit hätt, um-e no vor zwöi Johre, daß d'Chind no müesse go bettle.“

„Jo, gsehsch, wie's dene goht, wo nit huuse und numme fullenze und schlecke weih und Hoffert tribe! do cha mer nes Bispiel näh! — Gang no nes Bitzeli Salot go rüste, vo dem kruslete im hintere Garte. Der Albert ißt en so gern und ma dr Surchabis nit guet verlide. Gang gschwind, i will de chline Säulene z'weg mache.“

„He dr tusig! dä Albertli mueß doch alles Guets ha! dä chönnt au ässe was chunnt, er wird süst numme z'meister-losig.“

„Nei, nei, Meitschi, 's isch dr nit Ernst, du thätst jo

briegge, wenn er nüt apartigs überchäm. Was wotsch aber au du säge vom meisterlosig si?“ Und wie der Bueb mueß schaffe vom Morge bis z'Nacht!“

Liseli hüpft lachend davon. Als es nach einer Weile mit dem Salat zurückkommt und derweil es denselben unter dem Küchenbrunnen spült, sagt es:

„Muetter, hüt taufe si is Länge Kädini. Wüsset-er au, wer hoffärtig isch? Seiht, rothet au, Muetter!“

„Aba, plog mi doch nit mit settige Sache! Was gheit eus doch das! Mi nimmt's ömel nüt Wunder, wenn-i süst schier nit weiß, wo mr dr Chopf stoht. Gang go ischnide, vom herte Brod, hesch ghört? Was grauelig isch, schnid d'rvo. Mach beed Schüssle voll bis dohare, lueg do! und mach numme ganz reine Mümpfeli, d'Suppe wird viel besser. I eusi Schüssle thue e chli meh Rauft, 's goht gar schön uf. Me thuet de no Bohne dri, wenn sie no nit schmöcke, — o heie, sie si scho suur! Me cha doch schier nümme choche bi der Hitz. — Jetz muesch meh Brod ischnide, öppe bis do ufe. Schnittlig und Petterlig muesch au druf thue, das git e gueti Chust.“

„Jetz, öb-i goh, müeßt-er z'erst wüsse, wer Gotte und Götti isch hüt, öb d'r wellet oder nit.“ Das junge, sehr schlanke Mädchen umhalset seine Mutter und hält sie bei der Schulter fest. — „'s Maritze Frau het mer's im Garte gseit, wo sie Windle ufghenkt het —“

„Gang mer doch ne weg, du Gäuggelmeitschi“, ruft lachend die Mutter und macht sich los, „gang schaff du —“

„Loset doch au, wer Gotte-n-isch: 's Wegmachers Gritli mit 's Chuerets Fritz! Das wird sie meine, Hergulani! Und ufzieh und ränggele! 's meint gwüß, alli Spatze und alli Schwalbeli lueg-es a und jetz chönn-em dr Fritz nümme fähle-

Und er lachet's doch numme-n-us! — Isch das gnue igschnitte, do i dr chline Schüssle, Muetter?"

„Jo, 's isch gnue. I die anderi muesch meh thue, Chind."

„Muetter — i wett, i chönnt au einisch Gotte si!"

„O du eifältigs Meitschi, was chunnt dr au allerlei i Sinn! Gotte si? Jo das isch en Ehr, die macht dr Geldseckel leer. So mit-em-e Zehfränkli chunnt me ume nümme guet a, und de d'Guetjohr und 's Großguetjohr und dr Santiklaus — nei, Meitschi, du chunsch no früeh gnue, denk numme dra. Ig und der Vater müesse jetz no eister siebezeh Guetjohr gäh und 's Bertha scho feufi und der Albert drü, das chost ne Hufe Geld im-e-ne Johr — thue grad uf jedi Schüssle nes Hämpfeli Solz — und me het süscht scho gnue z'huuse, wenn me will bi dr Sach blibe. — Bring mer au nes Hämpfeli Solz für e Chnöpfliteig. — Fleisch isch doch schön z'choche gege so nes Gschlirg am-e-ne Fasttag, Chnöpfli, Pflutte, Wasserschnitte und Bappe — i ha's nie gern g'chochet und mer isch au nie wohl drbi. Und 's mueß doch au si. — Lueg, so mueß mr de Teig chlopfe, du muesch's au lehre, du bisch nüt meh z'jung. 's Bertha isch nit ölter gsi, es het scho recht guet chönne choche. — Bring mr au drü Eier us em Chrättli dört im änere Gänterli; sie si doch no guet? Chlopf sie. Jo die si no früsch. — Lueg doch, öb's Wasser chochet und nimm d'Schnitz ab, sie bränte jo scho ne chli. — Was isch das für nes Grumpel i dr Schür usse?"

Bettlerweib unter der Küchenthür: „'s isch eue Suhn, er nimmt ne Wagen use, Frau. Gebt mer au nes Almuese der Gottswille oder öppis e chli z'Esse, Frau."

„So, isch dr Albert hei? Albert! Albert! — Liseli, gschwind gang-em go helfe, er wird no nes Fueder Garbe

welle ifüehre vor-em Mittagesse, gang gschwind go helfe aspanne!"

Das Mädchen hüpft trällernd davon.

„'s isch schön Wetter hüt. Dr heit gwüß viel inez'thue, Frau?"

„Jo, gar viel, wenn numme 's Wetter het bis z'Nacht. Do heit-er öppis, sätt, nähmet das au noh und göiht einisch für mi vor d'Ablösig."

Die Bäuerin kratzte den Teig in die mit siedendem Wasser gefüllte Pfanne, die Teigstückchen verwandeln sich binnen Kurzem zu harten Klößchen, die mit der Schaumkelle ausgezogen werden. So nes Plätteli voll zu kochen für paar Leut, das ist nes Kinderspiel, aber für so ne Menge, die alle mit hungrigem Magen heimkommen und bei der Gluthitze und dampfumquollen da zu stehen, ach das ist eine harte Arbeit für so ne ältliche und noch dazu fette Bäuerin.

Und draußen hört sie einen schweren Wagen rollen, Pferdegeschirr und Ketten klirren und Rosse wiehern — der Albert spannt an, und es läutet schon Mittag und erst ein Plättli „Chnöpfli" das „untere". Die Bäuerin kratzt den Teig nicht mehr so eilig, immer größere Stücke fallen in das sprudelnde Wasser, die Knechte haben ja gute Mägen, und man muß doch machen, daß zur rechten Zeit gekocht ist, der Vater ist in dem Fach gar ne strenge; und es muß doch so viel gemacht werden für die Läut und die Säu.

„Liseli! Liseli! wo bisch au?"

Das Mädchen kommt vom Hofe her laut schreiend dahergelaufen und sich hinter die schweißtriefende Mutter flüchtend: ruft es in komischer Angst:

„Muetter, Muetter, löiht-en nit zu, er will mi chlöpfe!

Es ist ihr Bruder Albert, der mit der langen Peitsche in

der Hand ihr nachgeeilt kommt. „Jo wenn mr no einisch Güllemattbuur seisch, so hau dr dini lusige Züpfli ab und nagle si a 's Tennsthor und schmier di de no ghörig us, glaub's numme, du donners Gäxnäsi du!“

„Chönnt-er-enand nit au rüehig loh und müeßt-er enander eister helche, Fratzezüg, as dr sit!“ schilt die Mutter. „Und handkehrum machet-er wieder 's Narrli, wenn me so viel z'schaffe het. — Albert, wie stoht's? Weit-er Vormittag no ifüehre? Chunts nit gar spot use?“

„Nei, Müetti, mr chöme gli hei, drühundert Garbe si scho bunde und die si ufglade wie-ne Schin. Mr müeße dä Morge no ifüehre, süst möge mr nümme g'cho. Heit-e-mer nüt, Müetti?“

„Wohl, wohl! Chumm rüehr do Liseli! — Lueg do isch no nes Stückli Wäie und uf em Tischli im Stübli ne Reste Wi — aber mach weidli, dr Vater blanget gwüß! — Heb ömel Sorg, Albert, der Hans cha jo lade und zue de Rosse heb au Acht, daß nüt ungschickts passiiert, sie si schröckli wild!“

„So jetz goh-n-i, Muetter! Meitschi, do hesch no nes Ziggi!“ Er versetzt dem Liseli mit dem Peitschenstock einen leichten Schlag auf den Rücken und springt laut lachend davon. Liseli schreit, wohl mehr als nöthig, laut und will ihm nacheilen.

„Do blibsch, Meitschi! Wotsch folge? Ale Marsch, go Tisch decke! Zell sie ab, wie mängs as chunnt cho esse. Und vergiß nit d'Solzbüchsli und dr Pfeffer, i sett-er das nümme müeße säge! Aber mach-mer d'Schassiläde no nit uf, wie gester, daß d'Fleuge ine chöme — Jösis, jetz han-i ganz vergesse no de Säue z'luege — thue no nes chlis Gäzi voll warms Wasser a Surchabis, gschwind!“

Im Begriffe, so geschwind, wie es ihre Korpulenz erlaubt, nach den Schweinsställen zu eilen, wendet sich die Bäuerin wieder um.

„I bi au ne Sturm! ha scho lang de chline Säue z'weg gmacht, i will's grad mit-mer näh!"

„Muetter, i will d'Melchtere scho use träge, göiht numme!"

„Nei, nei, Liseli, du bisch no z'jung, 's chönnt-dr schade; mir macht's nüt meh."

Vom Dorfe her erklingen die Töne der Sterbeglocke. Das mit Tischdecken beschäftigte Liseli läßt Teller und Bestecke im Stich und eilt vor's Haus. Bald kommt es in die Küche gerannt, und da es hier die Mutter nicht trifft, so eilt es nach den Schweineställen.

„Muetter, wüsset-er wer gstorbe-n-isch? 's Durse Felix. 's Wagners Bäbeli het mer's gseit, 's isch do verbi mit em Esse. Jösis Gott! er sig numme drei Tag chrank gsi — d'Chopfchranket!"

„Allweg. B'hüetis Gott, so ne junge chreftige Burscht! Bet au feuf Vaterunser für die arme Seel, Liseli! Jo, me isch doch nüt uf der Welt! — G'sehsch Liseli, wie's eim cha goh? und du magsch no eister dandle und dr Narr mache! und denksch nit, as dr au so chönnt goh! Du bisch au nit so chäch!"

Die Trauer um den verstorbenen Jüngling, vielleicht mehr noch die Angst um ihr eigenes Kind, preßt der Mutter Thränen aus. Sie wischt sich diese mit dem Schürzenzipfel us den Augen und begibt sich an ihren Herd zurück.

„Liseli, schnid gschwind ne Schnidete Brod use, aber ohni Rauft, daß i cha Grümmeli mache uf d'Chnöpfli — wo isch jetz wieder d'Amelettepfanne? Warum thuet mr sie nit au a 's ghörig Ort? Die Meitschi strudle numme so uf und drvoh! Reich mr dr früsch Anke, es isch no gnue im chline Plättli — eh hör doch au schlecke, Liseli, Anken ohni

Brod isch ungsund und mr esse jo jetz nandernoh. Los! I glaube i g'köre 's Bertha scho cho! Bertha, isch's di?"

„Jo, Muetter! O jere, i bi fast tod!" Die schlanke, hübsche, schweißtriefende Tochter läßt sich ermüdet auf den Küchenstuhl nieder und das brünette Gesicht trocknend, klagt sie:

„Aber au e Hitz isch's hüt, me mueß fast vrgoh! Und spränge thüe sie ei'n, 's isch kei Art; jetz hei mer scho vierhundert Garbe bunde und All's abgmacht i dr Neumattt! Muetter, was hei mer z'Mittag? Jä jo, das hätt i bold vrgesse; d'Steffene chunnt au cho esse, i bi voreweg hei für sie go z'froge, oder villicht 's Bäbeli. Der Vater het selber gseit, mr hebe z'weni Wibervolch. — Chnöpfli? O die ha-n-i nit gern!"

„O dir sit mer au Schmäderfräsli, eis wie 's ander," schilt die Mutter, indem sie den siedenden Anken aus dem „Schweitzpfännli" in die beiden mächtigen Suppenschüsseln ausgießt, daß es laut aufzischt, „eis cha das nit esse und 's ander dunkt dieses nit guet! Und der Vater ißt doch alls eweg, was chunnt, so ne olte Ma und dir so jung und chäch! schämet-ech! — Aha, sie chömme! Gottlob isch's ömel g'chochet — gang rüef-ne, Liseli! — Nomittag muesch du mr helfe, Bertha! Mit em Chline chan i nit chüechle. Lueg selb, ei Züpfe will dr abe! — Esse! Chumm cho esse, Vater;" —

5.

Es währt geraume Zeit, bis die Leute alle um den langen eichenen Tisch Platz genommen. Der Eine hat noch etwas an der Sense zu flicken, der Andere sucht den „Taback“ den sie ihm „vernistet“, Jener wascht die Hände schon seit fünf Minuten im Brunnentrögli, der Karrer muß den Rossen Heu aufstecken. Endlich ist auch der letzte Sitz besetzt. Aber es herrscht eine drückende Schwüle in der niedrigen Bauernstube und die Suppe ist so heiß —

„Mach doch d'Fäischter alli uf, Mariann“, befiehlt der Albert, „dört die äneren au!“

„Aber d'Fleuge — was denksch au —“

„Lieber no nes paar Fleuge meh, as so ne Hitz! Gib mer 's Solz au do ufe, Heiri!“

Die Suppe wird schweigend eingenommen. Nachher bildet der unerwartete Todesfall des Durse Felix das Hauptthema des Tischgesprächs. Während die Weibsleute die Theilnahme über den raschen Hinscheid des Jünglings nicht verhehlen können, sprechen sich die Mannsleute, mit Ausnahme des Albert, weit gelassener darüber aus, ja der Chasper kann sich nicht enthalten, die Mädchen wegen ihrer Sentimentalität auszulachen. „Gell, Vreni, er isch dr au e Zitlang no gstriche. Aber es isch em nit Ernst gsi, er het gar mengi gha zäntume und gar eigelig isch er au nit gsi —“

„Nu, nu, löiht das Ding lo gelte“, mahnt ernst der Bauer, „die Todte söll me lo rueihe und ne nüt Böses noh zelle. Schlechts het me ömel nüt von em ghört, er isch huslig gsi und het zue dr Sach gluegt — 's nimmt mi Wunder, was d'Muetter jetz will afoh, die isch jetz au bös dra, sie duret mi — au dä einzig Suhn! — Esset au, selb obe! Se, Bäbeli, griff zue, 's isch Sache g'nue do, dr müeßt nit schüch thue, hüt müeßt-er gar gnue schaffe, hüt cha's öppis!“

„Jo, tummlet-ech numme“. ermahnt die Mutter, „es rücht i dr Chuchi, me cha's fast nit ushalte, es mueß gli ander Wetter absetze!“

„I glaub es selber au“, sagt der Bauer; „me het d'Isebahn g'hört, as wär sie a eim a. — Heiri und Matthys, dir müeßt uf dr Stell das Fueder ablade, wo mer hei brocht hei. Mr bruche d'Wägen all und hüt chönne mr keine etlehne, wüßt nit wo! Mir andere göih alle druf los go binde, Michel, du muesch e chli gleitig fuettere, d'Roß und 's Veh und d'Wäge z'weg stelle, as mer de numme cha aspanne. — Hüflireche, Ladgable, Großreche und Bänder — vergesset nüt, Manne — so! — Jo uf e Chriegelisacher göih mr z'erst — Meitschene, sit-er zweg?

Die Bäuerin zupft ihren Eheherrn am Hemdärmel und sagt mit gedämpfter Stimme: „Jörg, 's isch no öppis im Chunstrohr inne, wotsch es nit no cho näh?“

„I ha nit dr Zit und i ha gnue g'esse. Nimm du's Leni, — i mueß noche goh, süscht goht nüt. Sie förchte dr Albert no viel z'weni. Bhüet di Gott!“

„Du hätsch es jo gli g'esse —“

„Nei, nei, z'Nacht de!“ — —

„Liseli“, spricht die Mama zu ihrem Backfischchen, „Liseli,

nu mach jetz daß goh'sch und schaff brav, du bisch jo nes großes Meitli. Mach nit, daß der Vater balget."

„I goh jo, Nenni, aber o Jesis, wie thuet mr dä Schueh so weh, i cha fast nit drinn goh!

„Jo das hani wohl denkt, es chömm so use", entgegnet die Mutter; „meinsch, i heb's nit ghört, wo zum Schuehmacher gseit hesch: „„numme nit so großi, Chlausi, numme nit so breiti!"" Du hesch jo so chlini Chläili welle ha, du Hoffertsdreckli! und so hei si's alli, und wenn sie de Aegertscheauge hei und Schwille a de Füeße, so thüe sie wehbere und gränne, me sott no Bedure ha."

„Jetz bin i ömel drinn, heit-ech numme still, Muetter. Uih! Dasch lustig, use goh!"

„Los no, Chind! trink mr keis cholts Wasser i d'Hitz ine, do hesch nes Möckli Zucker und nimm es Hämpfeli dürri Chriesi i Sack, du chaust eistder öppen a eim sugge, das nimmt dr Durscht und schadt nüt. — Und thue du hüffle — hesch ghört — 's aträge isch gar mühsam und wenn gschwitzt hesch, so thue di nit verchölte und nimm hüt kei Chäs —

Allein das Mädchen hört nicht mehr. Mit dem Rufe: „Jo, jo Müetti!" springt es gleich einem jungen Reh den Dirnen nach, den Feldweg entlang, froh, der Küchenhaft entronnen zu sein. — —

Der Mathys und der Heiri haben sich dem Befehle des Meisters gemäß an's Abladen gemacht. Ersterer zieht die Garben vermittelst des Wellenseiles vom Wagen durch das Reiteloch hinauf, während der Letztere sie auf dem Garbenstock in Empfang nimmt und regelrecht „zusammen schlägt".

„Herrgott, do oben isch ne Hitz", ruft der Heiri, „grad wie im ene Bachofen in! Grad unter de Ziegle! Duß isch's numme ne Narrethei drgege!"

„Duß isch au ne Hitz; wett nit d'Hand umchehre", entgegnet der Mathys, „es zwitzeret jo frei — so heiß isch's hüür no nie gsi. Sie werde au schwitze dusse, dr Meister wird ne scho nes Gsätzli pfife, as 'es lauft, dä vrstoht's! Schaffe mueß mr do, daß eim d'Rüppi chrache, aber z'esse und z'trinke reut sie de au nüt, selb isch wohr. 's isch Ornig im Feld und i dr Chuchi, nit bold am-e-ne Ort e so. J ha sechs Johr bim Ziegler gwerchet, dört isch nie kei Afang gsi und kei Fürobe und mr het's doch nieni hi brocht. G'kochet hei sie, i bi öppen au nit dr eigeligst, aber i bi im Vrbigoh mängisch hei go esse, — 's isch ebe kei Ornig gsi. — Und das mueß me eusem Meister no norüehme, er fahrt ei'm 's Plätzli au no z'rechter Zit — heb die Garbe, Heiri! — und meint nit, für euserein sig Alls guet gnue, 's esse, 's Wetter und 's schaffe. D'Bräme stüpfe-n-ein bigott do im Tenn inne, wie wird's erst dusse goh!"

„Hesch au viel Frucht hür, Mathys?"

„So passabel: zwöi Plätzli Rogge, 's halb Acherli Chorn und i dr Rütti Haber."

„Potz Donner, du chunsch ömel achthundert Garben über!"

„Jo worum nit tusig! Wenn i Alls in Allem sechshundert Garbe überchume, bin i guet z'friede."

„Du channsch halt wohl viel asäihe, vo zwöi Haut Veh git's gar viel Mist, und Mist mueß mr ha, süst nützt 's säihe nüt. Hei mr bold halb abglade, Mathys? — Und de hesch groẞi Buebe und Meitschi, wo chönne schaffe und verdiene. Jg und d'Frau müeße halt Alls elleini schinde."

„Los, für das wett-dr nit viel gäh. Wo d'Chind chli gsi si, hei mr besser huse chönne as jetz — mr brächte's nümme z'weg, was mr z'weg brocht hei. — Das si jetz au herrgottisch schwäri Garbe! — So armüethig, wie mir, het

nit bold öpper agfange. 's Bäbeli het achzg Fränkli erspart gha und nes Trögli voll Chleider und ig nüt — füfzeh Johr lang han i Alls, was i verdienet ha, im Aetti müeße inne gäh, so isch d'Ornig gsi i eusem Huus und schier allen Orte. Selbmol hei Taunerbuebe nit Hampfele Feufliber im Sack um dröhlt, wenn scho d'Muetter mueß go bettle — wohl, euse=n Aetti hätt is es Kapitel ufzellt us em Hagelbuech, daß es gstobe hätt. — Es si no öppe sechzg Garbe, Heiri! — Jo, ig und mis Bäbi hei elend müeße afoh huuse: Löffel und 's Pfännli, 's Chästli und 's Nästli hei mr müeße chaufe und was mr g'esse hei, z'erst vrdiene.

Für 's erst Geißli ha=n=i müeße 's Geld etlehne, dr Gmein=schriber het mr's glieh' und dr Aetti isch Bürg gsi. Dr Aetti hätt mr scho au g'hulfe, aber do isch=em 's Hüsli verbrunne, — die verdammti Cheßlergrit! — und er isch do ärmer gsi as ig. — Und 's Huszeisli und Stür und Brüch — das isch bigott kei Gspaß für ne Afänger mit läre Hände und drzue im cholte Winter, wie selbmol! Mi Frau het chönne Bauligs webe und het mi au glehrt und do hei=mr's z'säme klopfet, daß es e Freud gsi isch, vo de Morgen am Feufi bis z'Nacht am Zehni, Elfi. Und wenn me au numme lützel zahlt worden isch — nit nohloh gwinnt — es het doch nes schöns Hämpfeli Geld gäh. Und mr hei d' Batze zäme gha, i ha dr ganz Winter nit zeh Chrüzer i 's Wirthshuus treit und güdet hei mr au nit mit dr Chost; mr hei eigetlig glebt, wie die arme Hünd; Herdöpfelsuppe und wieder Her=döpfelsuppe und z'Nacht nes dünns Kaffeeli. 's Bäbeli hätt's nit anders tho, es isch so graggerig gsi wie dr Teuxel. Einisch hei 's Karlischniders nes Chueli müeße metzge, und will's Noch=buure gsi si, het 's Bäbi au zwöi Pfündli Fleisch g'kauft, z'guetem, und 's isch au grad Fasnecht gsi. Aber chuum isch

es mit em Tellerli hei gsi, so het's 's Geld scho wieder graue, was machts? Es verchauft das Möckli Fleisch is Lunzis Frau und het ne Halbbatze dra verspielt. J ha nüt verspielt, het 's Bäbeli zue mr gseit, mr hei jetz vier e halbe Batze dra gwunne, daß mr's nit gesse hei; Herdöpfelsuppe thuet's au und mr si's am beste gwahnet. D'Zit goht glich ume und wenn me huse will, darf me nit Alls verschläcke! — So het 's Bäbi g'resiniert und i ha mi als Ma unterzoge. — Im Hustage bin i druf go Dachdecke, i ha all Nächt nes rueßigs Gfräß hei brocht, aber drzue ne schöne Batze Geld und für das han ig mi scho chönne wäsche; im Erlebach het 's Wasser nüt g'kost. 's Bäbi het d' Herdöpfel elleini gsetzt und pflanzet au und zwüschen ine gwobe. Leid g'esse hei mer eister furt. Mit vier Pfündlene Anke het 's Bäbi einisch g'kochet vo Johanni weg bis Michelstag und doch no einisch drvo g'küechlet, wo d'Gotte vo Basel cho isch, denk bigott, Mathys! Mängisch hei mi die trochne Herdöpfel au e chli gwürgt, wenn mr die guete Bräuseli vo 's Lipps untenoche i d'Nase g'roche hei. 's Lipps si aber all Johr nöthiger worde und um Sack und Pack cho, und mir hei im zwöite Johr scho chönne nes Chueli chaufe — nes liecht's Schäggeli mit eim Horn, aber nes guets Thierli, es het is hulfe huse! Und wo dr Aetti selig gstorben isch, han i's Schwellemätteli übernoh und du ha=n=i gmeint, i sig dr größt Bur im Dorf. Aber 's isch nit Alls so grad use gange, wie=n=i gmeint ha. Am erste Chind het 's Bäbi zeh Wuche müeße im Bett blibe — 's heig si mit dr ruche Chost vrderbt, het dr Dokter gseit — und chuum isch d'Frau us dr Beizi gsi, isch 's Chind chrank worde. Wieder zäh Wuche het's d'Därmgiechter gha und d'Frau het nümme vo dr Wiegle wegchönne und mit mim Verdiene isch's au übere gsi. Das het is z'rugg g'schlungge, Heiri, 's gruset mr

jetz no, wenn i dra denke, potz Donnerwille! I ha nümme gwüßt, wo mr dr Chopf stoht, i däm Brüel und Elend inne. I ha mängisch denkt, werisch doch ledig blibe, aber säge ha-n-is doch nit dörfe, s' Bäbi hätt mi gar stark agluegt. — — Druf isch's aber wieder besser gange, die viele Chind hei-nis ömel nit uf d'Gaß brocht. 's macht mr jetz kei Chummer meh — chumm abe, Heiri, 's isch abglade! Dr Meister blanget villicht scho und luegt, öb mr no nit chömme. — Herrgott, han i Durst! Und 's Hemmli chönnt mr usdräihe!"

„Ig ha's au so", sagt der Mathys, „aber Wasser trink i doch jetz keis. Chumm, mr wei i dr Olte go nes Most heusche, die git is scho. Thue 's Züüg Alls uf e Wage, i will er es scho go säge."

Und wirklich die „Olte" spendete den Beiden Most vollauf. „Aber jetz machet, as es lauft, es isch scho Zwöi und 's Wetter het gwüß nümme für hüt hie!"

6.

Wir wollen den Mathys und den Heiri auf den Chriegeleracker begleiten, um zu sehen, wie das schafft und zappelt ringsum im Felde. Die Sonne senkt ihre glühenden Strahlen auf die Erde nieder, daß Menschlein und Thierlein schier vergehen bei ihrer harten Arbeit. Der, der harten Ackerkrume entsteigende heiße Brodem vermischt sich mit der Sonnengluth und erschwert das Athmen. Die Schnitter und Schnitterinnen sind in Schweiß gebadet, das Ungeziefer ist unerhört zudringlich und lästig — thut nichts, der Mensch darf nicht läßig werden, denn es ist Erntetag, einer der wichtigsten, auch ist das Barometer ja gesunken! Trotz Sonnenqual und Müdigkeit und triefendem Schweiße läßt hie und da ein lustiger Bueb einen flotten Jauchzer steigen und es findet dieser ein Echo in fern und nah.

Scherzreden werden gewechselt und Spässe, feine und gröbere werden zum Besten gegeben. Ein Gläschen Branntwein, ein Glas Most, in gewissen Zwischenräumen gespendet, tragen das ihrige bei, den Schaffensmuth und die Spannkraft der Leute aufrecht zu halten oder neu zu beleben.

Emsiger aber, als auf des Mattenhöfers Chrigeleracker, wird wohl nirgends gewerchet. In drei „Jöhnen" wurde gleichzeitig gebunden, in regem Wetteifer scheinen die Mädchen mit ihrem zusammengerafften Armvoll Korn dem Binder ei=

gentlich zuzufliegen, Garbe reiht sich rasch an Garbe, in gleichmäßigen Distanzen gelegt, gleichen sie den geöffneten Reihen eines wohlgeordneten Infanteriebataillons.

Alle binden, nur der Bauer und sein Sohn beeilen sich, den letzten Rest der ausgebreiteten Zatten an „Häufli“ zu bringen.

„Wie viel Chorngarbe hei mr afe dinne, Albert?“

Nach kurzem Besinnen, den Rechen einen Augenblick ruhen lassend, begann Albert zu rechnen: „Fünf und vier macht nün, und sechs si füfzeh, und acht macht drüezwänzghundert; im Neufeld drühundert macht sechsezwänzg, und vierhundertfüfzg im Dürsteler, macht drütusig und öppis drzu. Wie viel cha's hüt gäh, Vater?“

Auch dieser nimmt seine bewährte Schätzungskunst ebenfalls zu Hülfe: „So siebezähhundert Garbe git's allweg, villicht no meh, es ligge halt Hüffe uf Hüffe! Und Rogge hei mr au viel und hei ne, was d'Hauptsach isch, guet ine brocht, und de no dr Weize — jo, mr hei Gottlobedank hür nen Ern', wie-n-i no keini erlebt ha!“

Der Alte nimmt eine Prise, dann fährt er fort: „Jo, ne gsegneti Ern' hei mer hür — Albert schaff, schaff! — und nes guets Johr i alle Theile. — Wenn i au dra denke, wie-n- i ha müeße afoh! J ha 's erscht Johr, wo-n-i übernoh gha ha, chuum füfzehhundert Garbli gmacht, so isch dr Hof verhudlet gsi und verlumpet vom lange wegliehe. Für settigs Land wieder zweg z'mache, brucht's viel Fliß, viel Mist und viel Geld.

A Fliß het's mir und dr Muetter nit gfählt, aber Geld hei mr weni z'säme brocht, desto mehr Schulde. So dre Schweste usz'stüre, das het ne Nase! Und vom Schwächeri han i au na nüt gha und Alls mit frönde Lüte schaffe, 's

het mi mängisch ungschloffe gleit, i cha der's säge! — Du won i vo dr Muetter ha chönnen erbe, da het's mr asoh wohle. D'Schwöger ha=n=i uszahle chönne bis a paar tusigi — Dr Sepp het's nit so nöthig gha; und do hani Mist g'kauft und Strau und anstatt Heu z'verchaufe ha=n=i ne Senn gha. Jo, Geld mueß me ha, Albert, wenn me bure will! Dä wo numme vo dr Hand is Mul mueß lebe, isch nen arme Züttel, dä bringt's niene hi. — Nimm däi Zatte au, Albert!"

Nach einer kurzen Pause und nachdem er sich vergewissert hatte, daß sie Niemand belauschen könne, beginnt der Bauer auf's Neue: „Was will i säge, Albert, wie stoht's mit 's Güllebure Meitschi? Du goh'sch doch no zue=n=em?" Sein Blick hat die Strenge eines Großinquisitors angenommen, er bohrt sich hart und forschend in das Auge des schlanken Jünglings.

Das Antlitz des Dragonerkorporals überfliegt bei dieser Frage eine jähe Röthe, der Tapfere schrickt sichtlich zusammen wie ein scheues Mädchen, das unerwartete Verhör bringt ihn in augenscheinliche Verwirrung. Dieß Thema hat der Vater noch nie berührt — warum thut er es heute?

„Hei jo, so dann und wann", lautet die ziemlich kleinlaute Antwort. Das Auge des Jünglings sucht dem strengen Blick des Vaters auszuweichen.

„So? numme dann und wann? 's ist dr de nit recht Ernst? du estimirsch de das Buremeitli nüt? Ne=n=einzigi Tochter, wo einisch Alls cha z'säme näh? Der Alewisi hürothet jo doch nit, er isch ne Stümmel. So siebezg, achzg Tusigi achtisch du nüt, Junge? He? Nei bigotts, me möcht us dr Huut fahre!" Ein langverhaltener Zorn scheint sich

beim Alten Bahn zu brechen. Mit gehobener Stimme fährt er gegen seinen Sohn gewendet fort:

„Aber i weiß wohl, wo dr Haas im Pfeffer lit. Mensch öppe, i sig en Düppel und merk und vernehm nüt? Gell du hesch dr Narr a 's Chrämers Meitschi gfresse, a dem Dämli? Dem bisch scho lang heimlig nohgstriche und am Märet hesch's gastirt i dr Stadt, gell i vernimme Alls! Das Fötzelmeitschi, wo keini siebetusigi überchunnt und dr Alt no Bürste gmacht het, as i no weiß! Isch das au e Gedanke vo dir? Was mensch ächt, mit was wotsch einisch eusi zwöi Meitschi usstüre, wenn sie 's Lebe hei und ig und d'Muetter gstorbe si? Mit Zikoripäcklene? Oder mit Wixbürste? Mit dene paar Batze? Wotsch lieber nes nöthigs Raxerbürli abgäh, as e riche Ma? Dr richst villicht i dr ganze Chilcherig? Hesch no nie a settigs denkt und numme a's schön Lärvli? Jä lueg, Albert, vo dem het me nit gesse! Was meinsch?"

Der Sohn scheint sich während dem väterlichen Sermon von seiner blöden Ueberraschung ein wenig erholt zu haben. Ohne Trotz, jedoch mit einem unverkennbaren Anflug von Festigkeit, antwortet er:

„Aber Vater! Dr müeßt doch au selber säge, daß 's Anni au gar nes unschinbers, ungattligs Meitschi isch; wär's nit so rich, es luegt is gwüß dr ärmst Chnecht nit a. Aber i wett wege dr Hübschi oder Wüeschti nit emol viel säge. Aber es isch so dumm wie nes Schoffell, jede Gäuggel cha's tschöple. Und wenn's z'Chilche und z'Märet no passabel dehar chunnt, deheim gseht's eister us wie ne Hagher, me weiß nit welles as hinte oder vorne isch. Uf-em Fürtech thät dr Rüeblisome uscheiste, miseel!"

„He nei, nes Zuckerditteli isch's ebe nit, es schaffet dusse wie nes Roß und stoht i alle Drecke ine."

„Jo, das isch wohr, Vater, so grobane misttheile und mit dr Haue dri schlo, das chan es, aber ne Suppe möcht-i keini vo-n-em esse. Me mueß numme froge, was d'Chnechte säge, wie ungrothe as es sig. Es cha nit spinne und cha nit näihe und am gliche Fürfueß lismet's jetz scho drei Winter — d'Dorfchnabe bchönne-ne allz'sämme und hei 's Gspött dra. Wohl, das git ne Husfrau, pfi Teufel! Und wenn mer denn no mueß gseh und vernäh, wie d'Burschte chönne bi-n-em ume rütsche — Chnechte und Granizler —"

„Das si dumme Flause, leers Gschwätz! — Am leere Bahre schlöih enander d'Roß und was nützt e schöni Schüßle, wenn nüt drinn isch? Do chasch lang go schlecke, öb satt wirsch. Paß uf, Junge, daß kei Dummheit machsch! I mein-es guet mit dr und weiß, was für di isch. Denk numme: mit em Anni gisch du ne riche, agsehne Ma ab, und was scho do isch, bruucht mr nümme z'erhuuse. Folg dim Vater und" — er hob den Zeigfinger warnend in die Höhe — „und loh mer 's Chrämers Meitschi goh, loh-dr's gseit si!" —

„Meister", ruft der Karrer, „dr Albert cha denk goh d'Wäge reiche, mr hei i-n-ere Halbstund do fertig bunde".

„Jo, Albert, gang und bring die zwöi größere Wäge, i denke, sie göihe druf. Lo's numme-n-e chli laufe — 's Wetter foht bigopp afoh böse, i ha mi numme nit g'achtet. Saperment!"

In der That zeigen sich alle Symptome eines Witterungswechsels. Kein Lüftchen regt sich ringsum. Blatt und Gezweige hängen schlaff von den Bäumen, der Wachtelruf und der Lerchentriller sind verstummt, die ganze Natur scheint einem trägen Schlummer verfallen zu sein, nur der Mensch darf nicht ruhen noch rasten, denn vor ihm liegt das Aehrenfeld in goldener Fülle ausgebreitet und — es gibt Wetter, gewiß! Nur die Menschen schlafen nicht, die Bauersleute und ihre

Quäler, die Bremsen und Schnacken, nicht, heute besonders stürzen sie mit Todesverachtung auf die nackten Arme, auf Gesicht und Hals der Schnitter und Schnitterinnen, und bringen ihnen ihre schmerzhaften Stiche bei, als ob die Aermsten bei ihrer schweren Arbeit nicht schon genug zu leiden hätten! „Me cha die Cheibe uf dr Hand z'tod schloh, me cha sie vo der Backe riße wie d'Haselnuß, sie flieih gar nit", flucht der Michel, „so ha-n-i doch no nüt gseh! Sie thüeih hüt au gar as wie bsesse, es mueß Rege gäh!"

„Jo i bi verstüpft wie der Sant Sebastian, sie stüpfe mi dur d'Zwilchhosen ine, — Hans, du hesch ömel zwöitusig am Rügge", ruft der Mathys. „Vreni, stüpfe sie di au?"

„Nei, nummen im gstinkige Mannevolch hei si no. Eus löih sie rüehig."

„Oemel mi thüe sie fast töde", jammert das Liseli, „o 's Bertha het's doch schön deheim. O je! mini Händli si ganz gschwulle! Lueg do, Bäbeli!"

„Wenn i Meister wär, müßte die Stadtfräulene au cho binde, nummen au hüt", sagt das Bäbeli, „die wurd-es aluege, jo sie sturbe munduf .... Do die zwöi Schlämperli, weisch Mariann? wo-n-is so usgschänzelet hei i dr Isebahn, die müeßte mr zum vorus cho und de wett i erst no ne Bräme si!"

„Du gisch jedefall no eini, Bäbeli", entgegnet der Michel, „du chunnsch kei Ma über — ale, Meitschene, tummlet ech, dr Aetti luegt gar bös. Noche mit em Strau! Gflingg!"

„Vater, wei mer Zimis näh?" fragt das Mariann. „Es si numme no öppe Zeh' z'binde, i goh go zweg mache, nit wohr?"

„Jo, mach gleitig zweg! Lueg dört obe am Fülihorn däis Wülchli? Das isch nes schlimms Zeiche, eis vo de schlimmste. Wenn's numme hätt bis Nacht! Burschte, go

Zimmis näh! Meitlene chömmet, und de goht's wieder i d' Neumatt! Dört chunnt dr Albert scho cho z'spränge mit de Wäge!"

„Wenn's nummen au nes Plätzli Schatte do ume wär", klagt die Magd, „so a dr Sunnehitz usse, dunkt ein nüt guet. Liseli, chumm mach d'Gleser zweg, i will dr Chäs vrschnide." — —

Uns aber gelüstet es keineswegs, länger in der Sonne zu braten. Die Bäuerin hat heute ein Wörtchen wie „chüechle" fallen lassen, das erregt unsere Glust sonder Maßen. Wollen ihr 'mal wieder einen Besuch abstatten.

7.

Ei wie das gut richt, vom Mattenhofbauernhause her! Ist's Braten-, ist's Kuchenduft? Wüßten wir nicht zum voraus, daß heut Abend das Erntefest gefeiert wird, wir könnten auf die Vermuthung gerathen, es werde ein Kindstauf- oder ein Verlobungsschmaus hergerichtet, so lieblich sticht's uns in die Nase.

Sichleten, du wonniges Wort für das Gesinde und alle glustigen Hausbewohner, du Schreckenswort für die geplagte Hausfrau!

Denn sticht draußen die Sonne noch so heiß, der von den sprudelnden, brodelnden Töpfen und Pfannen ausströmende Qualm, die vom stets neu unterhaltenen Herdfeuer entweichende Hitze machen den Aufenthalt in der Küche fast unausstehlich. Der Schweiß dringt der geschäftigen, dicken Bäuerin aus allen Poren, was hilft's ihr, daß sie sich der leichten Jacke, der dünnen Haube, ja selbst des Halstuches entledigt? Da steht sie bei der brodelnden Küechlipfanne, der süße Dampf dringt ihr gerade in's Gesicht, das starke Herdfeuer versengt sie fast, und sie darf doch nicht weichen, sie muß mit dem Küchlispitz die ihr von der Bertha gereichten „Kniepläße" in die siedende Butter tauchen, sie wenden und wieder tauchen, bis sie hart gesotten sind, muß wohl aufpassen, daß dieselben nicht zu „bleich" bleiben und auch nicht zu

braun werden, denn ihr bewährter Ruf als Köchin steht auf dem Spiel.

„O Meitschi, was mueß i au usstoh, do bi dr Pfanne zue, i vergoh fast und cha's bold nümme usholte! Du hesch's no viel besser, du muesch d'Nase ömel nit grad ob-em Für ha. Und do meine si dusse, euserein heig deheim no Chilbe."

„Jo, i wett au lieber dusse schaffe, was chunnt. 's Liseli cha lache!"

„He nei, es het em au no gar grüsli a, 's isch no gar jung. Es wird au müed gnue werde, das arme Chind! Bertha, leg no nes Schit a. Wie viel Plätze si's au no?"

„O jere, no eister zwöi Brett voll, sie wei nit mindere!"

„De müeße mr no einisch Anken überthue, dä isch müed, sie wei nümme recht ufgoh. — Weisch du was, mr wei grad die schönere vo dene do eweg thue, die si grothe, i weiß nit, wie's mit den andere goht. Es Dotze für e Pfarrer, es halb Dotze für d'Gotte und es paar schöni wei mr spare für 's Andrese, sie chöme sicher am Sunntig z'Visite, 's isch im Vater si Namestag. Gang lies sie grad us, is Chämmerli ine, z'Nacht het me nümme dr Wil; i will dr rüefe, wenn dr Anke heiß isch. — Es si scho wieder e Truppele Aehriufleser dusse, gib ne z'esse, Milch oder Brod oder was de witt!" —

— — „Aha, do breiche-n-is glaub grad recht. Guetenobe Hofbüri! Jösis Gott, do müeßt er au öppis usstoh! Dr machet Sichlete? J merkes; das isch kei Gspaß für so ne unendlige Huffe Lüt."

Es ist eine Hausirerin in Fegsand, Zünd- und Schwefelholz 2c., die sich aber augenscheinlich mehr von „guten Leuten" als von ihrem Handel nährt.

„So, sit dir au wieder einisch do, Frau? — Jo währli,

dir heit Recht, das isch e grüsligi Pflicht, 's glaubt's Niemer. Bertha, bring der Frau nes Chüechli! Bertha!"

„Dir sit au ne gueti Frau, die besti uf dr Welt! I ha's scho mängisch gseit, wo-n-i ume chumme: Die Mattehofbüri, die het öppe Verstand und isch treu, han i gseit; und het d'Lüt nit für Hünd und gönnt ne 's Esse und ment nit, sie sette si mit em hungrige Buuch z'todschaffe. Und gege die arme Lüt isch sie bsunderbar e gueti — ersch gester han is gseit zue dr Hübeligrite — und wie dr's so schön hebet — aha 's Bertha — Dank heiget-er ömel, Jümpferli, z'tusig mol! Aber nei, wie si das Chüechli! — so schön zündgäl und so murb und so guet, so macht sie niemer wie dir, i ha's scho mängisch gseit, jo 's Land uf und ab niemer! — Jo, i ha's i dr Hübelibüri gseit, wie dir au ne Buregwerb hebet und so ne großi Sach und wie dir no schaffet und dr Ma au und d'Chind. 's Bertha bsunderbar git die usgspeuti Muetter, ha-n-i gseit und 's isch wohr —"

„Do heit-er au nes Schüsseli Gaffee, Frau, oder weit-er lieber nes Glas Wi? Bertha, du muesch jetz cho, dr Anke chochet!"

„Aber, Frau, nei, nei, da'sch gar uverschant! — Dank heiget er ömel! Jo, i dr Hübelibüri ha-n-i gseit, wie dr ne Huffe Waar hebet im Staal und Roß und Säu! Aber au 's Hübelibure hei ne Buregwerb nit bold e so. Sechszeh Chüeh und ne Staal voll Gusti und numme zwee Buebe! 's Meitschi hürothet nit, i glaub es gar nit, wäge sim Weh. Und guet g'köre thuet's au nit, 's isch halt e chli Familiechranket. De nähm mr a, numme zwee Buebe, numme zwee Hüffe! Und no ne chli Geld am Zeis, denk mr au! Und im Hans git keine d'Füeteri, so schaffet dä. Er milcht nes Dotze Chüeh elleine und schücht e kei Dreck nüt. Und huslig

isch er, er läß si für ne Santime dur d'Ohre stüpfe, drü Mol. Dä verthuet nüt z'unutz und wenn er au nit e so ne ufgwirxte-n-isch, so isch er doch nit so dumm, as er schint, gwüß nit; er cha mit Lüte, wo ner gwohnt isch, no recht Gspäß mache; und hochmüethig isch-er kes Bitzeli, im Gegetheil, so gmein isch nit bold eine! (Leise:) Gellet er isch am Frauetag do gsi? Mitem Fuhrwerch?"

„Jo er isch do gsi, aber 's Bertha het Zähnweh gha und ne gschwullnigi Backe — Bertha, Bertha! weidli chumm, mr müeße wieder afoh. — Da'sch ne Hitz, me mueß fast umcho! — Läng mr sie jetz wieder. Oder wotsch du zue dr Pfanne zue cho? Du muesch's später doch mache, wenn i nümme bi-dr bi und du ne Burefrau bisch . . ."

„Dr sit ömel no do und ig au", erwiedert die Tochter in etwas schnippischem Tone. — Aber wege dem will ig's scho mache, chömmet numme, Muetter, wenn sie fehle, iß ig sie selber noche".

„Wie dir do ne stolzi, tolli und granschirti Tochter heit, das git einisch ne rechti Büri, potz Herrschaft! Jo i wüßt wohl, won ig sie wett histelle! Weder 's wird si Weg scho finde, gellet dir? hi hi hi! — Muetter, nehmet-er nit au ne Prise? 's isch guete Chabeziner us z'Munzigers Lade. — Gern scheh! — Aber di Chüechli — i mueß mi schier schäme, so viel zesse, aber worum machet er sie so guet! Nei, so hani no keine gha."

„Nehmet ömel so viel d'r möget."

„Jo, jo, das weiß i scho, daß sie-nech nit reue, dir sit gar ne Gueti! — Wüsset-er au, daß d'r olt Schachegerber g'storbe-n-isch? Hütt thüese beerdige. Jo währli, die Riche müeße goh, wie die Arme. Und me seit — wüsset-er was me seit? (Leise:) Er heb si vergiftet. Denket au! So ne

riche Ma! (Laut): 's cha just wohl si, all Lüt hei jo gmugglet, er sig ne Freimuurer, pfi Tüfel! Und gege die arme Lüt isch'r e wüeste Ma gsi. J ha einisch chuum feuf Vaterunserlang mit dr Tochter gschwätzt — d'Tochter isch nit e so — do het 'r mi agluegt wie ne Doggehund und mi gfragt, öb i do well i de Müüse richte? Me seit frili, er heb Vrgabige gmacht i Armefund und i Schuelfund — er het die Arme gnue abrüelet, wo nes Allmuese welle hei und vo me ne Johrzit gkört mer au nüt — aber was will me säge, ne Freimuurer. — 's Chuerets Bäbeli i dr Muelte het au ghürothet, gellet? Das het ne Chelle voll use gnoh, pfi tusig! So nes Schriberli uf dr Chanzlei, das wird feiß chäse, jo wolle! J hätt-em nen Andere gwüßt, aber das fine Gärnäsi het mi numme-n-usglachet. Und jetz will ech au säge, wer i gmeint ha: Dr Haberfeldmarti han i gmeint, sett es näh. Ne Ma mit eme settige Höfli und numme eis Chind, — „ne olte Säukerli", — het's Bäbeli gseit, aber jetz het's kei Olte, es het jetz ne „junge" Fötzel — und wüsset-er au, daß sie hei müeße hürothe? Me seit's ömel e so und 's het mi selber öppis e chli dutteret am letzte Fritig — i bi au kei Narr. — So, i mueß doch au goh, i vrsuume-n-ech numme. Also bruuchet-er jetz nüt? Fegsand oder Schwebelhölzli? He, so git's-es nes anders Mol. J danke-en-ech ömel 's tusig Mol, dr Liebeherrget sell ech's vrgelte!"

„Do nehmet no eis mit ech i 's Chörbli. Nehmet doch numme", mahnt die Mutter.

„Jesis, wie ne Gueti dir sit! Vergelt's Gott und zürnet nüt. Adie, Meitli, cha-n-ech öppis usrichte?"

„Weiß nüt!" lautet der kurze Bescheid.

„He, me chönnt's nit wüsse. J säge einewäg was i will, wüsset wohl wo!"

„Scht! Schscht! Die chätzer Hüehner si so uverschant, sie chömmen eim sogar i d'Chuchi ine. Ale use do, i cha=n=ech do nit bruche", ruft die Mutter; — „Frau, loset no!" Die Bäuerin begleitet das Weib bis vor die Hausthüre.

Zornglühenden Blickes schaut die geschäftige Tochter der Küchenstreicherin nach. „Du verfluechti Täsche du", murmelt sie, „i hät dr lieber mit eme Schit eis ume Chopf ume gäh Aber wart numme . . ."

Die Mutter kommt zurück. „Jetz wenn die do fertig si und öb mr a d'Eierchüechli hi göi, wei mr doch au Zimis näh, Bertha. Wotsch du gstandne Gaffee? Oemel i ma keine, er macht mr eister Mageweh. Lieber nes Tröpfli Wi, wenn's scho nit vom süeßeren isch. Du nit au? Gang, reich e chli — dräih dr Hahne ömel recht zue, 's Meitschi isch i dem Fach so ne hiläsigs! — O wie schwitzen i au, i wüsche mi numme nümmen ab, 's nützt doch nüt, und 's Bei sticht mi, i möcht fast brüele. — Nei, nei, abhocke wei mr nit, mr hei gwüß nit dr Wil; mr chönne's z'gständlige au näh. — Sie si de so guet, die Chüechli, wie d'Santlere gseit het? Wie dunkes di, Bertha? — 's isch eineweg wohr, wie mr's seit: me chömm vom Gschmack gnue über. J ha chuum afe eis gesse und ma bigoscht nüt meh. — Aber murb si sie, da'sch wohr. D'Eier si doch d'Hauptsach. — Hör uf, hör uf, Bertha! J ha gnue a=mene Glas voll, bhüetis Gott, es chäm mr i Chopf, weiß Gott wie grüsli, und no bi der Hitz! — Jetz goht's a d'Eierchüechli. Löthig vom schönere Simmel, Bertha, das groß Becki voll isch gnue. Me git nit so viel über=e Tisch, 's isch nit nöthig, wenn me so viel Sache git. E Portion wei mr ömel weg thue für e Sunntig, chöme si de oder chöme si nit — öpper chunnt allweg!" fügt sie bedeutungsvoll hinzu; „oder glaubsch nit?"

„Was sell i glaube? I weiß jo nüt".

„So, du weisch nüt? Het de dä ab-em Hübelihof nit gseit, er chömm gli einisch wieder, wenn de nümme Zäbnweh hebisch? Und er chunnt am Sunntig, i weiß es jetz bestimmt, erst sit-ere Stund — — Aber los, Bertha, mit dim Zähnweh settisch doch niemer vernarre ha .... I ha am Tag vom Frauetag neue nüt meh vo der gschwullnige Backe gmerkt, das isch arig! Dä Bursch bruchsch du nüt z'verachte, so ne riche haudendische Chnab, ne Buresuhn, ne gschaffrige, huslige Kerli! Isch dr dä öppe no z'leid und z'arm?"

„O nei, er isch mr numme wohl rich!"

„Wohl rich? Bisch au no gschid?"

„Jo z'rich! I wett en lieber hürothe, wenn er das weniger hätt, wo die Olte z'säme bschisse und gstohle hei."

„Aber du wüest's Meitschi, schäm di au!"

„I weiß wohl, daß mr nüt so sett säge und i seit-i au nüt, wenn me mi nit wett mit Fliß uf dä Hübelihof zwänge. Aber 's isch eineweg wohr und dir wüsset's au, 's isch nit vrgebe unghürig uf em Estrig obe .... Me chönnt mi mit vier Rosse nit dört ufe schleipfe, i sturb die ersti Nacht vor Angst!"

„Das si Dummheite — Flause si's! und wenn's au so wär, dr Hans cha jo nüt drfür und de vrmöcht er jo nes neus Huus z'baue".

„Und wenn er zeh neui Hüser hät, so wett ig en nit! So ne chnorzige, dumme, han i no keine gseh — isch ömel no keine zue mr cho! Do luegt er ne ganzi Stund i eis Loch ine und sugt a si'r Stinkpfife, und wenn er de öppe no gsprächig wird, so redt er numme vo sine Rosse, vo sine Chüehne oder Stiere oder weles Chalb as schön nähm .."

Keis Gspäßli und nüt lustigs oder öppis, das me köre

möcht — weles Meitli hätt nit Längezit? Und doch chan er de so frech und dumm thue, wenn Niemer anders umme isch — i glaube fast gar, was mr seit, z'Plätzewis —"

„So? Was seit mr de?"

„He, daß die Magd, wo sie hei müeße furtschicke —"

„Du glaubsch alls Wüeschts und Schlechts von em, wüll e eifach nit magsch! Er cha dr's nit, er isch dr nit gschlecket gnue.... Gell Meitschi, das jung Schuelmeisterli, das cha dr's besser breiche? — Das Bürschtli cha halt schwätze, wie druckt — gell, d'Muetter chasch nit vernarre ha, i ha dr Gspaß scho lang gmerkt! Hätt di numme nit lo Gotte si, selbmol.... Aber i ha nit denkt, daß so nes eifältigs Ding sigisch! J ha gmeint, du werisch z'stolz, für so mit eme Hungerlider dr Gäuggel z'mache — ne Buretochter! —"

„Aber Muetter —"

„Lo mi jetz nummen usrede, 's isch mr scho lang im Halslöchli gsteckt! Jo wäger, 's isch wohr, i bi nit so fürnehm gsi und ha di Vater z'erst au nit recht möge... aber nes Schuelmeisterli, so nes batzigs, wer mr doch ordli z'leid gsi! D'Wehli hätt nit lang duret, ob i e richi Burefrau wett ge, oder mir bi-m-ene Schuelmeister d'Gaffeebohne wett lo abzelle und mit-eme halb Pfündli Fleisch drei guet Suppe wett choche, daß es für die nöchsti Wuche au no öppis für blibt! Das mueß ne bsunderbare Liebhaberei si, bigoscht, für ne Buretochter! — Und du channsch Achtig gäh — wenn dr der Vater drhinter chunnt, was dä denn seit! Ne Schuelmeister! Nei, Bertha, lo das gelte! Thue's mir und im Vater nit z'leid und denk au a di selber. Du channsch si jo erlese und wenn dr der Hübeliburscht nit recht gfallt, so chunnt scho nen Andere und z'pressiere hesch jo nüt, i wirde all Tag

wie ölter und i gspür es wohl, wie's m'r böset — gell Bertha —"

„Dr Albert rüest, Muetter, loset, er isch scho wieder do mit eme Fueder!" Und das Mädchen rennt hinaus in den Hof.

Gleich darauf kommt ganz von Schweiß übergossen der Sohn des Hauses eilig in die Küche: „Muetter, was heit dr mir Zimis? I ha dusse nüt gno, ig und dr Vater hei drwile eister glade, wüll die andere gruihet hei. Es git es Wetter, Muetter, die Welsche chei's jetz scho, gschwind, gschwind!"

„Do, do nimm afe früschi Chüechli! I will dr go Wi reiche — wo isch 's Bertha? stoht's bim Zug? — So, do nimm ömel! Aber bhüetis Gott, wie du au schwitzisch, me chönnt dr 's Hömmli usdräihe!"

„O 's isch ne Hitz, es sticht ein fast z'Bode. Und erst d'Bräme! d'Roß flüge schier uf!"

„Jo, jo, i ha's hüt scho gseit, 's müeß Wetter gäh, de Morge früeh, im Vater — d'Flöh fresse=n=ein fast — nimm ömel, Albert, wege=me Minütli — mensch dir bringet's doch ine? Alls? Das im Stegacher au?" —

„Weiß nit, glaub's nit, es dunkt mi, d' Garbe wachse zum Boden use, so viel git's i dr Bodematt. Adie, Müetti!"

„Se, nimm doch au no, Albert —"

„Ha nit dr Zit!"

Auf und davon, in sausendem Trabe. Die Bäuerin begibt sich ebenfalls ins Freie, vor die Hausthüre, und die Hand über die Augen haltend, guckt sie nach dem westlichen Horizonte. „Bigoscht, Bertha, wie das Wetter böset, gsehsch dört obe, wie's böögget a dr Geißflueh obe! Jere, wenn is der lieb Gott numme vor Oberwetter bhüetet! Lueg au,

wie sie sprenge allen Orte! Si däis dört äne nit 's Baschichlausen? Nei aber au! Ich glaube, dr olt Christe bind selber no, nen achzgjehrige Ma! I cha fast nit derheime blibe, wenn i numme i Eusne au chönnt go helfe!"

„Muetter, isch dr Anke no ob?"

„He allweg, daß i das au vergisse! Gschwind chumm, mr wei d'Eierchüechli fertig mache. — Und dr Brotis muesch au bschütte, Bertha. Bhüetis, wie raffle d'Säu! Die arme Teufle hei mr au ganz vergesse. Gib ne nen Arfel Gras und i dr Groß dä Salot dört im Schäferchörbli."

Das Küchen wird wieder fortgesetzt. Bettler, klein und groß, Aehrenaufleser kommen, vom Wohlgeruche angelockt und gehen reichbeschenkt von dannen. Geschwätzige Weiber wollen ein Gespräch anknüpfen, die Bäuerin aber fertigt sie kurz ab: „Heit nüt für unguet, i cha hüt nit Bscheid gäh, ha all Händ voll z'thue, nes anders Mol!"

„Muetter, thuet's ei Hamme für hinecht?"

„E was denksch au! worum de nit? Eini vo dr große Mohr längt bigoscht wit, sie si ja wie Märetchörbli. Und de no Brotis und de erst d'Chüechli, drü-, viererlei, wenn sie do nit gnue chönnen esse! — Gang reich grad Eini und leg sie z'weiche. Me chochet sie öppe ne Halbstund im Wasser und denn thuet mr sie uf d'Schnitz, es spart an Anke. — Das Stückli Nierebrotis nehme mr uf euse Tisch abe. — Es gruset mr numme no Herdöpfel z'schwelle und doch mueß es si, ohni Herdöpfelsalot dörft i bim Vater nit warte; und drzue tuetteret das, nit bold öppis e so. Gartesalot mache mr numme zwöi Plättli voll."

„Muetter, das feischteret au! D'Sunne het si ganz verborge. Loset — het's jetz nit echli donneret? Muetter, dört chunnt 's Liseli cho z'springe, was isch's echt?"

Ja, es ist das „Kind", die schwarzen „Chruseli" tanzen ihm zügellos auf der Stirne herum, der Schweiß perlt ihm auf dem gerötheten schmalen Gesichtchen, und fast außer Athem, ruft es schon im Hausgange: „Muetter, gschwind, i mueß no meh Wi ha, dr Vater het's gseit, ne Strausläsche voll! Für d'Werchlüt! Jösis, wie müeße mr au schaffe und 's Wetter isch uf is obe!" — Liseli läßt sich ächzend auf die Küchenbank nieder. „O heie! i cha nümmen ufstoh, Muetter, gwüß nit, i bi halb todt."

„Bertha, gschwind loh Wi use! — Se, Liseli, nimm es Chüechli, du bisch au nes arms Chind! Aber i cha dr hüt nit besser helfe, i goh au fast z'Grund do inne — morge isch's jo übere, de hesch du nümme bös. Wotsch nit es anders Hömli alegge?"

„Nei, nei, dr Vater het gar grüsli tho, i sell mi ömel tummle! No nes Chüechli, Muetter. — Isch d'Fläsche doch voll, Bertha? Bertha, du hesch ne Schnauz a dr Nase, hi hi hi, wie nes Kindsschüehli! Adie Müetterli, adie Jumpfere Hübeli —!"

„Wart du numme, du Gärnäsi —"

Das Liseli ist fort, Albert kommt wieder mit leeren Rossen angesprengt, um noch einen, den letzten Leiterwagen zu holen. Der westliche Himmel hat einen pechschwarzen Mantel angezogen, der hin und wieder durch stumme, zuckende Blitze zerrissen wird.

Der Küchlidampf ist auch uns zu Kopfe gestiegen, wir wollen lieber wieder in's Freie und besteigen den Wagen. Baarhaupt die Hemdärmel zurückgestülpt, sitzt der schlanke Bauernsohn auf dem Sattelroß, er läßt den Rossen freien Lauf, ja durch Peitschenknall feuert er sie noch an, daß sie in sausendem Galopp davon fliegen, daß der Staub hoch auf-

wirbelt, der Bindbaum und die Bindscheiter auf dem Wagen hin und her tanzen und einem fast Hören und Sehen vergeht. Wir fliegen bei Wiesen und Aeckern vorbei, die geschäftigen Leute winken und rufen uns zu — wir hören und verstehen es nicht. Wir langen auf der Bodenmatt an, die aufgeregten Rosse sind schier nicht zum Stehen zu bringen, der Bauer winkt: „dohäre, dohäre, Albert!" Schon hört man, in weiter Ferne zwar, den Donner, sieht deutlich den Strichregen durch ein Seitenthal ziehen. Mit der Gelenkigkeit eines Jungen hat sich der Bauer auf den Wagen geschwungen. „Albert, fahr mit dem Fueder dört hei, so gschwind du channsch! Mit zwöi Rosse chönne mir scho lade! Hans, chumm gib ufe! Burschte, machet! Meitlene, tummlet ech! Gseiht er dört obe? Wenn's numme no nes Halbstündli thät warte!"

Der starke Hans läßt die Garben nur so auf den Wagen fliegen, der gewandte Bauer fängt sie geschickt auf und legt sie nothdürftig zurecht. „Hü! fahr noche, Hans!"

Die Binder leisten das Unmögliche, die Mädchen raffen laufenden Schrittes die Häuflein zusammen und legen sie eilends auf die bereit gehaltenen Bänder, lautlos, keuchenden Athems. Selbst einige Aehrenleser helfen mit. Keine Scherzworte werden mehr gewechselt, die Halme werden nicht mehr sorgfältig zusammen gelesen: „zue mit dem Gschmürz, Meitlene, gflingg!" kommandiren die Männer. Der große Rechen wird nicht mehr gezogen.

Der Donner läßt seine dröhnende Stimme vernehmen, seine Schläge folgen dem Blitzscheine immer rascher. Auf der fernen Landstraße sieht man eine Staubwolke sich erheben, im nahen Buchenwalde rascheln schon die Gipfel, es ist der Wind, der Vorbote des nahenden Gewitters, er ist schon da.

Schwere, vereinzelte und eiskalte Tropfen fallen auf Nacken und Arme der Schnitter und Schnitterinnen. Sie achten es nicht; es ist nur noch ein kleiner „John“ zu binden. „Druff, Meitlene, druff!“ Der Wagen ist geladen, noch sind Garben übrig, wenn nur der Albert schon da wäre. Dort kommt er in sausendem Galopp daher gefahren, ja er hat noch einen Wagen aufzutreiben vermocht, nun kann der letzte Rest aufgeladen und unter Dach gebracht werden. Hui, wie der Wind pfeift, die Regentropfen fallen dichter — die Frucht ist gebunden, die Garben werden auf den Wagen geworfen, in fieberhafter Hast, mit Aufwand aller Kraft und Behendigkeit, die Weibsleute schleppen sie herbei, nur das Liseli hat sich unter den breiten Birnbaum geflüchtet — den Bindbaum auf, das Wagenseil herbei, geladen, geladen! Nun vorwärts, nach Hause, unter Dach — Hans fahr' mit den Braunen, Albert paß auf, deines ist schief geladen -- Simon, willst nicht heruntersteigen? Nein, nein, nur vorwärts, hü!“

Der Wind hat diesem ein Kopftuch, jenem ein Hut oder gar ein Schäubeli fortgetragen, man sucht die Sachen wieder, die großen Tropfen fallen immer dichter, man beeilt sich unter den schützenden Birnbaum zu kommen. Wozu sich beeilen? auch die dichten Blätter des wilden Chrigelers werden den Regen auf die Dauer nicht mehr aufzuhalten vermögen, er fällt in Strömen. Gut, daß die „Züge“ bald zu Hause angelangt sind — dort fährt der Hans ins Scheunenthor hinein.

„So, Gottlobedank!“ sagt der Bauer und streicht sich das triefende, wirre Haar aus der Stirne, „jetz isch's ömel im Schärme -- ha's nit glaubt, daß mr's zweg bringe! Es isch donners toll glaufe; was isch Mariann, hesch kei Schluck Wi meh?“

„Wohl, do isch no ne Reste.“ Sie schüttelt die Stroh-

flasche, 's isch no ordli drinn. Nehmet numme das Glas, Meister!"

Nei, nei, schenk du dene Manne do und euch i, dr heit's müeße verdiene, nehmet numme?"

„Jösis!" jammert das Liseli, wie regnets do abe! brrr! das chruselet eim so cholt übere Rüggen abe, uih!"

„So sett's mache bis am Sunntig", ruft der Michel, „und au recht chlöpfe —"

Ein blendender Blitzstrahl, ein furchtbarer Donnerknall, daß die Erde erdröhnt, die Mädchen schreien laut auf und bekreuzen sich, der muthige Michel bebt zusammen. Alle stehen starr und bleich da. — Das hat eingeschlagen, wo? „Bhüetis Gott und 's heilig Chrüz! Lueget dört däi Chriesbaum! dört i dr Bisleten äne! Lueget wie-n-er-brönnt, wie ne Cherze!"

„Mr wei hei, uf dr Stell", ruft der Bauer, „do gfallt's mr nümme und naß si mr scho bis uf d'Huut. Dr Vikari het doch scho mängisch gseit, me sell nit unter d'Bäum stoh, wenn's wetteret; do chönnt mr schröcklig ungfellig werde! Git's nit sogar Stei? Mr wei hei zue, Liseli chumm! Chömmet Alle! — Bhüetis Gott vor Hagel und Füür!" —

8.

„Jörg, bisch hei? Aber was i für ne Angst usgstande ha, kei Mönsch cha's glaube! Wo's so gwetteret und gschosse het! Und der Hans het no gseit, grad über d'Bodematt sig dr Strahl gfahre — 's isch mr ganz übel worde! Liseli, wo bisch? E du arms Chind, wie naß und ergelsteret du bisch! Gschwind zieh anderi Chleider a und henk die andere uf en Estrig! 's Bertha macht es Tröpfli früsche Gaffee für e Vater und für di. — Jörg, gang de nit use, du muesch es Schüsseli Gaffee näh. Gang numen ine, i ha dr 's Hömli scho z'warme tho. Mariann, gell du bisch au ganz musnaß und 's Vreni au? leget ech gschwind anderisch a! — Bäbeli, gang i's Chämmerli hintere, 's Bertha git-er nes anders Hömli! — Jörg, los: soll i de Dienste no einisch Zimis gäh? Wird no öppis gschaffet vor em Esse? 's Zit het halbi siebni".

„He, us em Schaffe wird's nöie nümme gar viel gäh. Sie si alli naß wie d'Ratte und d'Tauner si-si hei go anderisch alegge. Gib nes guets Tröpfli Schnaps füre, d'Chnechte müeße fuettere und die Andere chönne de ablade, was öppe no ma gsi. 's isch viel gange hüt, gottlob! — Albert, isch's di? Si doch d'Fueder alli im Schärme? — Guet. Wenn's gli hört regne, so chönnt me no nes Wägeli voll Gras hole; i weiß wohl, wie's am Morge goht, no der Sichlete. Do will niemer ufstoh. Säg de Chnechte und wer öppe-n-ume-

weg isch, sie selle cho nes Glesli näh. — Muetter, wo hesch d'Strümpf hi gleit? Aha, dört uf em Bett."

In der Küche führt die Bäuerin unausgesetzt das Regiment. „Do chönnet-er au nes Schüsseli warme Gaffee näh, Meitlene! Mariann, Vreni und Bäbeli, heit-er's ghört? Bäbeli, du söttisch mit de Burschte go grase i d'Scheerimatt; Vreni, du muesch Wasser träge, 's isch glaub keis Tröpfli meh dinne. Mariann, du machsch, daß d'Säu ihri Sach überchöme, gmistet mueß de Chline denk au si. — Liseli, Liseli, bisch no nit agleit? Du goh'sch go nes Chörbli voll Salot uszieh, dört im Chrüzschildli, dere Bernerchöpfli. Und wäsch en grad. Nachher muesch de ne Weg us — will dr's de säge. — Jetz Bertha, a Schnitte- und Strübliteig hi! Hesch d'Milch übertho für dri? Drü Becki voll, die halbi darfsch abnäh. Liseli, i hätt's bold vergesse — gang gschwind zu 's Maritze Frau. Säg i löih si grüeße und öb sie no nes paar dere Läderrenette heb? Oeb's mr öppe zwe oder drei well gäh? 's isch mr, i heb nit g'küechlet, wenn i nit nes Tellerli Oepfelchüechli mache cha, dr Vater ißt sie so gern und der Pfarrer wurd au luege — um die Zit no Oepfelchüechli! I dr Maritzene cha-mr jo au nes paar Chüechli bringe für e Gfalle." —

„Muetter", fragt Bertha, „mueß i lötige Simmel näh? Mi dunkt's, e chli chernigs drunter thät's au, so halb und halb. Die a dr Pfingste si jo recht guet gsi."

„Für d'Schnitte darfsch es scho milieren, aber für e Strübliteig nimm mr Simmel, nen Unterschied isch es doch und 's brucht weniger Anke. d' Hamme isch lind, Bertha, nimm dr Hafen ab und stell ne untere Ofe, d' Schnitz richt au a und thue sie i 's Chunstrohr ine z'warme. — Uih, wie rücht's und dämpft's au do inne, i wett gern hinecht faste,

wenn's nume g'chochet wär! — Bertha, bring mr e chli Chirsiwasser für i Chüechliteig, sie göih gar schön uf drvo."

Bertha bringt die Kirschenwasserflasche, die Mutter gießt zwei Gläschen in den Teig, ein Gläschen aber, ein drittes kam nicht in den Teig — 's ist ihr, der Arggeplagten wohl auch zu gönnen, 's macht ja so sehr warm und zudem — sah's ja Niemand, der es ihr nachsagen konnte... „Jetz dr Anke über, Bertha, mr müeße-n-afoh — nähm mr a, so mängi Platte voll Schnitte z'mache..! Bertha, los: (leise): spöter cha-m-r de au e chli Schmutz untere Anke thue, me merkt's fast nit und 's Mannevolch ma si guet verlide, es spart halt doch ordli Anke. Aha Liseli, bisch do? Tusig Wetter, wie hesch du no Oepfel, zwee, drei, feuf, es halbs Dotze — nei, das isch e Raritet um die Zit. 's isch doch ne gueti Nochbüri, d'Maritzne, da'sch wohr!" —

„Jo sie het sie im Strau gha im Keller unte und Sagmehl drüber. Es sige Fulplätzig drunter, sie chönn halt nit besser helfe, dir sellet sie usschnide. — Gellet Müetti, 's erst Schnittli gät-'r mir? Die wiße ha-n-i nit gern. Und Salbinechüechli und Schlüschüechli...?"

„Und Narechüechli au no, du eifältigs Meitschi! Mensch mr chönn here und hunderterlei choche-n-a eim Obe! — Jo, 's erst Schnittli muesch ha und sobold as sie grothe, treisch es halb Dotze i Pfarrhof und es paar Eierchüechli und öppe nes Strübli. Leg es sufers Fürtech a und wäsch di e chli, i will dr d'Sach z'weg mache. — So, Bertha, bring d'Schuumchelle und die zwo größere Platte, i cha jetz afoh; wenn's mr verleidet isch, muesch du halt zue — 's Bei thuet mr so weh. — Nei, nei, loh mi jetz nume loh mache, 's nimmt mi Wunder, wie sie werde." —

„Muetter, lueget, sie werde jo chrugelerund! Aber nei! Jetz will ig aber die erste —“

„Nei, ig will sie“ — ruft das herzueilende Liseli — „Muetter, Muetter, lueget do, 's Bertha het mr sie erwütscht!“

„Höret doch uf gauggle, dir Strupfe dir! Es chunnt jo Jedes gnue über, sä do Liseli, nimm die do, das isch no ne schöneri. — Jetz, Meitschi, bring 's Chörbli, das schwarze mit em Deckel, und thue ne wiße Teller dri und mach nes bleikts Zwächeli zweg —“

„Jä was mueß i de im Pfarrer säge?“

„Ei, ei! lueget do das chline Chind! wart i will dr's uffschribe“, spottet das Bertha, „mueß di d'Muetter öppen am Händli füehre, as nit verirrisch?“

„Di hätt me am Santihansmäret au chönne am Händeli füehre,“ entgegnet gereizt das junge Mädchen, „wo mit dem schöne Herr —“

„Heit dr Friede, Meitschene“, mahnt die Mutter, — „säg im Herr Pfarrer, i löih-ne schöne grüeße und d'Otille au, und i schick ne do nes paar Chüechli zum Gaffee, aber sie sige nit grothe — wo si d'Eierchüechli, Bertha? — Und mr hebe ne gueti Ern' gha, Gottlob! und mr welle de spöter au no an si denke. — Ne Fläsche süeßi Nidle chönnt mr au no gäh, Bertha —“

„Jo, daß mi die alte Rätsche no meh cha vertäfele bim Pfarrer!“ entgegnet das schöne Mädchen zornig, „wie sie's mir und is Melke Betheli g'macht het, wege dem bitzeli tanze —“

„He nei, über di het sie eigetlig nüt gseit, aber wegem Bethli und em Uhremacher —“

„Jo, wüllere 's Melke nit eister dr Schnabel salbe mit Hungg und früschem Anke! Das ist dr Fundus! Mi ma

sie halt nit, wüllere zweni dr Scharis mache und nit alli Spönli zueträge, aber mira woll!"

„Pst!" warnt die Mutter, „es chunnt öpper! — Aha, isch's di Mariann, was macht d'Mohr?"

„Sie will nit recht fresse, sie isch urüehig. Hinecht goht 's allweg los. Den andere han i Allne g'mistet und Schotten ine gschüttet, nume die ganz große müeße no ha. 's Wetter isch ganz vrbi, d'Sunne chunnt jo no chli füre im Chessiloch. Achti? Es schloht Achti, Muetter, mueß i dusse no öppis mache?"

„Nei, nei, do isch gnue z'thue. Gang go ischnide und Tisch decke und Gläser schwenke — Vreni! wo isch's Vreni? Isch's no nit hei? Schnitte müeß-es au no ghaue si, es si ersсht afe hundert und e chli drzue und das längt nit. — Aha dr Vater! chumm Jörg, nimm grad ne heißi, so hesch sie jo am liebste. Wie dunk-es di? Sie sie doch gnue gsolze? I ha gar kei Chust meh. Nimm die do, die isch schön bachet. Mariann, se, chumm nimm doch au! I chan ech doch nit Alli heiße! Dr sit keini Chind meh! Gell sie göih schön uf? — Dr Strübeliteig mueß no dünner gmacht si, Bertha, so lauft er nit. — Liseli, bisch hei?"

„Sie löih-n-ech au grüeße und vielmol danke. Dr Pfarrer het grad eini gschnabeliert und het nit gnue chönne rüehme, d'Chüechli und euch au, Muetter. Und er het i dr Otille gseit, sie sell mr nes Glas Rothe ischenke, aber i chan ne nit schmöcke, pfi Teufel! 's Hächlers Mareili isch au dört gsi, es het i dr Chuchi au öppis abstgstellt, aber i ha nit chönne drüber cho, was.

Es het bim Pfarrer briegget wegem Chlausi selig — 's isch em denk nit so Ernst mit em Lätzthue, 's Bammerts Jokeb sig jo all Nächt dört."

„Du weisch doch Alls, du Lusmeitschi! Was goht di das a?“

„Je, was wohr isch, isch wohr, Jumpfere Bertha, 's Anneli het mr's selber gseit und das wird's wohl wüsse. — Muetter, heit-er no Oepfelchüechli?“

„Nei währli, a dem isch's no nit. Z'erst müeße d'Oepfel ghaue si. Chausch du's, Liseli? Se gang schwind, aber paß mr uf, daß keini ißisch, oder i wett dr! Und d'Herdöpfel schinde für e Salot — isch 's Bäbeli hei? nimm do, thue doch nit so schüüch! Gang de go schinde und thue sie grad schible, aber ganz rein und Ziebele und Pfeffer und Solz und Essig und Oel zweg stelle, i will e de cho amache. 's Bertha cha jetz de zue dr Pfanne zue stoh, d' Augen überlaufe mr afe. — Woll, sie si doch guet — nit wohr, Mariann? — O jetz sticht mi au 's Agertschenaug!“

„Das stinkt do inne, was machet-er au? d'Roß bim Bahre möge nümme fresse. — He, Züsi, was dröhlsch do dr Pfannen ume?“ Es war Albert, der dicht hinter seine Schwester tritt und sie bei beiden Zöpfen festhält, daß sie sich nicht rühren kann. „Se do, du Grobian, lo mi goh, oder i stüpfe-di mit em Chüechlispitz! Loh goh —“

„Gisch mr de nes Chüechli? Nei, i wüll keis, i schüche sie.“

„Se du, Albert, nimm do,“ sagt die Mutter lachend, „und versuum jetz d'Meitschi nit! Sit dir Mannevölcher doch all' umeweg, wenn mr jetz de wei esse?“

„Die mueß mr doch am End uf dr Sänfte zueträge,“ bemerkt Bertha, „'s isch no allimol so gsi, wenn ne dr Glust scho fast 's Halszäpfli abdrückt.“

„Es si all do, usgno dr Mathys, er isch sim Chueli no go grase, die andere hei Fürobe, dr Vater hocket bi-n-ene

uf em Bänkli. Dr Schmied isch au dusse, er seit, es heig dä Obe ghaglet im Schache hinte.“ —

„Jesis Gott, die arme Lüt! sagt die Mutter. Gottlob hei mer ömel ’s Gröbere dinne! — Wie stoht’s mit-em Fleisch? Het au öpper noche gluegt? Und d’Suppe? und Wi mueß use gloh si, Albert, das channsch du doch mache! (leise): Es Bitzeli Most chönnsch wohl dri thue — mensch nit?“ —

„Juih! hinecht isch Sichlete!“ jubilirt das Liseli beim Brunnen, „Vreni, freut’s di nit au? Hinecht wei mer singe und tanze, nit?“

9.

„Hans! Heiri! Simon! Mathys!“ ruft das Bertha. — „Wo isch dr Mathys? Cho esse, uf dr Stell! Und dr Chasper?“

„Er isch no go Tubak reiche.“

„So? me mueß es doch no im Sigrist säge, er sell All'ne z'säme lüte! Will is dr Chasper hinecht bräucke mit sim Stinkkanaster? Und di Frau, chunnt sie nit, Heiri? Sie het is doch au hulfe im Heuet. Jetz mueß sie doch au zue-n-is cho!“

„Sie chunnt nit, 's Chind isch nit recht zweg.“

„So? 's Karlineli? Was fehlt-em?“

„Es het do die Sucht — i weiß selber nit — dört chunnt der Chasper.“

„Seiht, so chömmet jetz ine! Vater machet doch, as sie chömme! Albert, machsch Kalender? Thue au d'Firtige dri —, dr Sant-Annetag, — oder fyrisch lieber 's heilig Röseli (leise) mit em Zigarredruckli — (laut) chömmet, es choltet süst Alls!“

„A-B-C, 1 und 1 isch zwöi —“ höhnt der Albert, das schlanke Mädchen aber enteilt, ihm ein Schnippchen schlagend, lachend in's Haus hinein.

„Muetter, wei-mr i 's Caspers Frau und i 's Mathysen und i 's Heiris grad d'Chüechli bringe?“

„Wer hätt jetz au dr Wil? Du darfsch doch denk nümme goh, Liseli?"

„Nei Muetter, gwüß nit! 's Felixe Hund, dä wüescht Chätzer . . ."

„He, so gibt mr ne d' Sach mit ne hei z'träge, sie esse si glich no und albe het mr's eister so gmacht. — Seiht, Manne, löiht-ech zue und nehmet Platzg, 's isch öppe Zit! — Dört isch no kei Suppelöffel, Bertha — Bertha! Wo isch's jetz au hi cho? Mariann! Vreni! wo stecket-er au? das isch au e Sach! wenn 's Mannevolch einisch zuetrampet isch, so si d'Meitschi wieder wie ufgfloge! Bäbeli!"

„Do bi-n-i, do!"

„Wo si au die andere, sie-si öppe dur 's Chemi uf und furt?"

„J dr Stube hinte si-sie, (leise) sie züpfe no."

„So? züpfe? z'Nacht? am heilige Werchtig? Jowolle! Vater, bet du und nehmet dir use, Manne, i will sie scho zue bringe! — He, Meitschene, weit-er öppe hinecht no z'Hoch-zit? Oder sit-'r gar vornehmi Herren erwartig? Oemel wege dene dinne bruchet-er-ech nit so z'putze. J wett ech helfen i! Ale, d'Stili ufbunde und i d'Stube vüre, sie bete jo scho! Bertha, du settisch meh Verstand ha!"

„Mr chömme jo, Muetter, thüet numme nit so lätz! Mit de Chuchischnäuze und mit eme settige Chuz gohn i doch nit a Tisch — göiht afe, Meitlene, göiht!"

10.

Endlich sitzen sie alle am Tisch, Männlein und Weiblein, nur die Bäuerin sitzt seitab beim Ofentischchen, vor sich eine Tasse dampfenden Kaffee und ein Eierküechli auf blankem Teller.

„Nu, Lene, was ist das?“ ruft der Bauer, „wotsch du nit au zue-n-is cho?“

„Jo, jo, d'Muetter mueß au a Tisch, mr thüeis nit anderisch!“

„Nei, löiht-mi numme rueihig, i chumme doch nit, esse ma-n-i doch nit und erne han i au nit hulfe. 's isch mr do viel wöhler bim chüehle Ofe zue. Esset und trinket numme, so viel as dr möget, i gönne-n-ech's jo! Mariann, wenn d'Suppe g'esse hesch, so chumm reich do öppis anders. (Leise:) Z'erst d'Hamme und 's Surchrut und d'Schnitz, und de dr Brotis und Salot — het dr Vater doch au 's Ladli und 's groß Messer? Bertha, der Wi! Isch 's Brot uf-em Tisch? Nehmet no Suppen use, wer ma!“

„Se, Mathys, nimm no Suppe, das isch's Fundament“, mahnt der Bauer aufgeräumt, „und du au, Bäbeli, so chunsch au roth Backen über; 's het dr scho chli besseret! — Lene, die Hamme isch nit verlindet — gib ume, Bertha!“ —

Wie sie sich so wohlig fühlen, die guten Leute! Mit welchem Behagen sie sich an die saftigen Bissen machen, die

in überreicher Fülle den eichenen Tisch belasten. 's ist ihnen wohl zu gönnen, konnten sie ja die ganze Ernte über kaum einmal ordentlich essen, mußten's im Schweiße ihres Angesichtes thun, zumeist in der stechenden Sonnenhitze, umsurrt von lästigem Geschmeisse, und so rasch als möglich, damit die dringende Arbeit wenig Unterbruch leide. Nun ist es ihnen vergönnt, die herrlichen Mümpfeli sich ordentlich zurecht zu legen, sie im eigentlichen Sinne zu genießen. Denn da sind Sachen genug, und man braucht sich nicht zu beeilen.

Bei den ersten Gängen ist die Unterhaltung wenig belebt. Ein Jeglicher ist bestrebt, sich vorab recht satt zu essen. Kaum ein schalkhafter Blick, ein beflügelter Witz wird gewechselt von hüben und drüben, vom Mannenvolk zu den Weibsleuten. Erst als die hohen weingefüllten „Gutteren" auf dem Tisch erscheinen, beginnt eine fröhlichere Unterhaltung sich Bahn zu brechen.

„Gsundheit, Meister, Gsundheit, Meisterne!"

„Es gilt! Es gilt alle Durstige! Trinket i Gottsname, so viel as-ech guet thuet; dä sell-ech nüt mache! Gsundheit, Mariann, Gsundheit, Vreni, Gsundheit, Michel und Hans und Heiri und Simon und Bäbeli und Bertha und Chlini und Albert selb obe — es gilt allne z'säme!"

„Gsundheit, Albert! se — macht's au no lidig? O jere! das chesslet wie nes verheits Becki, pfi tusig!"

„Jo, du bisch denk z'schuld, Mariann, mis het recht gmacht."

„Se, Chlini, thue mr au Bscheid — he z'tusig wie zimpfer! du gisch nes Stadtfräuli — he, Bertha, heb mrs au dra, so nes ölters Mannli bruchsch nüt z'verachte; dine chunnt au einisch nes graus Schnäuzli über."

„Gsundheit wohl, Mathys! J ha scho lang welle, aber

du hest numme-n-eister mit-em Vreni pütscht, me mueß jo ganz schalus werde. — Nu, Hans, trink au, d'Bräme hei dr hüt dini ghoorige-n-Arme gar grüsli erstoche! — Mariann, schenk dine Nachbure-n-i! Läng d'Platte-n-ume, lueg, dr Hans mueß jo eigetlig faste, du nimmst di au gar nüt ume-n-a!"

„Dä brucht nit halb so guet z'ha, er wird doch nümme hübsch und fin au nit."

„He so gschlacht, wie so nes Husbeyi, bin i de no gäng, wenn i scho nit alli Häfeli cha usschläcke; und sig i wie-n-i well, i bi nüschti mine und 's geiht Niemer nüt a."

„Potz der tusig, wie brutal! Allwäg goht's mi nüt a, Hans!" entgegnet die Hausmagd stolz, „mir bruchsch gar kei Red z'ha, wüßt nit worum!"

„Heit doch dr Friede selb obe", mahnt der Bauer, hinecht wei mr kei Händel ha. Trinket dir und esset, wüll's warm isch, und Mariann, mach numme nit so 's Chöpfli, wie wenn di ne Hornusser gstoche hätt! Lustig müeßt dr si!"

„Nehmet au use", ruft die Bäuerin vom Ofentischchen her; „dir löiht jo Alls lo cholte und mänggelet numme so, wie wenn's nit guet wär, i Gottsname, i ha gment, i heb recht Ernst gha bim choche!"

„Aber Muetter, was zellet-er au! 's chönnt jo nit besser si, Alls z'säme!" sagt das Vreni.

„Jo und cholte thuet's au nit grad", bemerkt der Albert, „es isch jo ne Hitz do inne — thüeit doch d'Schassene uf, Vreni!"

Dem wiedersetzt sich aber das Bertha: „Nei, nei, nit d'Schassi! do mueß doch nit Alls ine gränne!"

„Mir si jo schöni Lüt, mir dörfen is scho lo gseh!"

„'s Bertha het recht," sagt die Mutter, „wenn's z'warm

isch, so thüeit ehnder d'Thür uf! Bertha, Wi! G'sehsch's nit au?"

Der Bauer hat unterdessen den Braten zerlegt: „Loh d'Platten ume goh, Mariann, und jetz esset ömel, Alli z'säme, bis gnue! Dr Liebgott het is jo ne prächtige Ern' gschenkt, nit bold e so! Und hüt bsunderbar hei-mr ne guete Tag gha, ne Huffe Frucht hei mr inne tho — öb mr d'Rechete au hei müesse dusse loh, das het weni z'säge, d'Sunne wird öppen au wieder schine."

„Es blitzget doch no gäng im Berg noh", sagt der Hans, — „i ha erst no i de Rossen ufgsteckt; und obsig uf isch ne chohlschwarzi Wand und es isch au gar z'tusigdonners heiß gsi hüt, so schnell geiht's allweg mit em wättere nit übre. Mr wei nüschti eis näh, Chasper, se la gseh da, thue Bscheid! 's Gröbere isch ömel dinne, 's Hüttli isch jo voll bis untere Chatzebaum."

„I glaub schier gar au, es regni no ne Cheer", meint der Albert, „'s Wibervolch isch dä Nomittag gar hässig gsi —"

„Usööd wie ne Blitzg", ergänzt der Karrer.

„Was weit dir au säge", erwiedert rasch die Bauerntochter, „uf zäh Schritt hätt mr is nümme traut, zue-n-ech zue z'cho, dir sit viel böser gsi as die große Bräme, i hätt bold ne Chapeziner loh cho! — Nehmet au Sooße-n-use und Salot, dunkt er ech nit guet? Casper, du bisch so ne Salotma! Schenk i, Vreni, dört dim Schatz!"

„Jo nen Andere hat's! gell Michel?"

„Mariann, stell du d'Chüechli uf, sie möge süscht jo keine meh", befiehlt die Bäuerin.

„So mängi Schnitte, wie dr Cheßlerueli, ma do allweg keine", sagt der Heiri. „I 's Cholers Huus het er einisch i eim Sitz siebezäche „dere Chätzere" gesse."

„Du lügst däich öppe nes Halbdotze, Heiri", fiel ihm der Karrer in's Wort, gseh hesch's allweg nit und grad 's Evangeli bisch o nit. Es düecht mi gäng, so nes Dotze derige da gäbe scho nes gstifs Hüffli, nit wahr, Vreni? Es hätt-ne jo müesse verspränge, mi düri —"

„Siebezäche, sägen i!" behauptet aber der Heiri, „dr Ueli het's selber grüehmt. Du sig 'r zäh Mol um e Mist ume gumpet und wo-n-'r g'wahret heig, as wieder luggi, sig er wieder ine gange und heig wieder früsch agfange. Der Lunzi het's au bstätiget. 's Maribeth heig mit Gwalt welle mit em Ueli tanze, er heig si aber nümme chönne chrümme. Druf hei-se doch abdankt, die Olti hätt en nümme gha um kei Pris."

„Michel, het-er au scho ne Chüechlischnitte weh tho?" frägt das Mariann. „Nit? Se lueg do!" Und das robuste Mädchen schlägt ihm rasch mit einem heißen Küechli auf den Mund, daß es klatscht. Alle lachen, auch der Gefoppte lacht mit. „Wart numme, Meitschi, umezahle macht öppen einisch wett!"

„Vater, nimm du Oepfelchüechli, d'Schnitte si doch wohl schwär für di", mahnt die Mutter leise. „Und Strübli, lueg wie luftig as sie si! Rüehm au e chli, oder i mache dr keini meh und bi höhn," fügt sie scherzend hinzu.

„Wo wette sie au nit guet si", erwiedert der Bauer halblaut. „Du bisch jo ne Chüechlifrau ohni gliche. Und süst so ne gueti, 's nimmt ein nume Wunder, daß di d'Wespi nit fresse und daß no bi euserein blibsch; 's dunkt mi, dr Sant-Peter sett di scho lang agstellt ha für Himmelschöchene."

„Schäm di au, Jörg, ein so usz'hudle!"

„Loset Meischene, wie dr Aetti und 's Müetti no chönne karrisiere", bemerkt lachend das Bertha.

„O die chei's allweg chönne öb du!" sagt der Michel, „hä hä hä!"

„Still! Loset —", ruft horchend das Liseli; „sie juzgen im Dorf inne! Und gygele . . . Köhret dr's nit?" —

„Das isch dr Schniderjoggeli, i b'chönnen-en am chräihen a," sagt der Chasper, 's Grabers hei d'Sichlete, — hei sie d'Lüt ächt scho abdankt? 's cha woll si, daß dr Hahne scho uströpfelet het. — Nu, Meitlene, singet dir eis, so goht öppis! Mr hei ömel no Wi, mir dörf-es. Se, Bertha, foh a!"

„Nei, 's Bäbeli sell astimme, i singen Alt."

„Jä was für eis?"

„'s isch jo glich, foh du eis a!"

„J cha nit guet singe hinecht, i ha hüt z'viel Wasser trunke, hm, hm!"

„Schatz, mein Schatz, du bist so weit von hier —"

Das Bäbeli singt, das Bertha fällt kunstgerecht ein, das Vreni und 's Liseli singen ebenfalls mit, erst nur leise und schüchtern, allmälig lauter und kecker und der Albert sekondirt recht passabel; als aber der Michel seine fürchterlich schnarrende Bierbaßstimme erschallen läßt, schreit das Bertha: „Michel, Baß, Baß! du singsch jo nume ne Terz teufer, pfi Teufel wie falsch!" Aber der Michel, einmal im Zuge, läßt sich nimmer aufhalten, er singt, daß der Wein in den Gläsern zittert, die Mädchen lachen und heben von Neuem an. Der Bauer, der Chasper und der Hans bilden das Auditorium, der Heiri und der Mathys sind nämlich bereit, sich ebenfalls zu den ausübenden Künstlern zu schlagen, sobald eines kommt, das sie „chönne". Der Bauer sieht gar wohlgemuth aus, er stopft sich die Pfeife und ruft, sich umwendend: „Muetter, nes Füür! oder schlofsch scho?" In der

That war sie in der Ofenecke eingeschlafen, die Müdigkeit hatte sie übernommen. „Mr wei sie i Gottsname loh schlofe; se, Mathys, hesch du kei's Hölzli? 'sisch so ne dummi Gschicht mit dene Lampe! Mach nume au z'ersch t i!"

Unterdessen war der Gesang mit seinen dutzend Strophen zu Ende.

„Was hesch du gseit, Bertha?" frägt der Michel.

„He, daß so ströflig falsch singsch," antwortet das Mädchen lachend.

„Ig? Falsch singe? I bi nit falsch, i rede und singe, wie mr dr Schnabel gwachsen isch!" Er leert das Glas bis zur Nagelprobe. „Nu, Meitschene, chönnt-'r keis meh?" 's Röseli im Tannewald? oder: Zu Stroßburg uf dr Schanz, hab ich's ein Mädchen lieb? oder: Uebere Gotthard flüge d'Bräme — nei, da'sch keis schöns! Singet dir, was dr weit und chönnet, numme druff!"

Nachdem sie leise summend den ‚rechten' Ton gesucht und gefunden, beginnen die Mädchen in etwas langsamem Tempo:

Herz, mis Herz, wa-ru-u-m so traurig
Und was soll das A-a-ch und Weh!
's ist ja schö-ö-ön i fre-e-emde Lande,
Herz, mis Herz, was fe-hlt dir meh, ꝛc.

„Hans, worum singsch du nit?" frägt das Vreni, „du brummlisch doch alben au uf ene-n Art öppis im Roßstall usse. Bisch öppe höhn?"

„Ja, i bi höhn und das nit nume e chli!"

„Worum, Hans?"

„Wüll i kei Meie ha und die Andere o nit, a dr Sichlete! Es düecht mi doch —"

„Jo, bigopp! das hei mr vergesse!" rufen die Mädchen.

„Chömmet, mr wei alli go Meie reiche, se hei sie d'Müüler zue! 's isch wohr, Meie müeß-es si, das g'kört si!"

„Nei, nei, Alli chömme nit!" wehrt die Bauerntochter. „i loh doch nit gern Alls vernause und vertrampe im Garten usse! Chumm du, Bäbeli, mir chönne das ne-lei! Chlini, blib nume dinne, di loh-n-i gar nit noche! Du huschterisch süscht im Züg ume, daß i ne halbe Tag ufz'binde ha! Dinne blibsch, sägen i! — Chumm, Bäbeli!" —

„Jösis, das isch feischter do usse, Bertha! J förchte mi fast! Los — 's isch Oepper umeweg . . . . Ghörsch's nit?"

„Abah, wer wett's si! Chumm du, i weiß dr Weg feischterlig und b'chönne d'Meien ußwendig. — Do paß mr uf, do han i d'Margotte, und do si Pfingstenägeli, nimm es paar, öppe feufi, und do isch Resida, nimm dere nume so viel de witt, i cha sie fast nit usrotte . . . Und do dere dünne Nägeli, die si lang guet, 's Mannevolch weiß ne Tüfel viel, — gsehsch sie? Und Aschtere, se do hesch ne ganzi Hampfele, und Balsamine! — Die Sunneblueme steck im Michel uf e Huet, hi hi! J will nes Paar Monetrösli go abbreche, dört i 's Eggli use . . . Jösis! wer isch do?" — — — Man hört ein leichtes Geräusch in Bertha's Nähe, wie von einem fallenden Gegenstande, dann ein fast unhörbares ‚St!' — „'s isch nüt, Bäbeli, i ha's nume g'ment —"

„Nei, nei, Bertha, 's isch gwüß öpper do . . . dört bim Gartehüsli! Het's di nit au dunkt?"

„Chumm du, mr wei ine goh, 's isch Niemer, aber mr hei jo Meie gnue . . . Los, wie sie singe im Dorf inne . . . und dört der schwarz Ma im Schopf, gsehsch-ne? Lueg, er nimmt di!"

Lachend und schreiend stürzen die beiden Mädchen in

den Hausgang hinein, die Thüre hinter sich zuschlagend, daß die Mutter aufwacht und ängstlich ruft: „Was git's au?"

Unterdessen hatte sich unter den Männern ein harter Disput angelassen, ob man tellen wolle oder nicht. Der Heiri meinte, man solle lieber die Vorgesetzten „schassen", wo d'Gmein no ufe Chopf stelle! Und „Wedelen" bekomme man auch schon fünfzig weniger, das sei kei Art und kei Gattig, und auf „d'Rüttene" hätten sie nun auch noch sechszig Santinen geschlagen. „Bim Grind näh sett-me se!" ruft der Chasper und macht dabei ein Gesicht, als wollt' er es gleich mit dreien aufnehmen.

Die Bäuerin aber sprach: „Nei, los mer au do zue, an ere Sichlete z'politisiere und so höhn z'werde! Löiht das loh gelte hinecht und esset und trinket dir und machet Gspäß, i köhr-es lieber!"

„Jo, d'Muetter het recht — schenket dir i und chehret 's Blettli um, däis, wo öppis Lustigs druff isch!" fügt der Bauer hinzu.

Auch unter den Mädchen hatte sich ein eifriger Wortstreit entsponnen über die Frage, ob 's Metzgers Friedli noch zu 's Längen Eveli „gehe", oder ob sie seit der Chilbi wirklich „für enander use" seien, wie vielfach behauptet werde. Man erging sich in Vermuthungen, Rede und Gegenrede.

„Und i säge, er goht nümme", behauptet das Vreni, „er het gänzlig Fürobe gmacht! Erst gester ha-n-ige bi 's Peters Anneli gseh, bim Brunne, und sie hei gschätzelet wie der tusig. Das isch nit umen öppe so obehi gsi, i verstoh mi au e chli druf, so dumm bin i au nit. Dä goht jetz zum Anneli!"

Die Mädchen lachen hell auf: „So, so, Vreni? Du verstohsch di au druf? hi hi hi!"

„Dr sit alli Narre!“ erwiedert das Vreni böse, „i säge keis Wörtli meh!“

Die Mädchen aber singen:

„Und 's Vreneli ab-em Guggisberg
Isch au nes ordligs Meitli gsi,
Isch au nes ordligs gsi,
Jetz isch es aber nes Wibli,
Het keini rothe Bäckli meh,
Het keini rothe meh!
Dört unte-n-i dem Lädeli
Dört chauft me guete Schnupftubak
Dört chauft me guete Schnupf;
's Lath um-e-ne Chrüzer
Und au no chli Papier drzue
Und au no chli Papier ....“

„So, Meitschene, da'sch ne läbigs! Nume zue ghaue!“ ruft in weinseliger Aufregung der Mathys; und er versucht einen Jauchzer loszulassen, der jedoch nicht als besonders gelungen zu bezeichnen ist. „Mathys, du hesch ne Chäfer im Säch!“ neckt das Mariann.

11.

Scherz und Gesang und lustiges Zutrinken wechseln in ungezwungener Folge. Die Mutter war wieder eingenickt. „Muetter — Muetter!“ ruft das Bertha leise, indem es sich vor sie hinstellt. Sie schläft wirklich fest und z'grechtem. Der Vater erzählt den Taunern aus guten und bösen Tagen und von Roßhändeln. Das Bertha begibt sich leise und unbemerkt in die Küche, ergreift das matt leuchtende Feuerherdampeli und schreitet schnellen Schrittes in die Speisekammer, wo die leckern Sachen alle in großen weißen Körben aufgespeichert sind. Nach kaum zwei Minuten kommt das Mädchen wieder aus der Kammer. Es trägt etwas unter dem Schäubeli, was mag es wohl sein? Dann bläst es das Lichtlein aus und kaum hörbaren Schrittes verläßt es das Haus: es eilt in den Garten, dem Gartenhäuschen zu. Drei Schritte vor dem epheuumrankten Häuschen hält es seine Schritte an. „St!“ Eine schlanke Männergestalt tritt aus dem tiefen Dunkel hervor und begrüßt die hübsche Bauerntochter mit einer stummen — Umarmung.

„I ha dr do öppis e chli, Arnold!“ sprach sie hastig und leise. „Nimm's, oder schüüchsch mi öppe? Gell es het di blanget? Aber i ha nit ehnder chönne cho — d'Muetter ..“ Sie setzen sich auf das feuchte Bänkchen außerhalb des

Häuschens. „Jo, d'Muetter het erst hüt wieder so g'iferet und mr dr Hübelisürmel wellen aprise —"

„Und über das ‚Schuelmeisterli' loszoge! Säg's nume, Bertha, i ha's scho denkt! J ha's scho denkt, daß mi dini Lüt verachte werde, trotzdem, daß i brav bi und nen Existänz vorammer ha, so guet wie Eine! daß sie di verschachere werde —"

„Aber i cha nit vo dr loh, Arnold, sie möge thue wie sie wei!" ruft schluchzend das starke Mädchen. „Lieber blib i lidig .... O Arnold, du hesch mr's förmlig atho ... worum ha di au so unendlig gern?"

„J weiß es scho, aber i säg es nit, i thue dr's nit z'Gfalle ... Jösis, i glaub, es chömm öpper ... Chumm morn, Arnold, gäll? J mueß goh!"

„Adiö, Schätzeli! Nit no nes Münscheli?" — Und das Bertha huscht eiligst in's Haus hinein, durch die Küche und Hinterthür, wie es gekommen war. — Armer Hübelihans!

„Bertha, du hesch au roth Backe! und schnufisch so stark! Jsch's so warm dusse?"

Rothe Bäckli, blaue Aeugli
Und e Grüebli im Kinn —

So singt das Bäbeli, und das Liseli, das ganz keck geworden, singt ebenso laut mit und schlägt den Takt mit dem Füßchen. Der Albert schaut Bertha so durchdringend an; er wird doch nichts gemerkt haben? Mira doch! Sie wollen ihm ja auch den Güllenburschlitten anhängen, auch ihn verschachern, denkt die Schöne.

Die Mädchen singen weiter:

Vater, Mutter, wollen es nicht leiden
Daß wir sollen bei einander bleiben.

Drum mein He-e-erz so traurig, traurig isch,
Schatz lebe, lebe wohl und vergiß mein nicht . .

„Seiht, Meitlene, was isch das für nen Ornig? Kei Wi meh uf em Tisch! Bertha, Mariann! Wi her! So troch wei mr doch nit do hocke! Was, Heiri, hei goh? Das isch kei Red, jetz blibe mr no ne chlei, jetz wei mr no ne chlei si, potz Donner!“ Auch die sonst blassen, runzeligen Wangen des Bauern beginnen sich ordentlich zu röthen.

„Nehmet doch au Eierchüechli!“ mahnt das Liseli. Auch seine feinen Bäcklein fangen an zu glühen, es hat alle Müdigkeit vergessen. Ach, es ist so lustig, die Sichlete! „Bäbeli, Bäbeli! Se los mr au, du chausch de no mit em Bertha rätsche! Bäbeli, wie luut mueß i ächt au no brüele? Bäbeli, gell, du hesch 's Gygeli bi dr? Woll, woll, du hesch's! Se, mach gschwind eine, ne Galopader, ume kei Walzer, i cha ne no nit! Se, Bäbeli, du bisch de lieb!“

„Tanze wei mr? Jo bigopp!“ ruft das Vreni. „Ig und dr Heiri machen eine! Aber ne runde, gell Heiri? Aber was seit de d'Frau? Was mensch? Gleitiger, Bäbeli! So!“

Der Michel tanzt mit Bertha, der Mathys engagirt die Hausmagd. „Chönne mr's ächt au z'säme, Mariann? Oder wotsch du öppe mit em tanze, Hans?“

„Ne, tanz nume, sövli stark pressiert's mr nüschti nit.“

„Dä cha mit em Stallbese tanze“, wirft das Mariann schnippisch ein, „sie schmöcke de beedi ungfähr glich!“

„Menscht öppe? 's cha si, aber di geiht's grad nüt a, weischt das!“

Der Bauer war hinausgegangen, als er wieder eintritt, kann er schier nicht mehr seinen Platz gewinnen, so tanzen die Paare Kehraus, besonders der Mathys „doppelirt“ trotz einem Jungen.

„Lene, wei mr öppen au eine mache?“ scherzt der Bauer. „Lene, schlof doch nit eister, lueg wie lustig as zuegoht!“

„I schlofe jo nit und köhren Alls. Aber mr wei denk die Junge lo mache, sie hei nit so schwäri Bei wie mir, süst thäte-sie au lieber hocke. Tanz du minetwege, wenn Gluscht hesch, Jörg! I wirde nit schalu. Mueß dr no nes Strübli bringe?“

„Nei, nei, gesse han i gnue und trunken au gli. — (Zu den Mädern:) 's isch wieder heiter glanz dusse und dr Berg het si putzt. Für das Mol isch's mit em Regne verbi. I ha denkt, es mach mehr, gschade hätt's nit viel, so wege-me Tag thuet's i dr Frucht nüt, im Emdgras aber hätt's wohl tha. 's isch müglig, daß es jetz recht troch wird, de git's zum Vorus weni Emd; 's isch dünn und churz.“

„Ne Tröchni git's allweg“, antwortet der Heiri, „me heig scho mängi Nacht d'Füchs köre belle, dr Hans dört wülls au köhrt ha, gell Hans? Aha, er tanzet au, i de Holzböde, so, Vreni, schlingge numme recht im Züüg ume! Dä ma's verlide!“

Der Mathys aber sagt: „Euch brucht's nit Angst z'werde, Meister, wege dr Tröchni, wenn me so vorräthigs Fuetter, settig Hüffe uf dr Bühni hett. Dir chönnet's au mache, wie selb Bur im Oberland obe, wo euse Xaveri bi-n-em dienet het. Er het's mängisch erzellt und mir hei-n-is fast z'tod glachet. — Do heb's emol dr ganz Aberelle und wit i Maie use gregnet, es heig ne böse Aschin gha für's Gras und für's Pflanzzüg. Do sige d'Lüt zum Pfarrer gange und hebe gseit, er sell doch Stundgebet astelle, daß es au regni und's Heu gäb. Im Xaveri si Meister aber isch ne wüethig riche Bur gsi und het no bi hundert Chlofter olts Heu gha zum verchaufe. Du het'r gseit bim z'Morgenesse zu sine sechs Chnächte

und drei Mägde: Dir ganget jetz au z'Chilche, all Tag, so lang ander Lüüt au göih. Aber passet mr uf! Dir betet mr, daß es nit regnet, daß's weni Heu git! Heit-er mi verstande? — So si-sie all Tag z'Chilche gange, ihrene Nüni. Und drei ganz Wuche, het dr Xaveri gseit, drei ganz Wuche hei mr's möge eb'ha, eusere Nüni gege die ganzi Gmein — ha ha ha ha! — Se, Hans, gi-mer e chli vo dim Tubak, i ha mine vernistet. — Nu, Mariann, wenn mi no einisch so müpfsch, so will dr de dr Marsch scho mache, tanzet, wo's Platzg isch, dr bruchet nit euserein cho unterobsig z'heie! Vreni, i heb di gwüß bim Bei, wenn no einisch so chunnsch!"

„Hock du hintere Tisch, Mathys, du bisch doch do nit sicher, sie wei di halt mit Gwolt helche, das Fratzezüg!" sagt der Bauer aufgeräumt.

Der Heiri aber ruft: „Nei, Meister, jetz goht me hei go hocke, dr-längewäg i's Bett, dörthi chömme sie nit. 's isch spot gnue und eusi Sach hei mr au gmacht — Herrgott, scho halbi Eis! Mathys, ufprotzt und d'Stiefel uezoge! Hei hei! Süscht meinen eusi Wiber, mr sigen uf und drus — und thäte si hintersinne!"

„O die wurde afe briegge!" spottet das Mariann, „settig chäme sie am Noh-Märet no über, a jedem Finger eine und no nes Halbdotze dri!"

„Mach nume, daß du no Eine überchunnst; es wird dr no Gedanke mache, so ne böse Chätzer —"

„I wüll gar keine, bidank mi!"

Das Liseli stürzt auf die Mutter los, schlingt seine Aermchen um ihre dicke Taille und, an ihr zerrend, ruft es übermüthig: „Müetti, chumm! mr wei au eine mache, dr Letscht!"

— „Loh mi doch goh, du Gäuggel! i glaube bigopp, du hebisch ne Rusch, schäm di au, Liseli, vor em Mannevolch!“

„Seiht Meitlene, jetz ufghört tanze, chömmet Alle do zum Tisch!“ befiehlt der Bauer. „Oeb mr vonander göih, trinke mr no nes Ständibus, wie's die große Herrschaften au mache! Früsche Wy her, dä isch jo ganz läih vom langen aluege. Muetter, du muesch au no cho Gsundheit mache! Und dr Albert wo isch jetz dä?“

„Jo, wo isch jetz dä?“ ruft die Mutter.

„Er isch scho ne Stund nümme do“, antworten die Mädchen, „er heb numme nie tanzet.“

„I will ech säge, wo-n-er isch“, sagt der Heiri; „dr Hans dört möcht-en mit em Finger erlänge, wenn er d'Schaffi ufthuet: selb uf-em Bänkli lit er vor em Huus und schloft.“

„Was? Schloft? Mir wei-n-em dr Schlof scho vrtribe!“ So rufen die Mädchen und rennen zur Thüre hinaus. Draußen gewaltiges Geschrei und Gelächter, sie zerren den Widerstrebenden in die Stube hinein. „Do hei-mer-e, dä Siebeschlöfer, dä Fulänz! Ale marsch, abghocket, dohi, nebe Heiri und Bscheid tho! gell, am-en-en andere Ort chämisch nit Schlof über, über euserein isch dr z'gring!“

„Er isch halt au grüsli müed worde und dr Arm thuet em halt au no weh, löiht en doch goh!“ wehrt die Mutter mitleidsvoll.

„Was? müed? An ere Sichlete?“ rufen die Mädchen.

„Jetz löiht mi rüeihig!“ wehrt der Jüngling lächelnd und reibt sich den Schlaf aus den Augen, „jetz bin i jo wieder buschper, was weit-er meh? Gsundheit Heiri! seiht, se trinket jetz und machet eui Sach, heit-er doch so nes Wese mit mr. Wei mr no eis singe, Bäbeli? Im Mariann sis —“

I cha keis bsunders Liedli und cha gar nit singe!“ fiel

ihm das trotzige Mädchen in's Wort. „Und du Hans, trink de z'andermol us dim und nit us mim Glas —“

„Das isch mi thüri Seel gäng mis Glas gsi, dr ganz Obe —“

„Nei, mis isch's, sägen i! Und i will's bsunder ha!“

„Und wenn-o! J ha däich so nes sufers Mul as du, selb muesch de wüsse, und wege dr Fürnehmi —!“ Der starke Hans ist wirklich ganz aufgebracht. Aber auch das Mariann wendet ihm verächtlich den Rücken.

„Nu, was isch jetz das?“ ruft der Bauer; „ne ganzen Obe isch's so friedlig zue gange, jetzt müeßt dir no bögge selb obe! das thuen i nit! Agstoße und dr Friede gmacht!“

„Hei jo, es dunkt mi au“, sagt die Mutter, „ale, Mariann, thue nit so bös und mach im Hans Bscheid!“

J bi eineweg z'friede, und er cha's mache wie-n-er will!“ erwiedert das Mädchen. „J goh go luege, was d'Sau macht. Wo isch d'Loterne? Guet Nacht Heiri und Mathys! Und dir au, Meitschene!“ — Und es entfernt sich raschen Schrittes.

„Das git einisch ne bösi donners Frau“, sagt der Chasper, „öppe so nes leiders Mannli schloht die im Hüsli ume, as-es stübt. Die wett i nit, chönn sie au schaffe wie sie well! Du au nit, gell Heiri?“

Der Hans sagte nichts. —

„So, jetz no ustrunke, Manne, und dir au, Meitlene, dr schlofet numme besser! Und du Hans — mach doch nit so dr Muggi! Trinket doch us! Muetter! (leise) Hesch-ne die Sach z'weg? — (laut) Morn lade mr de z'erscht ab, öppe so gar früeh bruchet-er nit z'cho, 's ma glich no gsi, und de putze mr ine, was no dussen isch. Hesch i Stall zündet, Hans? de isch recht! Nu, Chasper, wo fählt's? du

luegsch so büsselig use! Hesch so Schlof oder bisch süscht nit z'paß?"

„Ja", ergänzt der Hans, „er macht grad nes Gsicht, as müeßt er morn e Lichered ha! Oder plagt di 's Frävelgricht? Bim Donner, da hei-mr's, das git dr z'stune! Lah gseh da! Gell, 's Birchli lit dr uf em Mage, das chansch nit verwerche! Du chunscht allweg nes Portiönli Gascho über, aber briegg nüschti nit, mr bringe dr de Znüni, ig und dr Mathys, nes Baggeli Brönz —"

„O dir Züttle dir! Wäge dem Bitzeli Frävel chummen i keini graue Hoor über; i wüll mi scho use bitze, glaubet's numme!"

„Aber wenn di de dr Presidänt recht obenabe aschnarchlet, de erchlüpfsch doch, mi Gottseel!"

„Jo wenn me si thät förchte! Aber i bi au scho dur 's Fäckfüür gange und 's het mi nit brönnt!"

„Wenn du?" frägt der Heiri.

„He selbmol weg-em Rüttimelk, weg-em Schlaghandel. Selbmol ha-n-i gment, dr Tüfel sig nümme wit! d'Reu und Leid ha-n-i scho gmacht gha — do het mr dr Lunzichlaus ne guete Roth gäh."

„Jo bigopp, i bsinne mi no guet! Du hesch dr Melk gar schandlig versackuhret gha und bewiese-n-isch's au gsi bis a 's Löchli zue — du hesch bsunderbari Gnad gha, Chasper —"

„Gnad? Nei, diffig mueß mr si!" Nachdem er ausgetrunken und sich wieder einschenken lassen, fährt der Chasper fort: „Wie gseit, diffig mueß mr si, der Chlausi het mi famös instruirt und mr's Pfiffi gnoh, ha ha ha! — 's het gregnet, was vom Himmel abe het möge und g'chutet, g'chutet — bim Scheeriloch het's mi albe ganz umdräiht! Wäge däm bin i au ne ganzi halb Stund z'spot cho. Do bin i

glich nit grad i d'Grichtsstube gange, sondere i's Presidänte Chuchi. Dört ha-n-i nes Häsli uf en Tisch gleit, wo ig und dr Chlausi am Obe drvor braggeniert gha hei — im Heidelloch hei mr ne tätscht — uud du ha-n-is dr Frau Presidäntene klagt, worum as ig müeß vor Audienz. Dr Chlausi het mr ebe gseit gha, sie sig eigetlig Presidänt. I ha's grad gmerkt, daß ere 's Pelzli gfallt. Sie het gseit, sie well öppe luege, was z'mache sig. I sell still drzue si und jetz weidli goh. — Gib mr Füür, Hans! — Wo-n-ig i d'Grichtstube cho bi, het mi dr Weibel scho abrüelet, worum i so spot chömm und dr Presidänt isch so chrumm und gstablig 's Zimmer uf und ab gscheichet und het mi us sine Schlitzäuglene so verdächtig agluegt — o Chasper, hättsch du dis Häsli wieder, ha-n-i denkt — Sit dir dr Chasper Chriesibluest? Jo, Herr Presidänt. — Dir hebet do eue Nochber gschlage! Chläger, bringet eui Chlag vor! — Do ha-n-i erst dr Melk gseh im Ofeneggeli hocke, dr Grind het'r verbunde gha und het so erbärmlig blau und möltsch use gluegt, er het mi doch duret! O Chasper, ha-n-i denkt, dir goht's hüt schlächt! — Gib mr no nes Tröpfli, Vreni! — Du het dr Melk Alls gseit, wie dr Strit agange sig wägem Tschuppelhuehn und wäge de Wibere und wie-n-ig-e durwalkt heb. Gloge het-'r frili au ne chli: i heb em mit em Stiefelzieher zwickt, und i ha mi Seel numme ne Stifel gha, ne früschbschlagne! — Der Presidänt isch still gstande und het mi agluegt, wie ne Rähel: Dir köhret, was dr Chläger vorbringt! Dir gseiht, Verantworter, daß dir ech schwär vergange heit, Alls spricht gägen ech, Züüge und Akte, weit-ers grad igstoh? — Do böpperlet's a d'Thüre. Herein! Es böpperlet wieder. Dr Weibel goht go luege —"

„Bertha los", ruft die Mutter, „chumm gschwind. (Leise:)

Si doch d'Chörbli ipackt für d'Wärchme? I 's Mathysen Frau thue no ne Fläsche Wi dri, hesch's ghört? Löthige, hesch's ghört? Und d'Chirsiwasserfläsche, wo hei mr si hüt au hi tho — i ha so Chopfweh."

Hören wir wieder, was der Chasper erzählte. — Herr Presidänt, dr söllet nen Augeblick go lose, seit dr Weibel. Wie-n-er use gangen isch, ha-n-i au noche güggelet und d'Frau Presidäntene gseh im Gängli usse. Seit's em's ächt? I paar Minute isch-er ine cho, het nen Augeblick zum Pfäister us gluegt, isch zwöi Mol d'Stuben uf und ab glaufe und du het-'r wieder agfange, aber agluegt het-er mi nümme: Jo, Verantworter, dir heit e chli übersünig ghandlet, das isch konstatiert, allein — allein, dir Chläger hebet au gar ungebührlig brofiziert! der Verantworter het schint's mehr i dr Nothwehr ghandlet — — Nothwehr? Herr Presidänt! seit dr Melk, er het mi z'erst bim Chrage gnoh!! — Jä, sig das jetz wie-n-es well, Mano, es chönnt euch au no schlächt goh! I rothen ech guet, 's Gricht chönnt ech ganz guet beedi z'säme strofe, de heit-er's! Trinket dir ne Schoppe z'säme .... Aber Herr Presidänt, seit dr Melk, lueget doch au mi Chopf a und der schwullnig Arm? Nüt, nüt, i chönnt ech keis guets Wörtli ilegge, dir sit, wie-n-i gkört ha, au ne chli ne Händelsüchtige, göiht dir jetz, göiht. — Ha ha ha! I ha gwüß bald gment, dr Melk wärd no gstroft und i chömm nes Trinkgeld über, as ig en karwatscht ha, er chömm i's Loch, as er so geduldig dar gha het, ha ha ha!"

Der Heiri aber spricht: „Dasmol chönnt's dr nes Bitzeli schlächter goh, Fründ; 's wird jetz nümme i dr Chuchi abgsproche!"

„Do Manne, heit-er eue Wibere öppis e chli hei z'chrome — nei, nei, dr heit nüt z'danke, 's isch nit so viel!" sagt die

Mutter, indem sie Jedem das mit Küechli gefüllte Körbchen reicht. „Schlofet wohl, Manne! und wenn dr nit gnue gesse und trunke heit, so sit-er selber z'schuld, wägem schüüchthue! Guet Nacht, Allne z'säme, guet Nacht, chömet guet hei! — Meitschene, marsch i's Bett! Wo isch dr Albert? Isch-er öppe no furt? Wird doch nit si, um die Zit! Michel, gang lueg doch — 's isch wägem Bschlüüße! — Morn bruchsch keis Röschti zum Caffee z'mache, Mariann, es si jo Chüechli gnue do! So? isch dr Albert no furt?"

12.

Ja, der Albert ist noch „furt". Während Chaspers Erzählung kämmte er sich die Haare zurecht und verließ unbemerkt die Stube und das Haus. Er schlägt den Kirchweg ein, quer durch die Matten und Obstgärten. Bei des Sigristen Haus biegt er rechtsab, überspringt zwei Gartenhecken und befindet sich im Nu hinter des Krämers Haus, vor dem Fensterlein des Röseli. Der riesige Hund unter der Laube bellt wie wüthend, ein paar flüsternde Worte des Jünglings reichen hin, um ihn zu beschwichtigen. Dann klopfte er dreimal leise an das Fensterläufterle: „Röseli, Röseli! Nume-n-i bi's! Schlofsch?" Es nahen sich Fußtritte von dem Mühlegäßli her. Es ist nur der Wächter, er ruft die Stunde: „Ein Uhr gschlage, Ein Uhr gschlage!" Er setzt seine Wanderung fort, das Dorf entlang. Dann ist wieder Alles stille, Mensch- und Thierlein schlafen, ausgenommen das Zirpchen im Grase und der Frosch im nahen Mühleteich, welche ihren süßen Geheimnissen Ausdruck verleihen.

„Röseli, ghörsch nüt? Jg bi do!" — „Aber, Albert, chunnsch du no so spot? 's isch gwüß bold Morge!" Das Läufterle öffnet sich. „Worum chunnsch au so spot? Aber Jösis, wenn di au öpper gsäch —"

„Mr hei d'Sichlete, und i ha nit chönne schlofe, öb di

no gseh ha! Nimm das Röseli, nes Fläschli Sichletwi, aber vom Mehbessere! Nimm grad nes Schlückli! Nit?"

„Los, Albert, i wett lieber, du chämisch nümme ... du machsch mr 's Herz so schwer und 's füehrt doch zu nüt, Albert, i weiß es sicher!! Euji wurd-es nie zue-gäh, in Ewigkeit nie — wie hei sie nume ne Lärme gha wege letztmol i dr Stadt! — nei, Albert, so unendlig lieb as di ha — blib lieber z'rugg, nimm ne Richi, sie thüeis doch nit anderisch!"

„Und i säge: di einzig ha-n-i gern uf dr ganze wite Welt und di einzig will i und süscht kei Anderi, so wohr —"

„Schwör nit, Albert! Und red doch nit so luut —"

„So wohr as ne Himmel git, loh mi nit loh iwätte, wie nen Ox. Röseli, do hesch d'Hand druf, mir bisch rich gnue und 's Liebste uf Erde .... Gell, Röseli, du heiß-esch mi nümme z'rugg blibe, blibsch mis lieb guet Schätzeli ...?"

Armer Mattenhofbauer, deine Großbauern- und dynastischen Pläne werden kaum in Erfüllung gehen! Armes Güllenbur-Anni, weder deine Reize, noch deine „Achzigtausende" werden hinreichen, den Albert für dich zu gewinnen .... Vorderhand bleibt das „Zikorimeitschi noch Siegerin! —"

* * *

„Jörg!" sprach die Mattenhofbäuerin zu ihrem Ehegemahl, „Jörg, do nimm no nes Stiefeli Chirsiwasser, das isch guet vor-em schlofe, bsunders wenn me Chüechli gesse het. Wotsch no eis? Säg's numme, wenn mahsch! — So, jetz wei mr doch au go schlofe, 's isch Alls i dr Rueih, bis a 's Mariann; er seit, es well no öppe ne Stund ufblibe bi dr Mohr, me gseih de scho, öb sie hinecht fährli oder nit. Gang ehnder no gschwind go luege, du verstohsch di jo au druf, und wenn gsehsch, aß nüt drus git, so jag's Mariann au

i's Bett; 's mueß au gar gnue dra si! Leg nume die Pantoffle do a! — 's isch au ne Sach, daß die Zwöi, dr Hans und 's Mariann, si nit besser chönne verträge! Wenn d'Dienste öppe gar z'säme hei, isch's au nit guet, so aber isch's au verleidlig, i denke, sie blibe nit binander. Wotsch 's Liecht mit='r näh, Jörg? —"

„Nei, i finde dr Weg feischterlig."

Nach einer Weile kommt der Bauer wieder hereingeschlurft.

„Lene, i weiß dr öppis Neu's, du wirsch lose! Also bin i dur=e Schopf use gange, i de Säuställe zue. I ha Heiteri gseh im Säugängli hinte und köre liseli zelle. 's het mi doch Wunder gno, wer dört sig bim Mariann! I bi zue düüßelet, was mensch, Lene, was het's für ne Chilter? Roth emol!"

„Oeppe der Wagnerläng?"

„Nei währli nit — euse Hans isch=es! Sie hocken uf ei'r Strauwelle, und was i gmerkt ha, schüüche sie jetz nander nüt, wo's Niemer gseht .... Gell Lene, das chunnt dir au gspässig vor?"

